

Die
Stellung
der Frau
in der
Schweiz



Teil II: Biographien
und Rollennorm

Bericht der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen

Die
Stellung
der Frau
in der
Schweiz

Teil II: Biographien
und Rollennorm

Vorwort

"Es sei nämlich dahin gekommen, dass die Frauen, auch über Entfernungen hinweg, einander stützen müssten, da die Männer nicht mehr dazu imstande seien (...) Weil die Männer, die für uns in Frage kämen, selbst in auswegloser Verstrickung sind. Ihr werdet durch den Gang der Geschäfte, die euch obliegen, in Stücke zerteilt, die kaum miteinander zusammenhängen. Wir sind auf den ganzen Menschen aus und können ihn nicht finden."
(Christa Wolf, Kein Ort. Nirgends)

Nach zwei Heften, die sich mit äusseren Gegebenheiten des Lebens von Frauen in der Schweiz befassen, geht die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen mit diesem Bericht auf die inneren Bedingungen ein. Die inneren Bedingungen, das heisst das Zusammenleben in einer Familie oder in anderen Formen. Die inneren Bedingungen, das heisst aber auch die Befindlichkeit, die Bestimmtheit, das Erleben seiner Lage. Zu den objektiven Merkmalen der Stellung der Frauen in der Schweiz kommen in diesem Bericht erstmals subjektive Ansichten hinzu.

Diese Ansichten sind nicht in einer Umfrage ermittelt worden. Insofern unterscheidet sich unser Bericht klar von der im Auftrag der Nationalen schweizerischen UNESCO-Kommission von Held und Levy durchgeführten Untersuchung über die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft (1974). Die Mittel der Kommission erlaubten nur eine Sekundärauswertung der seither entstandenen Studien, Untersuchungen, Berichte. Wo immer möglich, wurden sie dabei mit den Ergebnissen der UNESCO-Studie verglichen; es erwies sich, dass diese in vielem noch keineswegs überholt ist.

Das Positive in dieser Aussage ist relativ zu verstehen: darin liegt die Feststellung, dass sich in einem Jahrzehnt wenig an der Stellung der Frau geändert hat. Deutlich wird zudem, dass die Beschäftigung mit Problemen von Frauen in der soziologischen und psychologischen Literatur der Schweiz noch immer höchst bescheiden und fragmentarisch ist. So lässt sich denn kein umfassendes und plastisches Gesamtbild zeichnen. Manches bleibt im Dunkeln; anderes ist nur für einzelne Schichten oder Regionen belegt, aber nicht für das ganze Land; einiges muss von ausländischen Erfahrungen und Erkenntnissen aus geschlossen werden. Das Mosaik weist weisse Stellen auf, wie wenn es aus einer längst vergangenen Zeit stammte.

Nichtsdestoweniger lassen die Ergebnisse des Berichtes aufhorchen. Deutlich zu spüren ist eine gewisse Unzufriedenheit der Frauen mit ihrer Stellung - auch gerade in dem Bereich, der ihr als ureigener Entfaltungsraum zugestanden und zugewiesen ist. Wahrnehmbar wird ausserdem die zunehmende Diskrepanz zwischen dem Schein der Familie und ihrem Sein: was viele jüngere Leute von der Familie denken und was sie tun, klappt stark auseinander. Das Ideal hat einen Sprung.

Anstatt den Sprung zu kitten, versucht die Kommission im letzten Teil des Berichts, ein neues Gefäss zu töpfeln. Sie entwickelt behutsam Vorstellungen von einer anderen, offenen Art des Zusammenlebens von Frau und Mann und unter Erwachsenen und Kindern insgesamt. In Form von Empfehlungen gekleidet, wird der Weg zu einer freiheitlicheren und sensibleren Gesellschaft gezeigt, mit allen Schwierigkeiten und Schwächen.

Grundlagen für den Bericht wurden gelegt von einer Forschungsgruppe des Soziologischen Instituts der Universität Zürich (Dr. François Höpflinger, Franz Kühne, Christiane Ryffel-Gericke). Beiträge verfassten zudem die Soziologinnen Laura Vonèche und Geneviève Steinauer, beide Genf, sowie die ehemalige Dokumentalistin der Kommission, die Soziologin Elisabeth Guyot-Noth. Im übrigen standen Vorarbeiten von Dr.rer.pol. Verena Ritter, Bern, sowie Dr. Thomas Held (z.Zt. Stanford USA) zur Verfügung. Die Folgerungen und Empfehlungen gehen im wesentlichen auf Dr. iur. Elisabeth Veya, Sekretärin der Kommission, und Fürsprecher Christoph Reichenau, Sektionschef im Bundesamt für Kulturpflege, zurück. Für den Exkurs ist Dr.phil. Jürg Schiffer vom Bundesamt für Statistik verantwortlich. Das Manuskript überprüfte Dr.phil. René Levy, Genf. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Ein besonderer Dank gebührt den folgenden Personen, ohne die der Bericht in der vorliegenden Form nicht entstanden wäre:

Gestaltung: Reinhart Morscher
Graphiken: Trix Wetter
Reinschrift: Verena Müller
Bibliographie: Käthi Belser / Verena Laedrach-Feller
Übersetzung: Nicole + Gérald Beroud, Nicole Buchser, Suzanne Hof, Jessica Hottinger, Catia Leuenberg, Helena Vuille
Abschlussarbeiten & Koordination: Verena Laedrach-Feller

Eidg. Kommission für Frauenfragen
Die Präsidentin:

Lili Nabholz-Haidegger

Dr. Lili Nabholz-Haidegger

Einleitung

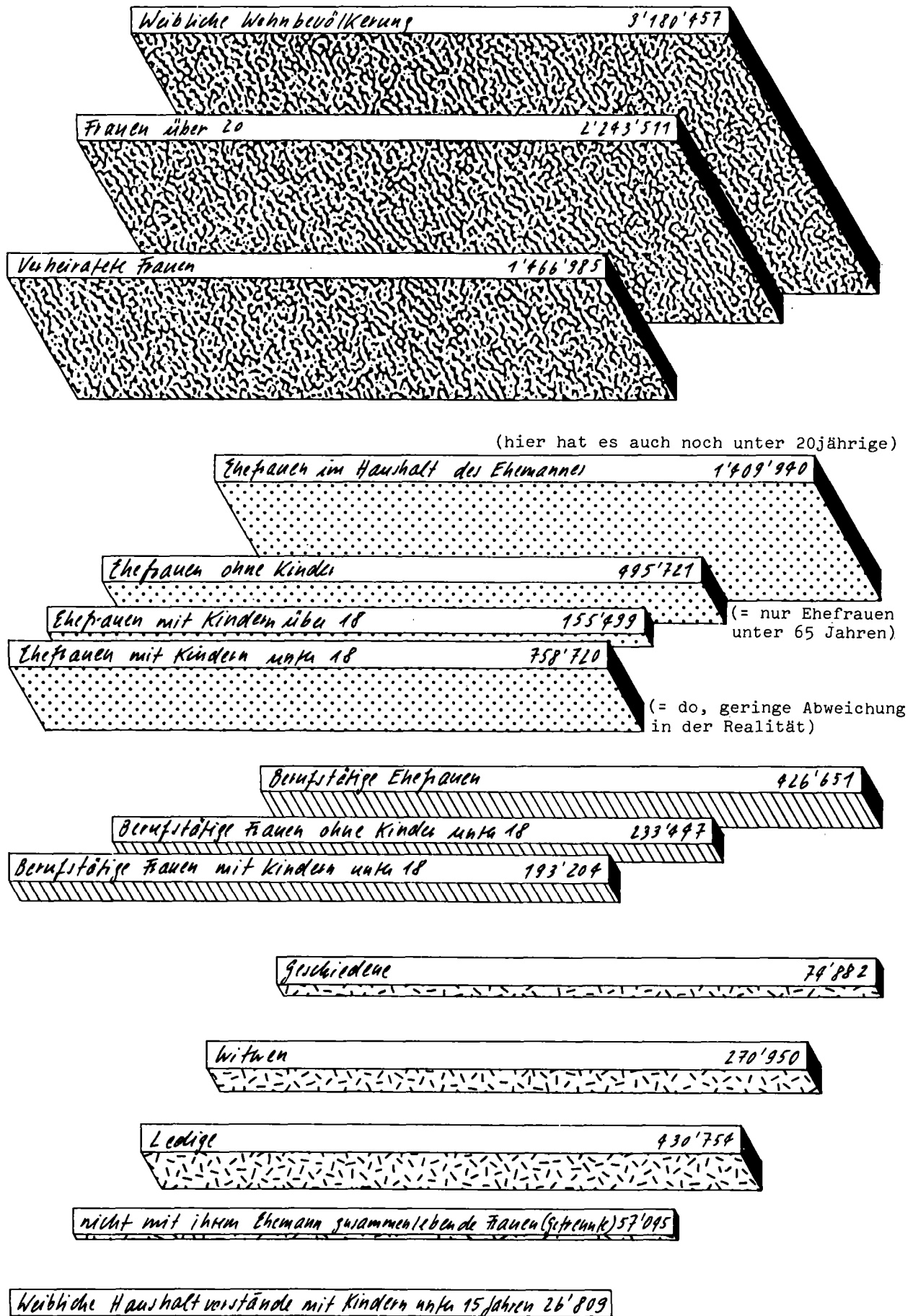
1 Wer ist "Die Frau"?

Mutterschaft, Familie und Haushalt: dies sind die Aufgaben, die ausschliesslich der Frau übertragen sind. "Die Frau" bildet sich wohl aus, erlernt einen Beruf, heiratet dann jedoch und hat Kinder, was fast automatisch mit der Aufgabe der Berufstätigkeit verbunden ist. Nach traditionellen Vorstellungen ist die "normale" Frau verheiratet, Mutter und nicht ausserhäuslich tätig (oder auf alle Fälle nicht gegen Entgelt).

Ein Blick auf die Wirklichkeit. Nur 60% aller erwachsenen Frauen sind verheiratet, nur 21% der erwachsenen Frauen über 18 Jahren sind verheiratet und haben Kinder unter 16 Jahren. Ca. 30% aller verheirateten Frauen sind ausserhäuslich berufstätig. Die Zahl der Frauen, die in irgendeiner Weise nicht dem Bild von der Ehefrau und Mutter (mit betreuungsbedürftigen Kindern) entspricht, überwiegt. Darin sind die Frauen eingeschlossen, die nicht oder nicht mehr verheiratet sind; die ihren Ehemann durch Tod verloren haben; die Kinder haben, ohne verheiratet zu sein; die einem Erwerb nachgehen, weil die Kinder erwachsen sind.

All diesen verschiedenen Situationen wird in den gesellschaftlichen und rechtlichen Strukturen noch zu wenig Rechnung getragen - auch das soziale Leben ist nach wie vor auf die Einheit Mann-Frau abgestimmt. Das Verhältnis innerhalb des Paares ist dabei keineswegs eines zweier gleichwertiger Partner: Die Ehefrau steht im Schatten des Ehemannes; sie nimmt mit der Eheschliessung seinen Namen, seinen Bürgerort, seinen sozialen Status an - viele Beispiele des täglichen Lebens, des täglichen Sprachgebrauchs vor allem, beweisen es. Es kommt nicht von ungefähr, dass eine unverheiratete Frau immer noch mit der Verkleinerungsform ihrer Geschlechtsbezeichnung vorlieb nehmen muss. Es gehört auch keineswegs der Vergangenheit an, dass in Todesanzeigen speziell in der französischen Schweiz und einigen deutschschweizerischen Kantonen von der "Frau Johannes Jemand, geb. Johanna Niemand" gesprochen wird. Die Ehefrau macht mit ihrem Ehemann Karriere, während

Uebersichtstabelle



selten ein Ehemann dem Status seiner Frau folgt. Eine Frau steht meistens in einer Funktion zu einem Mann: sie ist die "Tochter von ...", die "Frau von ...", die Mutter von ..." - nur in Ausnahmefällen gelingt es ihr (und dann vor allem der ledigen Frau), sich selbst einen Namen zu schaffen.

Die auf Familie und Paarbeziehungen ausgerichteten gesellschaftlichen Strukturen führen einerseits dazu, dass Ehefrauen einen komfortablen Platz im sozialen Gefüge einnehmen, dafür aber mehr als ihre unverheirateten Schwestern an den Erwartungen an ihre "weibliche" Rolle leiden. Ledige, geschiedene (etwas weniger verwitwete) Frauen hingegen stehen eher abseits; doch weil sie sich ohnehin neben der "Norm" bewegen und keine Modelle für ihre Daseinsbewältigung zur Verfügung haben, können sie sich ihr Leben auch unabhängig, freier gestalten.

2 Wie empfindet die Frau ihre Situation?

Die Frage, die über den nachfolgenden Ausführungen steht, geht deshalb dahin, wie sich die Frauen in ihren verschiedenen Situationen vorkommen, mit welchen Schwierigkeiten sie konfrontiert werden, welche ihrer Erwartungen erfüllt, welche getäuscht wurden. Anders als in unseren Berichten I und III über die Stellung der Frau in der Schweiz (1) vergleichen wir diesmal weniger die Situation der Frau mit jener des Mannes, als vielmehr die Erwartungen der Frauen und an die Frauen mit der Realität. Die verschiedenen Biographien werden an der Rollennorm gemessen.

Nicht alle Fragen können im Rahmen dieses Berichtes beantwortet, nicht alle Probleme aufgedeckt werden, viele berühren wir bloss. Ausgegangen sind wir jedoch von der Auffassung, dass jeder Mensch - Frau und Mann - an seinen realen Funktionen und Leistungen, nicht an Zivilstand, Geschlecht und Alter gemessen werden soll. Zudem gehen wir davon aus, dass die bestehende Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau in Erwerbsleben und "Aussenbeziehungen" einerseits, Kindererziehung und Haushaltführung andererseits keineswegs im Geschlecht allein begründet ist. Auch funktionelle, typisch weibliche Eigenschaften wie Wärme, Fürsorglichkeit, Verständnisbereitschaft, Opferwilligkeit und Mütterlichkeit dürfen nicht allein den Frauen vorbehalten sein. Man muss auch akzeptieren, dass Frauen instrumentelle "typisch männliche" Verhaltensweisen (Härte, Durchsetzungsfähigkeit, Kampfesmut, Aggressivität) zeigen.

3 Datenlage

Wir versuchen die verschiedenen Biographien von Frauen zu skizzieren. Ausser der Schwierigkeit, Folgerungen zu ziehen, bestand das grösste Problem darin, Unterlagen zu finden. Die statistischen Angaben stammen zum grössten Teil aus dem Jahre 1970 (die Angaben der Volkszählung 1980 lagen beim Verfassen des Berichtes noch nicht vor); für einzelne Fragestellungen mussten wir auf die ausführliche Untersuchung der UNESCO-Kommission (2) zurückgreifen, die Daten der Volkszählung 1970 verarbeitet hatte. Nun sind jedoch sowohl die Jahre 1968 (Anfänge des modernen Feminismus), wie 1975 (UNO-Jahr der Frau) gerade für das Bewusst-

sein der weiblichen Bevölkerung der Schweiz von Bedeutung; beide Markierungen sind in den zitierten Untersuchungen zumeist nicht oder nur teilweise eingeschlossen. Diese Vorbehalte sowie die folgenden Einschränkungen sollten deshalb den Leserinnen und Lesern des Berichtes gegenwärtig sein. Wissenschaftliche Untersuchungen gehen im allgemeinen von eher speziellen Fragestellungen aus, decken nur die Situation je einer Gruppe der Bevölkerung ab und ihre Resultate sind deshalb schwer miteinander zu vergleichen.

Hier zeigt sich ausserdem ein weiterer Ausfluss der Rollenerwartungen, der Rollen"norm": die Situation der verheirateten Frau ist bedeutend ausführlicher und differenzierter untersucht als jene der alleinstehenden Frau - zur Erhellung der Lage unverheirateter Frauen musste neben der UNESCO-Untersuchung (welche ja eigentlich nicht neu wiedergegeben werden sollte) auf eine wenig repräsentative schweizerische sowie eine bundesdeutsche Untersuchung zurückgegriffen werden - vieles bleibt deshalb hypothetisch, wird jedoch aus diesem Grund zu einer Anregung, Studien zum Thema aufzunehmen und zu vertiefen.

4 Ziel

Unser Bericht soll - wie die beiden vorangehenden - in erster Linie eine Bestandesaufnahme sein, so vollständig als möglich. Daneben wird jedoch in einzelnen Fällen auch gewertet, kommt Unbehagen zum Ausdruck, werden Verbesserungsmöglichkeiten skizziert. Dies alles muss aber lückenhaft bleiben, solange umfassende Untersuchungen über die Realität und die Erwartungen der weiblichen Bevölkerung unseres Landes fehlen. Immerhin scheint schon viel erreicht, wenn die Wundstellen erkannt, wenn das Verständnis für neue Forderungen geweckt, wenn Toleranz gegenüber den nicht der Rollennorm Entsprechenden gefördert werden kann.

Teil II:

Biographien und Rollennorm

1. Die Frau in der Familie
2. Unverheiratete Frauen
3. Alter

Eine Umfrage als Ergänzung

4. Folgerungen
und Empfehlungen

1. Die Frau in der Familie

11 Die Relevanz der Familie und die "Normalbiographie"(1)

Das Familienleben, die Uebernahme der Rolle als Ehefrau, Mutter und Hausfrau bringt für die Frau weit einschneidendere Veränderungen ihrer "Lebenskurve" mit sich als für den Mann. Fast immer bedeutet der Eheschluss auch Mutterschaft. Damit einher geht das Aufgeben oder mindestens Einschränken der Erwerbstätigkeit, die nur von einer Minderheit von Frauen später (häufig in Teilzeit) wieder aufgenommen wird. Oft folgt der Eheschliessung ein genereller Rückzug aus dem gewohnten Lebens- und Freundeskreis, aus den bisherigen Tätigkeitsfeldern. Die verschiedenen Phasen des Familienlebens mit je unterschiedlichen Anforderungen an die Rollen als Mutter, Gattin und Hausfrau sind überdies wesentlich von Entwicklungen und Ereignissen abhängig, welche die Frau nicht selbst bestimmen kann, wie etwa der Abfolge verschiedener Schulstufen oder Ausbildungsschritte bei den Kindern, dem beruflichen Werdegang des Mannes, dem Umzug der grösser bzw. kleiner gewordenen Familie oder Haushaltsgruppe. Die Veränderungen betreffen nicht nur die äussere Situation, sondern in hohem Masse auch das Bewusstsein der Frauen, ihr Selbstverständnis, ihre Einstellungen.

So zeigen verschiedene Untersuchungen, dass durch die Heirat und vor allem die zeitlich kurz darauf folgende Geburt des ersten Kindes die Frauen die männliche Dominanz(?) eher akzeptieren als vorher. Diese Anpassung erfolgt weitgehend unabhängig von der konkreten Familiensituation und scheint für alle Frauen, für die weibliche "Normalbiographie" insgesamt, typisch zu sein.

Auf subjektive Aspekte der weiblichen Normalbiographie soll in diesem Bericht indes nicht eingegangen werden. Ausser der UNESCO-Studie(3), wo einige dieser Punkte untersucht wurden, findet sich seither bloss noch die Sekundäranalyse dieser Frauenuntersuchung von René Lévy(4).

Lediglich in einem Exkurs gehen wir aufgrund empirisch ermittelte Textunterlagen auf die Bedeutung von Familie und Mutterschaft für die einzelne Frau ein (S. 22 ff.). Hingegen soll mit Hilfe demographischer Angaben skizziert werden, durch welche Entwicklungen die äusseren Merkmale des Lebenszyklus der Frau in der Schweiz geprägt sind. Grundlage sind die Daten und Analysen des Berichtes über die Lage der Familie in der Schweiz des Bundesamtes für Sozialversicherung (5) sowie eine Zusammenfassung von Resultaten aus einem grösseren Forschungsprojekt des Soziologischen Institutes der Universität Zürich, das den Geburtenrückgang in der Schweiz zum Thema hat. Hinzugezogen werden schliesslich Studien, die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes über "Arten und Grade der Unabhängigkeit bei den älteren Einwohnern der Schweiz" entstanden sind (6) sowie verschiedene partikulärere Untersuchungen zur Familie.

In den folgenden Abschnitten werden drei Züge des "Familienlebens" einer Frau, also ihrer äusseren Normalbiographie, behandelt. Zunächst geht es um Eheschliessung und Eheauflösung. Die Frage, wie häufig, wann und von wem geheiratet bzw. geschieden wird, soll abklären helfen, ob die These von der weiblichen Normalbiographie weiterhin für die überwiegende Mehrheit der Frauen Gültigkeit hat oder ob sich Änderungen bezüglich der in Ehe und Familie verbrachten Lebensspanne abzeichnen. - Der zweite Abschnitt handelt von den Veränderungen in der Familiengrösse und der Wichtigkeit, die die Frau heute der Familie zumisst - soweit sich dies objektiv feststellen lässt. Dabei spielt nicht nur der Rückgang der Geburtenzahl eine Rolle, sondern auch die Tatsache, dass Mutterschaft bzw. Kinderphase heute auf andere Lebensabschnitte der Frau entfallen als vor 1950. - Im dritten Abschnitt wird die innereheliche Rollen- und Arbeitsverteilung unter die Lupe genommen. Unser Interesse gilt einmal der Art, wie sich junge Ehepaare theoretisch die innerfamiliäre Organisation vorstellen. Wir fragen dann weiter, wie Arbeitsteilung und Aufgabenerfüllung in der Praxis aussehen, wie die allenfalls entstehenden Konflikte beigelegt werden.

12 Ehegründung und Ehescheidung; neuere Trends

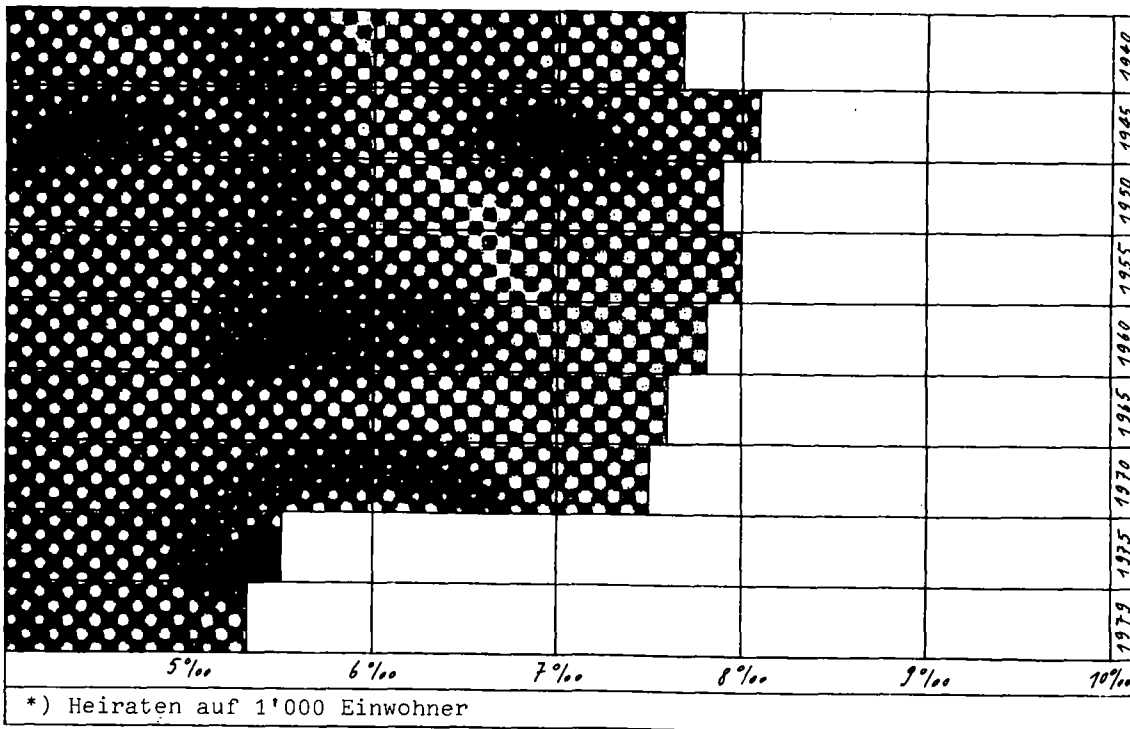
121 Heiratshäufigkeit

Die Zunahme der allgemeinen Heiratshäufigkeit gehört zu den wichtigsten demographischen Prozessen des vergangenen Jahrhunderts. Von 1870 bis 1970 hatte der Anteil der ledigen 50-jährigen, von denen man annehmen kann, dass sie nicht mehr heiraten, kontinuierlich von 21,2% bei den Männern und 22,2% bei den Frauen auf 9,8% bzw. 12,9% abgenommen. Es scheint nun, dass sich diese Entwicklung nicht in der gleichen Weise fortsetzen wird.

Für die letzten 10 Jahre kann eine gewisse Stagnation der Heiratshäufigkeit beobachtet werden; die Zahl der Heiraten pro 1'000 Einwohner (= rohe Heiratsziffer) ist seit 1970 rapide gesunken.

Grafik 1:

Entwicklung der rohen Heiratsziffern in der Schweiz *)



Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1980, 31

Die abnehmende Heiratshäufigkeit der ins Heiratsalter eintretenden Jahrgänge führte dazu, dass 1974 die relative Anzahl der Eheschliessungen im Vergleich zu 1954 um 8,3% kleiner geworden ist. Diese Zahl (38'499 Eheschliessungen) sank in den vier Jahren bis 1978 weiter auf 32'120. 1979 und 1980 war jedoch wiederum ein Anstieg (1979: 34'000; 1980: 35'700) zu registrieren. Im Detail zeigt der Vergleich zwischen 1971 und 1979, dass der Rückgang der Eheschliessungen vor allem die jüngeren Leute betroffen hat.

Tabelle 1:
Heiratshäufigkeit der Ledigen 1971, 1974 und 1979

Alter	Heiratsziffer auf 10'000 Personen *)					
	Männliches Geschlecht			Weibliches Geschlecht		
	1971	1974	1979	1971	1974	1979
15-19	20	14	7	217	167	93
20-24	709	579	366	952	800	608
25-29	605	523	505	347	299	311
30-34	163	150	161	94	80	68
35-39	57	47	41	38	33	17
40-44	24	21	12	19	18	5
45-49	14	12	5	13	11	3

*) Zahl der Eheschliessungen von Ledigen, bezogen auf die Gesamtbevölkerung aller Zivilstände.

Quelle: ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1974, Bern, 1975, 11.
BFS, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1979; Bern, 1980, 93.

Tabelle 2:
Ledige Eheschliessende nach Alter, 1971, 1974 und 1979

	Männer (in%)			Frauen (in %)		
	1971	1974	1979	1971	1974	1979
Total	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
davon:						
bis 24jährig	45,2	41,9	34,0	69,4	67,6	63,4
25-29jährig	39,9	41,5	45,5	21,5	22,6	28,0
30-34jährig	9,4	11,1	15,3	5,0	5,5	6,3
35jährig und älter	5,5	5,5	5,2	4,1	4,3	2,3

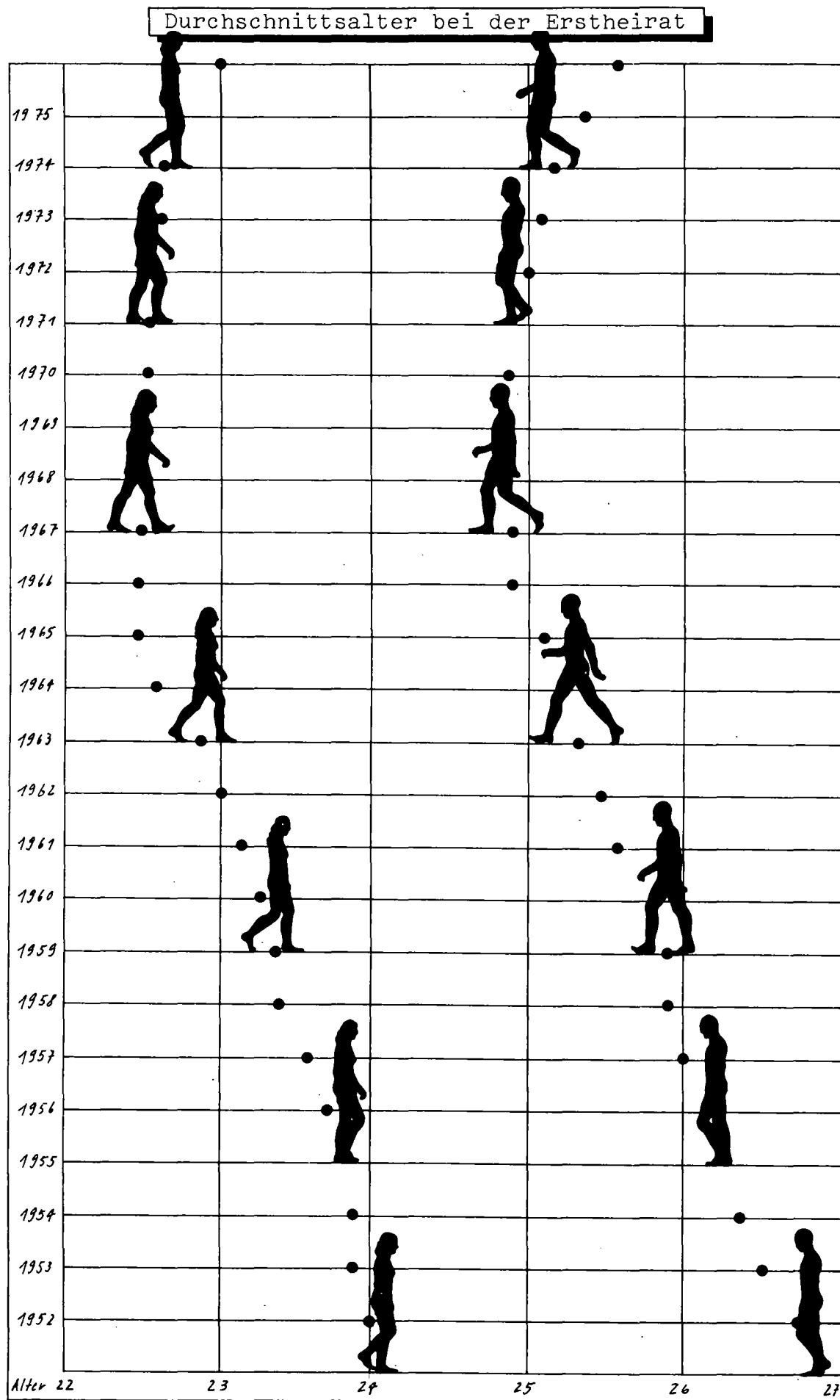
Quelle: Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1979.

Unklar ist, ob es sich bei dem Trend nur um ein Aufschieben der Heiraten in der jüngeren Generation oder auch um die Anfänge eines neuen Standes von "endgültigen" Ledigenquoten handelt.

122 Unterschiedliches Heiratsalter von Mann und Frau

Parallel zur Abnahme der Heiratshäufigkeit ist in den letzten Jahren ein leichter Wiederanstieg des durchschnittlichen Heiratsalters zu beobachten, das seit der Nachkriegszeit ständig zurückgegangen war.

Grafik 2:



Quelle: BSV, Bericht über die Lage der Familie in der Schweiz, 1978.

Trotzdem lag das Heiratsalter 1976 noch unter dem Niveau von 1950. Sicher hängt die Verschiebung des Heiratsalters mit strukturellen Veränderungen in Ausbildung und Beruf zusammen. Andererseits zeigt sich darin wohl die Folge eines gesellschaftlichen Wert- und Normwandels. Vermehrt wird die Ehe als feste Institution in Frage gestellt und durch neue Modelle partnerschaftlicher Beziehungen ersetzt. Dazu werden sexuelle Beziehungen, Heirat und Elternschaft zunehmend als voneinander unabhängig betrachtet. Zusammenleben ohne Trauschein - mit oder ohne darauffolgende formelle Absicherung - gilt immer mehr als legitim(7). Der durchschnittliche Altersunterschied zwischen heiratenden Männern und Frauen, der sich in den 60er Jahren etwas verringerte, scheint sich eher wieder zu vergrössern. Die Frauen heiraten durchschnittlich im Alter von 23½ Jahren, bei den Männern liegt das durchschnittliche Heiratsalter jetzt über 26 Jahren.

Während 1970 42,3% der eheschliessenden Frauen einen Partner aus der gleichen Altersgruppe geheiratet haben, waren es 1979 nur noch 39%. Dafür nehmen die Ehen mit einem älteren Mann zu, was wohl auch auf Wiederverheiratungen Geschiedener zurückzuführen sein dürfte. Parallel mit dem Steigen der Scheidungszahlen hat auch die Zahl der Wiederverheiratungen - wie übrigens in allen westeuropäischen Ländern - zugenommen. Die Tendenz, Männer aus der nächsthöheren Altersgruppe zu wählen, scheint besonders bei den 25- bis 29-jährigen Frauen zu bestehen, während die 30- bis 34-jährigen Frauen recht häufig Männer aus der jüngeren Altersgruppe heiraten.

Tabelle 3:
Eheschliessende nach gegenseitigem Alter, 1970, 1977
und 1979 (in %)

Mann im Vergleich zur Frau	1970	1977	1979
5-10 Jahre älter	8,7	10,1	11,0
0-5 Jahre älter	32,8	33,6	35,2
gleich alt	40,6	37,7	39,0
0-5 Jahre jünger	7,4	7,2	8,1
5-10 Jahre jünger	1,1	1,0	1,4
Uebrige	9,4	11,4	5,3
Total	100,0	100,0	100,0

Quellen: ESTA, QW 478, 1972.
Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1978
und 1980, 38.

Inwiefern der Altersunterschied zugunsten des Mannes mit einem Bildungs-, Berufsprestige- und Einkommensvorsprung zum Zeitpunkt der Eheschliessung einhergeht, lässt sich aufgrund der statistischen Angaben nicht eindeutig beantworten. Der Vergleich der beruflichen Stellung der Eheschliessenden zeigt eine Neigung zur Heirat unter "Gleichen": in rund zwei Fünfteln der geschlossenen Ehen gehören die Gatten zur gleichen groben Berufskategorie.

Tabelle 4:
Relative berufliche Stellung der Gatten (in %)

	1972	1977
Mann 2-4 Kat. höher als Frau	11,7	12,2
Mann 1 Kat. höher als Frau	21,5	20,7
Mann und Frau in gleicher Kat.	38,1	38,6
Mann 1 Kat. tiefer als Frau	24,7	24,1
Mann 1-2 Kat. tiefer als Frau	4,0	4,4
Total	100,0	100,0

Berücksichtigt wurden nur die Kat. 1 (Selbständigerwerbende, Direktor), 2 (Leitende Angestellte), 3 (untere Angestellte), 4 (gelernte Arbeiter) und 5 (an-, ungelernete Arbeiter, Heimarbeiter).

Quelle: ESTA, Sektion Bevölkerungsbewegung, unveröffentlichte Tabelle.

123 Eheschliessung und Zivilstand

Vier Fünftel der Ehen werden unter Ledigen geschlossen, 1979 (78,4%) weniger ausgeprägt als 1970 (85%). Zugenommen haben die Eheschliessungen von Geschiedenen. Dies hängt sicher zum einen daran, dass die Anzahl Geschiedener grösser geworden ist, dass das durchschnittliche Scheidungsalter tiefer liegt und mehr kinderlose Ehen geschieden werden, aber auch daran, dass Scheidung weniger als früher als definitiver Schicksalsschlag angesehen wird, sondern mehr als Misslingen eines Versuches, der aber mehrmals unternommen werden kann.

An erster Stelle der Eheschliessungen Geschiedener stehen dabei diejenigen zwischen ledigen Frauen und geschiedenen Männern, an zweiter diejenigen zwischen ledigen Männern und geschiedenen Frauen, an dritter Stelle kommen die Ehen unter Geschiedenen. Das Verhältnis zwischen der Kombination geschiedener Mann/ledige Frau und dem umgekehrten Fall lediger Mann/geschiedene Frau hat sich dabei etwas angeglichen.

Tabelle 5:
Eheschliessende nach Geschlecht und Zivilstand (1970) und 1979 (in %)

Mann \ Frau	1970				1979			
	Ledig	Verwitwet	Geschieden	Zusammen	Ledig	Verwitwet	Geschieden	Zusammen
Ledig	(85,0)	78,4	(0,7)	0,5	(3,3)	6,1	(89)	85
Verwitwet	(1,3)	1,0	(0,9)	0,4	(0,8)	0,8	(3)	2,2
Geschieden	(4,9)	7,7	(0,5)	0,2	(2,6)	4,9	(8)	12,8
Zusammen	(91,2)	87,1	(2,1)	1,1	(6,7)	11,8	(100)	100

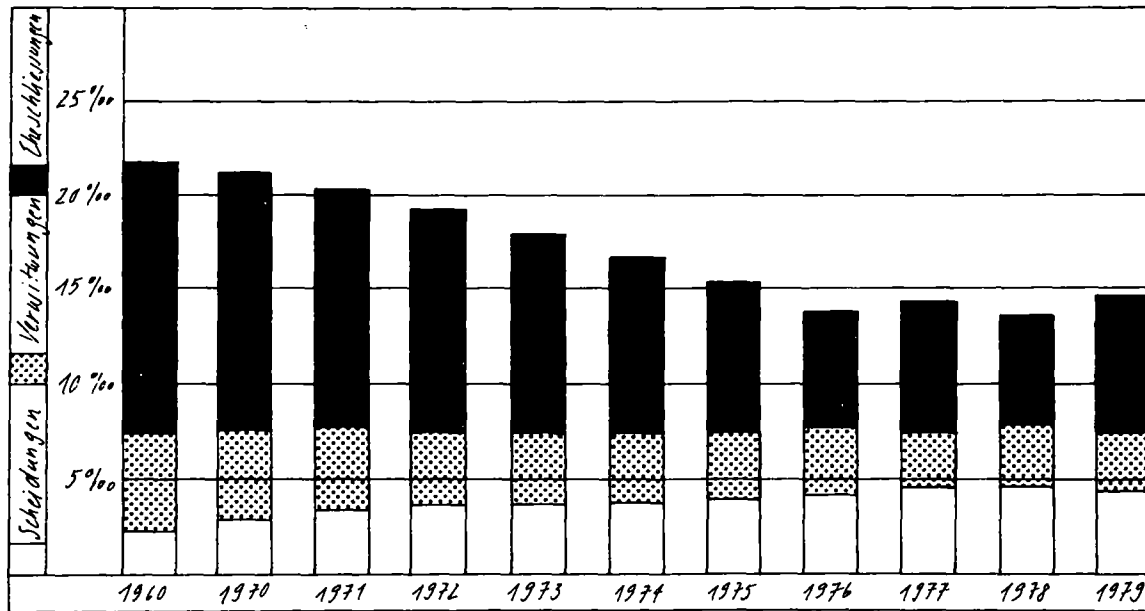
Quelle: Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1980, 39.

124 Auflösung der Ehe

Die Auflösung einer Ehe erfolgt durch Tod eines Ehegatten oder durch Scheidung der Ehegatten. Inbezug auf die erwachsene weibliche Wohnbevölkerung ist der Anteil der Verwitwungen von Frauen seit 1960 praktisch konstant geblieben, während sich der Anteil der Scheidungen von Frauen deutlich erhöht hat.

Grafik 3:

Eheschliessungen, Verwitwungen und Scheidungen von Frauen, 1960, 1970-79 (% der erwachsenen weiblichen Bevölkerung)

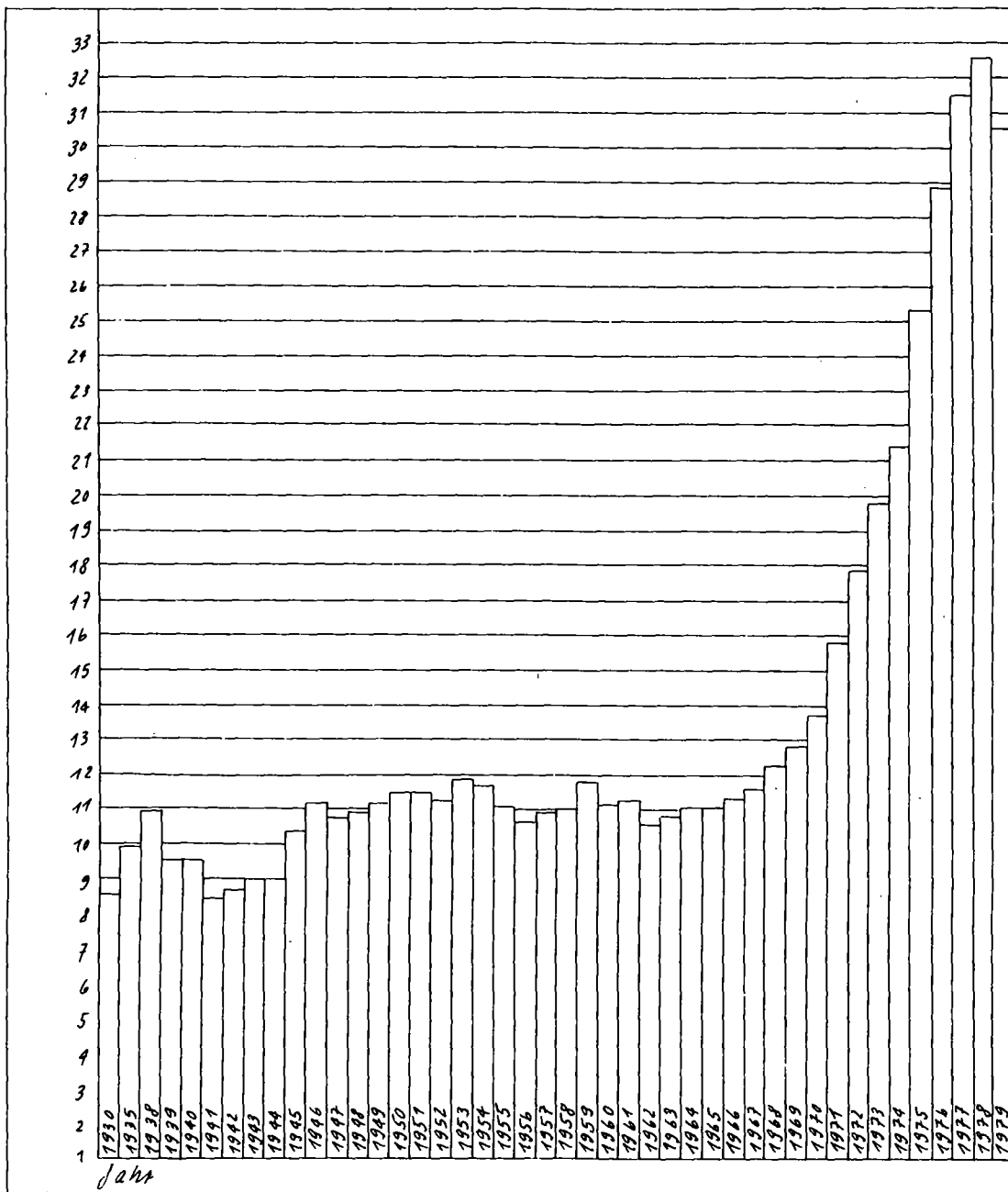


Stat. Jahrbücher der Schweiz 1961, 1971-80

Seit der 2. Hälfte der 60er Jahre ist ein starker Anstieg der Scheidungen festzustellen. Wurden 1960 lediglich 4'656 Ehen geschieden (21'852 wurden durch Tod eines Ehegatten aufgelöst), waren es 1979 10'394 (25'298 Auflösungen durch Tod). Gegenüber dem "natürlichen" Ende der Ehe gewinnt die Scheidung immer mehr an Bedeutung. Zwischen 1961 und 1964 kamen im Jahresdurchschnitt 17% aller Eheaufösungen durch Scheidungen zustande, zwischen 1971 und 1974 waren es rund 25% (8). Auf 100 Heiraten kamen in den Jahren 1961 bis 1964 gut 12 Scheidungen, die Zahl stieg bis 1979 steil auf 30 Scheidungen an (Grafik 4). Auffällig scheint in diesem Zusammenhang, dass es in den meisten Fällen die Frauen sind, die auf Scheidung klagen, d.h. formell die Klage einreichen (9).

Grafik 4:

Scheidungen in der Schweiz auf 100 Heiraten von 1900-1979



Quelle: Duss-von Werdt/Fuchs, Scheidung in der Schweiz, 1980, 18.
 Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1980, 45 + 31.

Ob der Anteil geschiedener Ehen an einem Eheschliessungs-jahrgang tatsächlich zugenommen hat und weiter zunimmt oder ob die zunehmende Zahl von Scheidungen mit dem früheren Heirats- und damit auch Scheidungsalter zusammenhängt, lässt sich noch nicht sicher sagen. Auf jeden Fall hat für Frauen und Männer die Wahr-scheinlichkeit zugenommen, dass in jüngerem Alter die Familien-oder Ehegemeinschaft aufgelöst wird.

Wenn man an die immer noch grösseren Wiederverheiratungs-wahrscheinlichkeiten geschiedener Männer denkt, bedeutet dies, dass Frauen eher damit rechnen müssen, während eines Teils des Lebens familien- oder ehelos zu leben. Der Umstand, dass auch die Wiederverheiratungschancen der Frauen steigen dürften, ändert da-ran nicht viel. In die gleiche Richtung weist die sinkende Hei-ratshäufigkeit der Ledigen und der Wiederanstieg des mittleren

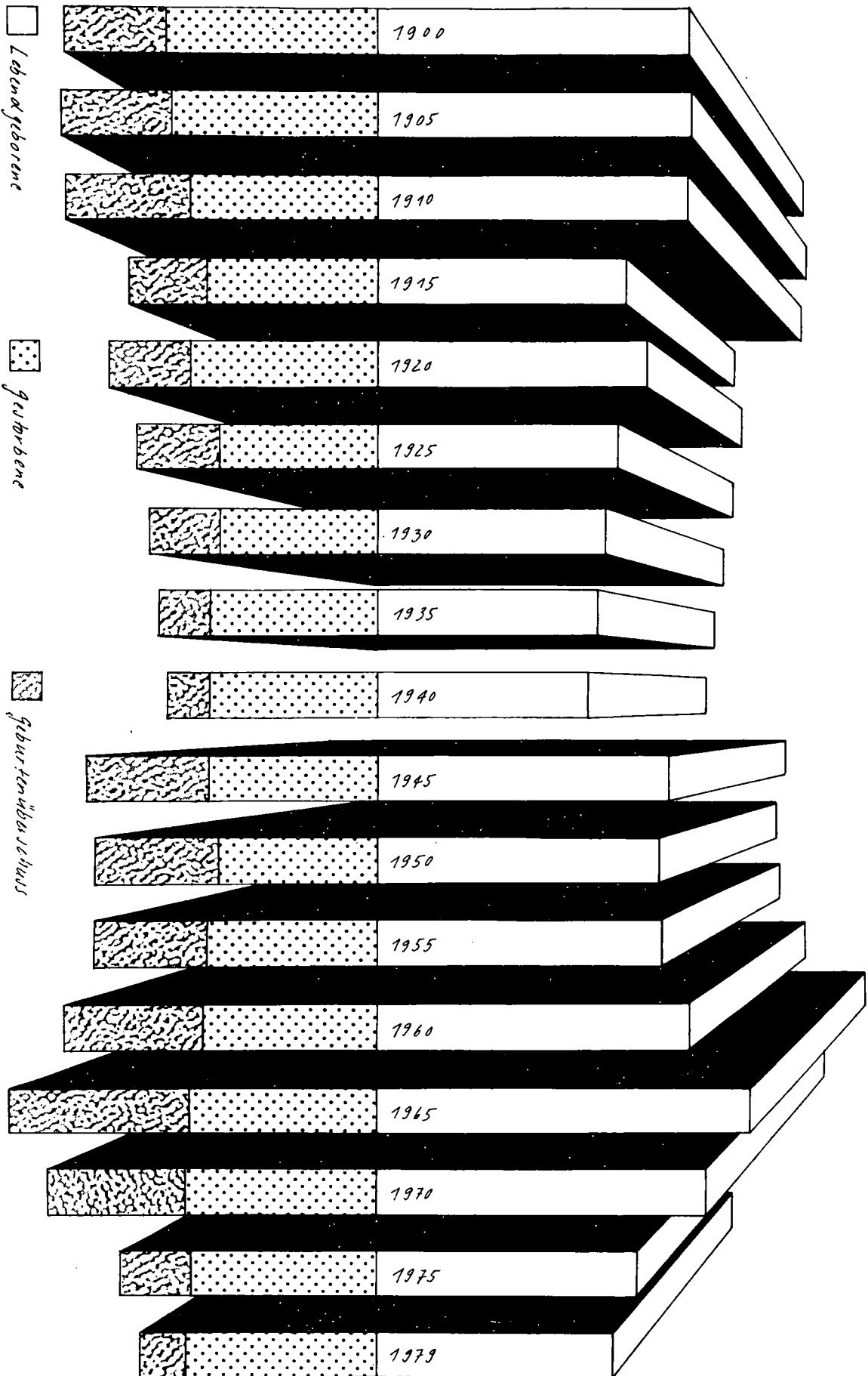
Heiratsalters. Man kann deshalb mit einiger Vorsicht aus den demographischen Entwicklungen seit 1970 schliessen, dass insgesamt die Normalbiographie für die Frauen weniger zwingend, aber auch weniger sicher erscheint. Weniger als noch vor 10 Jahren ist es für eine Frau selbstverständlich, in jungen Jahren oder überhaupt zu heiraten, und überdies ist es wahrscheinlicher geworden, dass ihre Ehe frühzeitig durch Scheidung aufgelöst und sie - mit grösserer Wahrscheinlichkeit als der geschiedene Mann - ohne Ehegatte bzw. Familie bleiben wird. Neue Wahlfreiheiten oder neue Diskrimination?

13 Mutterschaft, Familie

Familie, Familiengründung und Mutterschaft verlieren im Leben einer Frau zusehends an Dominanz. Frauen heiraten heute im allgemeinen später als vor 1950, die Paare bekommen ihre Kinder bewusster und geplanter, die Kinderzahl nimmt ab. Diese Tendenzen werden belegt durch demographische Angaben, die im Rahmen einer Untersuchung des soziologischen Instituts der Universität Zürich ermittelt wurden.

131 Die Entwicklung der Fruchtbarkeitsziffer

Nach den ausserordentlich geburtenschwachen Vorkriegsjahren ist die Zahl der lebendgeborenen Kinder bis Mitte der 60er Jahre stetig angestiegen. Mit dem Pillenknick von 1964, d.h. der unvermittelt entstandenen Möglichkeit, zuverlässig und einfach eine Empfängnis zu verhüten, begann die Zahl kontinuierlich zu sinken, während die Wohnbevölkerung zunahm. In den Jahren 1979 und 1980 stieg die Zahl der Geburten jedoch wieder (Grafik 5).



Bevölkerungsbewegung in der Schweiz seit 1900 (Absolute Zahlen)

Quelle: ESTA, QW 591, 1977, ergänzt durch Angaben aus dem Stat. Jahrbuch der Schweiz, 1980, 31

Der Geburtenüberschuss war 1978 mehr als 4mal geringer als 14 Jahre zuvor. Dieser Rückgang übertrifft bei weitem den rezessionsbedingten Bevölkerungsrückgang (Rückwanderung von Gastarbeitern, die verhältnismässig mehr Kinder zur Welt gebracht haben als die einheimische Bevölkerung) (10). Es bestehen indes kaum Anhaltspunkte dafür, auf welche Gruppen der Bevölkerung der registrierte durchschnittliche Rückgang hauptsächlich zurückgeht.

Ein Blick auf die altersspezifischen Fruchtbarkeitsziffern (ASFZ = Zahl der Geborenen eines Jahres von 1'000 Frauen einer bestimmten Altersgruppe - die Struktur der Gesamtheit der 15-45/48jährigen übt folglich keinen Einfluss auf die Ziffern aus, vgl. Tabelle 6) zeigt, dass zwar in jeder Altersgruppe die Geburtenzahl gesunken ist, am meisten jedoch bei den mehr als 45jährigen (70%), am wenigsten bei den 20-24jährigen (25.38%).

Tabelle 6:
Altersspezifische Fruchtbarkeitsziffern (ASFZ)

Jahr	Altersgruppen						
	-19	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45+
1966	22,0	126,1	173,0	107,3	49,6	15,1	1,0
1967	22,4	123,4	164,5	102,5	46,1	14,6	1,2
1968	21,9	120,8	156,6	99,3	44,7	13,0	1,1
1969	21,9	112,5	137,9	94,7	43,7	12,9	0,9
1970	22,8	124,9	137,2	83,4	37,9	10,2	0,9
1971	21,9	122,2	136,0	80,4	35,7	9,5	0,8
1972	21,0	114,8	131,7	75,6	32,2	8,5	0,7
1973	20,1	108,6	128,3	70,6	28,9	7,5	0,6
1974	17,6	101,4	124,5	69,5	26,5	6,1	0,5
1975*	15,1	94,1	121,7	63,9	23,2	5,7	0,3

Quellen: *Demographic Yearbook 1976;
übrige: Demographic Yearbook 1975.

Es zeigt sich aber auch, dass die Gruppen der 20-24- und der 25-29jährigen Frauen nach wie vor den Hauptbeitrag an der Gesamtgeburtenzahl leisten, nämlich über 60%. Angewachsen ist seit 1935 (Tabelle 7) der Anteil der 15-24jährigen Mütter, während die Zahl der 30-49jährigen Frauen, welche Kinder zur Welt bringen, erheblich gesunken ist.

Tabelle 7:
Prozentanteile der Altersgruppen an der Gesamtfertilität

Jahr	Altersgruppen							total
	15-19	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	
1935*	1,3	17,1	32,5	27,5	15,1	6,0	0,5	100,0
1940*	2,1	19,3	31,7	26,1	15,2	5,1	0,4	99,9
1945*	2,0	19,1	32,2	26,2	15,2	5,1	0,4	100,2
1950	2,7	21,2	32,5	24,8	14,0	4,6	0,4	100,2
1955	3,1	24,2	32,6	23,3	12,4	4,1	0,3	100,0
1960	3,1	25,4	34,0	22,6	11,0	3,6	0,3	100,0
1965	4,3	26,0	34,9	21,5	10,1	3,0	0,2	100,0
1970	5,5	29,9	32,8	20,0	9,2	2,5	0,2	100,1

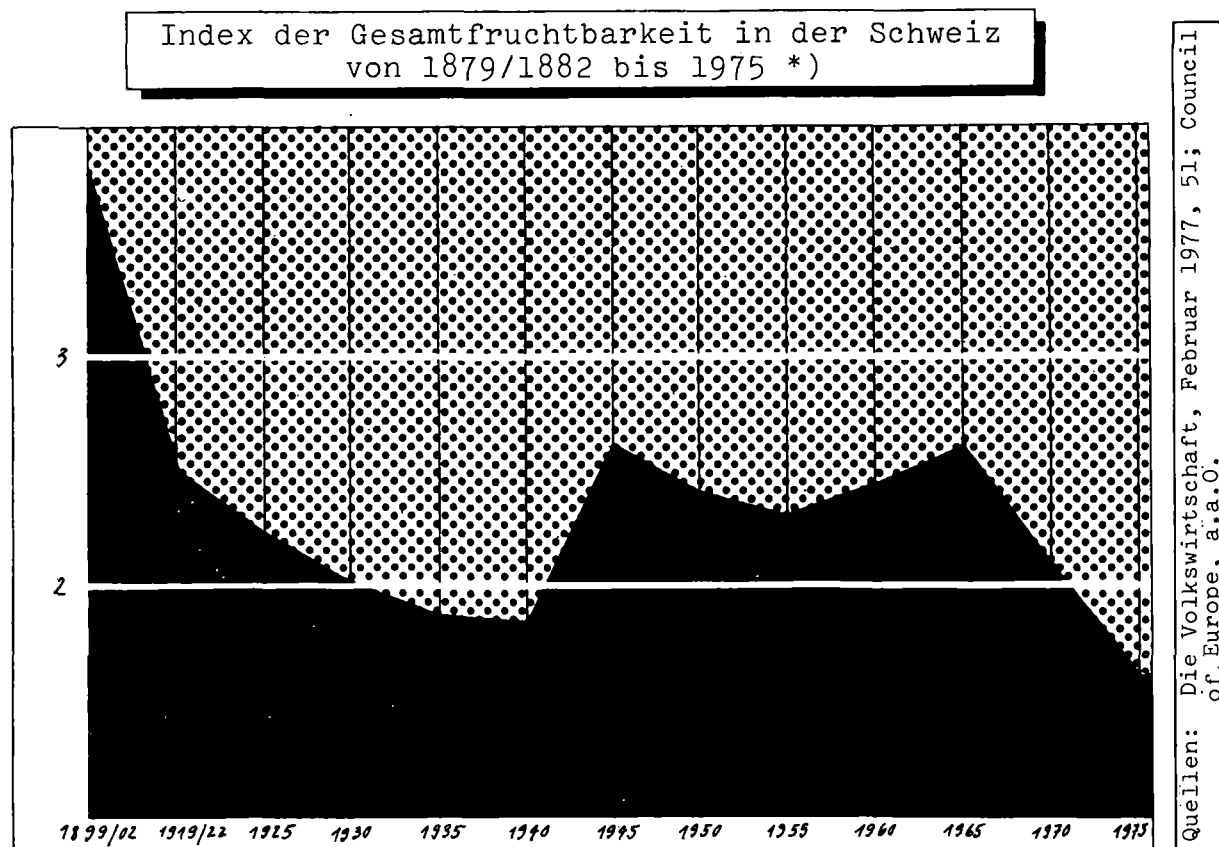
Quellen: "Nations Unies (eds.): Etudes démographiques No. 27/ NY 1958.
übrige: United Nations (eds.): Population Studies No. 59/NY 1977.

Bei diesen Berechnungen wurde jedoch nicht berücksichtigt, wie weit sich die absolute Grösse der jeweiligen Altersgruppe verändert hat. Der gegenwärtig zu beobachtende Trend zum Wiederanstieg der Geburtenzahlen könnte z.B. auch daran liegen, dass jetzt die geburtenstarken Jahrgänge ins gebärfähige Alter treten.

Immerhin scheint festzustehen, dass heute nicht nur weniger Kinder geboren werden, sondern dass sie zumeist auch vor dem 35. Altersjahr der Mütter geboren werden.

Wieviele Kinder eine Frau, die heute noch in den fruchtbaren Jahren steht, zur Welt bringt, kann nur mit einer Schätzzahl ausgedrückt werden, dem "Index der Gesamtf Fruchtbarkeit" (Grafik 6). Der Index - er ergibt sich aus der Aufsummierung der altersspezifischen Fruchtbarkeitsziffern eines Jahres - oder, wenn es sich um Fünfjahresklassen handelt, aus der entsprechenden Summe multipliziert mit fünf - entwickelt sich seit dem Ende des 2. Weltkrieges für die Schweiz und ihre europäischen Nachbarstaaten tendenziell gleich: abnehmend bis Anfang/Mitte 50er Jahre; steigend bis Mitte der 60er Jahre; und relativ beschleunigt sinkend bis zu den Jahren 1974/1977. Etwas vereinfachend könnte diese Entwicklung als Tendenz zur Zwei-Kinder-Familie interpretiert werden.

Grafik 6:



*) Ausgedrückt durch die mittlere Kinderzahl je Frau. Von 1879/1882 bis 1931 wurde der IGF aufgrund eines Modells der allgemeinen Fruchtbarkeit berechnet.

132 Regionale Unterschiede der Geburtenhäufigkeit

Aehnlich wie in anderen europäischen Ländern ist auch in der Schweiz die Geburtenhäufigkeit regional unterschiedlich. Ein Vergleich für die Jahre 1969/1971 in den Gemeinden der Schweiz lässt folgende Unterschiede sichtbar werden: die geringste Geburtenhäufigkeit verzeichnen Kerngebiete von Agglomerationen, die höchste demgegenüber intakte Bauerngemeinden.

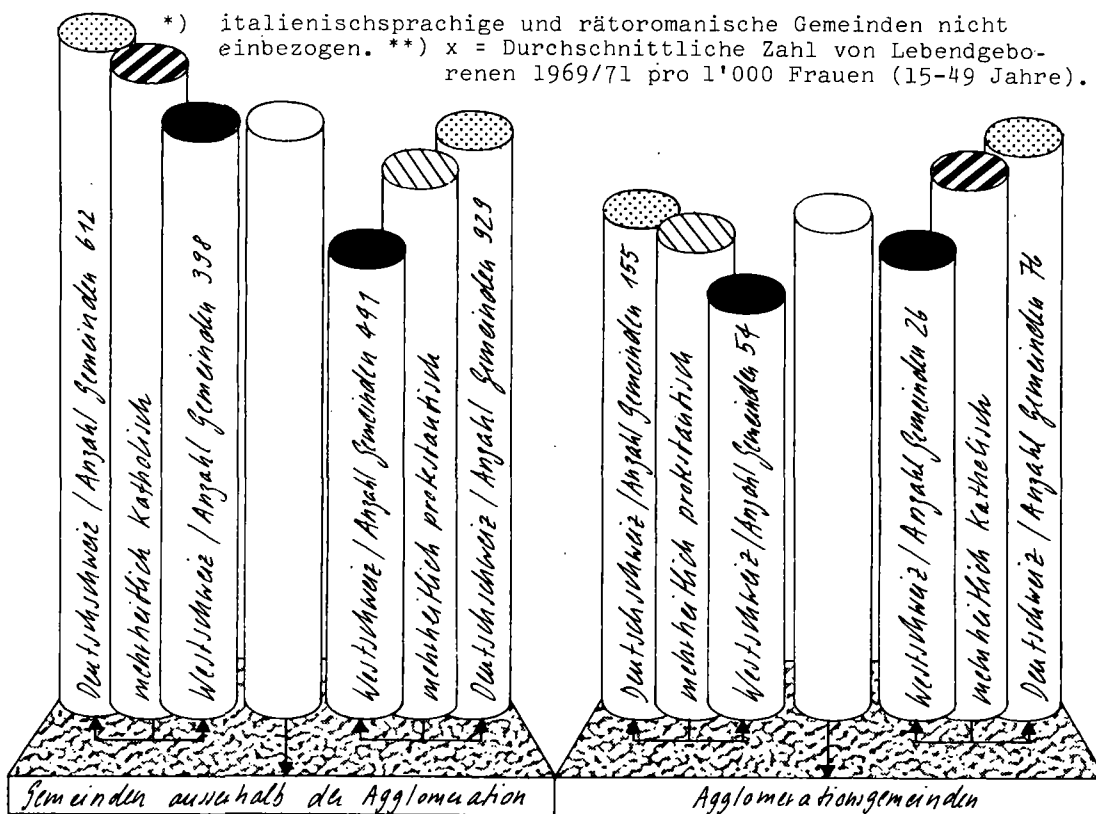
Im allgemeinen nimmt die Geburtenhäufigkeit einer Gemeinde mit dem Anteil an in der Landwirtschaft tätigen Personen zu, jedoch mit dem Anteil an im Tertiärsektor beschäftigten Personen ab. Dabei zeigen detaillierte Analysen, dass auch innerhalb städtischer bzw. ländlicher Regionen systematische Unterschiede in der Geburtenhäufigkeit nachweisbar sind: Ausserhalb der städtischen Agglomerationen wird die Geburtenhäufigkeit vor allem durch die Beschäftigungsstruktur (z.B. Anteil an Landwirten) bestimmt. Zusätzlich kommt in diesen Gebieten auch der konfessionellen Zusammensetzung der Bevölkerung eine Bedeutung zu: in mehrheitlich katholischen Gemeinden liegt die Geburtenhäufigkeit im Durchschnitt etwas höher als in mehrheitlich protestantischen Gemeinden.

In den Agglomerationsgemeinden hingegen lassen sich keine konfessionsbedingten Unterschiede der Geburtenhäufigkeit feststellen. Entscheidendes Merkmal für die Geburtenhäufigkeit ist der Anteil jüngerer Erwachsener, die in nicht wenigen Fällen von den städtischen Kerngemeinden in die Agglomeration abwandern, wenn sie eine eigene Familie gründen - eine Folge des weiterhin schwindenden Wohnraums für Kinder in den Städten. Zusätzlich zu diesem Alterseffekt zeigt sich in den Agglomerationsgemeinden die Tendenz, dass die Geburtenhäufigkeit umso niedriger ist, je höher der Anteil an leitenden Angestellten und der Anteil an Einfamilienhäusern ist.

In der Schweiz als konfessionell wie sprachlich pluralistischem Land sind für die Geburtenhäufigkeit auch kulturelle Faktoren bedeutsam. So sind neben den konfessionell bedingten Unterschieden auch solche zwischen den Sprachregionen feststellbar: die Geburtenhäufigkeit ist in der welschen Schweiz geringer als in der Deutschschweiz - eine Differenz, die auch feststellbar bleibt, wenn unterschiedliche wirtschaftliche und konfessionelle Strukturmerkmale berücksichtigt werden (Grafik 7).

Grafik 7:

Geburtenhäufigkeit von Schweizer Gemeinden nach Konfession und Sprachgebiet



Quelle: Hoffmann-Nowotny H.J./Höpflinger F., Aspekte interregionaler Unterschiede der Geburtenhäufigkeit in der Schweiz, in: European Demographic Information Bulletin, No. 1/80.

Die höchste Geburtenhäufigkeit lässt sich also in ländlichen, katholischen Gemeinden der Deutschschweiz, die geringste in städtischen, protestantischen Gemeinden der Welschschweiz feststellen.

133 Neuere Veränderungen in der Familienbildung

Die vorhandenen neueren statistischen Daten widerspiegeln vor allem die äusseren Merkmale der Familienbildung (wie z.B. Heiratsalter, Geburtsabstände u.a.), so dass Aufschlüsse über inhaltliche Veränderungen etwa der Familie nur indirekt möglich sind. Zudem erlauben die Daten zur Familienbildung keine Aufgliederung von Veränderungen nach verschiedenen sozialen Merkmalen (wie Einkommen, Ausbildung oder Berufstätigkeit von Frauen usw.). Die Beurteilung der beobachtbaren statistischen Trends ist deshalb nur mit grossen Vorbehalten möglich. Als wichtigste statistische Ziffern der Familienbildung, die auch für die Zeit nach der Volkszählung von 1970 verfügbar sind, erscheinen:

das durchschnittliche Heiratsalter und die Heiratshäufigkeit jüngerer Generationen, (vgl. Kap. 1, Abschnitt 12, S. 3. ff.);

die Entwicklung der unehelichen Geburten sowie der vor der formellen Eheschliessung gezeugten Kinder,

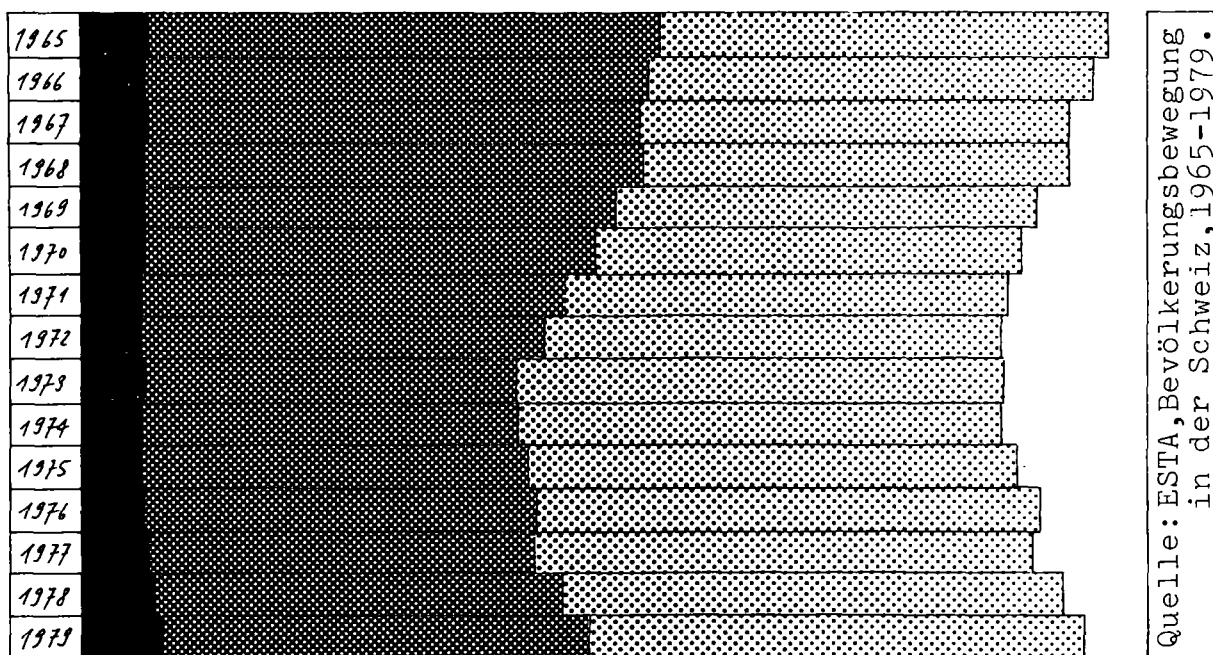
die Geburtenzahlen nach Ehedauer bzw. Alter der Mutter (aufgegliedert nach der Geburtenfolge).

133.1 Aussereheliche Geburten und voreheliche Schwangerschaften, Geburtenkontrolle

In der Schweiz ist - im Gegensatz etwa zu Schweden oder Dänemark - der Anteil an ausserehelich Geborenen (11) seit 1965 nur wenig angestiegen. International gesehen, liegt der Anteil an ausserehelich Geborenen in der Schweiz tief. Dies weist darauf, dass in der Schweiz die Geburt eines Kindes und die formelle Eheschliessung miteinander immer noch stark verknüpft sind, sei es, dass die geplante oder auch ungeplante Geburt eines Kindes dazu führt, dass eine schon bestehende Beziehung legalisiert wird; sei es, dass im Hinblick auf die spätere Geburt eines Kindes geheiratet wird. Ein nicht geringer Teil der ehelich Lebendgeborenen wird vor der formellen Verheiratung gezeugt. Jede vierte Frau, die eine Ehe eingeht, ist schwanger (24%). Diese Zahl hat allerdings seit 1965 abgenommen (vgl. Grafik 8). Im Zeitvergleich betrachtet, ist der Anteil an vorehelichen Schwangerschaften seit 1968 zurückgegangen.

Grafik 8:

Aussereheliche Geburten und voreheliche Empfängnisse 1965-1979



Quelle: ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz, 1965-1979.

■ Aussereheliche Lebendgeborene in % Lebendgeborene ▨ Voreheliche Empfängnisse in %-Heiraten * ▩ Ausserehelich Geborene in %-Voreheliche Empfängnisse **

*) Geburt 0-8 Monate nach der Heirat.

**) Ausserehelich Lebendgeborene / (Voreheliche Empfängnisse und ausserehelich Lebendgeborene) (Formel gemäss: Roussel L./ Festy P., 1979, 55).

Zuverlässige Daten über die Zahl der Paare, die bewusst ihre Familie planen und über die Zahl der Frauen, die eine Empfängnis verhüten, gibt es für die Schweiz nicht. Immerhin deutet der auch in der Schweiz spürbare "Pillenknick" anfangs der 60er Jahre darauf hin, dass ein grosser Teil der Schweizerinnen die hormonale Empfängnisverhütung anwenden. Die hohe Sicherheit der Pille hat auch hier die Frauen in eine neue Freiheit geführt, über das ob, wann und wieviel des Kinderhabens zuverlässig selber zu entscheiden. Es ist allerdings anzunehmen, dass sich in den letzten Jahren auch hier eine gewisse Pillenmüdigkeit breit gemacht hat. So hat die Anwendung von anderen Verhütungsmitteln mit verhältnismässig geringerer Sicherheit zugenommen, namentlich die Verwendung der sog. "Spirale" (= Intrauterinpessar). Für die Schweiz stellt man auf 8 Pillenkonsumentinnen eine IUP-Trägerin fest (12).

133.2 Geburten nach Alter der Mutter und Ehedauer

Die vorliegenden statistischen Daten zeigen, dass sich parallel zur Erhöhung des Heiratsalters in den letzten 10 Jahren auch das Alter der Mutter bei der Geburt des ersten Kindes erhöht hat. Verlängert hat sich überdies die durchschnittliche Ehedauer bis zur Geburt des ersten Kindes. Dabei nimmt der Anteil der Ehepaare, die erst nach zwei oder drei Jahren ihr erstes Kind bekommen, tendenziell zu. Der Anteil der Ehepaare, die auch im 5. Ehejahr noch kinderlos sind, blieb zwischen 1970 und 1977 ungefähr gleich (vgl. Tabelle 10).

Tabelle 8:
Geburt des 1. Kindes nach Ehedauer, 1970 und 1979

Ehedauer der Eltern	Ehelich Lebendgeborene (in %)			
	Schweizer		Ausländer	
	1970	1979	1970	1979
Weniger als 1 Jahr	49,7	38,6	38,0	31,5
1 Jahr	24,6	22,6	29,5	25,5
2 Jahre	11,5	13,4	13,6	14,4
3 Jahre	5,9	8,4	7,5	8,4
4 Jahre	3,2	5,6	4,3	5,9
5 Jahre	1,8	3,9	2,6	4,4
6 Jahre und mehr	3,3	7,5	4,5	9,9

Quelle: ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz, 1970 und 1979.

Tabelle 9:
Durchschnittliche Ehedauer der Eltern bei der Geburt ihres ersten Kindes (in Tagen)

1970	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977
548	569	599	624	650	675	708	730

Quelle: Berechnungen des soziologischen Institutes der Universität Zürich auf der Basis der Daten zur Bevölkerungsbewegung in der Schweiz.

Tabelle 10:
 Familienbildung nach Heiratsjahrgängen, 1970-1977

Ehepaare, die (noch) kinderlos sind	Heiratsjahrgänge (nur Schweizer)* (in %)							
	1970	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977
Im 3. Ehejahr	44,1	46,9	49,0	49,9	50,3	48,8	45,7	43,9
Im 5. Ehejahr	31,4	33,7	34,8	35,5	35,0	33,3	.	.

* Offene Heiratskohorten, ohne Berücksichtigung von Veränderungen der ursprünglichen Heiratsjahrgänge durch Scheidungen etc.

Quelle: ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz, 1970-1979.

Die Verteilung der Erstgeburten nach Alter und Ehedauer der Mutter erweist, dass sowohl eine zunehmend spätere Verheiratung wie auch die Vergrösserung des zeitlichen Abstandes zwischen Heirat und der Geburt des ersten Kindes für die feststellbaren Veränderungen im zeitlichen Ablauf der Familienbildung bedeutsam waren.

Tabelle 11:
 Verteilung von ehelichen Erstgeburten nach Alter und Ehedauer der Mutter 1968 und 1977 (nur Schweizer)

	1968	1977
Total ehelich lebendgeborene Schweizer	28'180	23'079
	100,0%	100,0%
Ehedauer der Mutter 0-4 Jahre		
Alter der Mutter bis 19 Jahre	8,0	4,1
20-24 Jahre	49,6	37,8
25-29 Jahre	28,6	35,7
30-34 Jahre	6,7	10,1
35-39 Jahre	2,0	1,8
40 u.m. Jahre	0,5	0,3
Total	95,4	89,8
Ehedauer der Mutter 5-9 Jahre		
Alter der Mutter bis 19 Jahre	.	.
20-24 Jahre	0,1	0,1
25-29 Jahre	1,7	5,2
30-34 Jahre	1,6	3,6
35-39 Jahre	0,4	0,5
40 u.m. Jahre	0,1	0,1
Total	3,9	9,5

Quelle: ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1968-1977.

Statistische Berechnungen ergeben, dass der Geburtenrückgang der letzten Jahre zu einem nicht unwesentlichen Teil auf diese zeitlichen Verschiebungen der Familienbildung (besonders das Hinausschieben der Eheschliessung) zurückzuführen ist.

133.3 Familiengrösse

Neben dem Trend zum Hinausschieben der Familienbildung (Heirat, Geburt des 1. Kindes) lässt sich beobachten, dass die Familienbildung im allgemeinen früher abgeschlossen wird, Statistisch kommt dies etwa darin zum Ausdruck, dass Zahl und Anteil der von Frauen über 35 Jahren geborenen Kinder abnimmt. Diese Entwicklung hängt wesentlich mit der allgemein geringeren Kinderzahl der Familien zusammen: vor allem der Anteil der vierten, fünften und weiteren Kinder nimmt deutlich ab. Ausserdem zeigt sich, dass - weil die Familienbildung nur in den ersten Jahren erfolgt - die Entwicklung der Kinderzahl fast völlig parallel zur Zahl der Eheschliessungen der bis zu 35jährigen Frauen verläuft.

Tabelle 12:
Verteilung der ehelich Lebendgeborenen (inkl. legitimierte Kinder) nach Geburtenfolge (1950-1977)

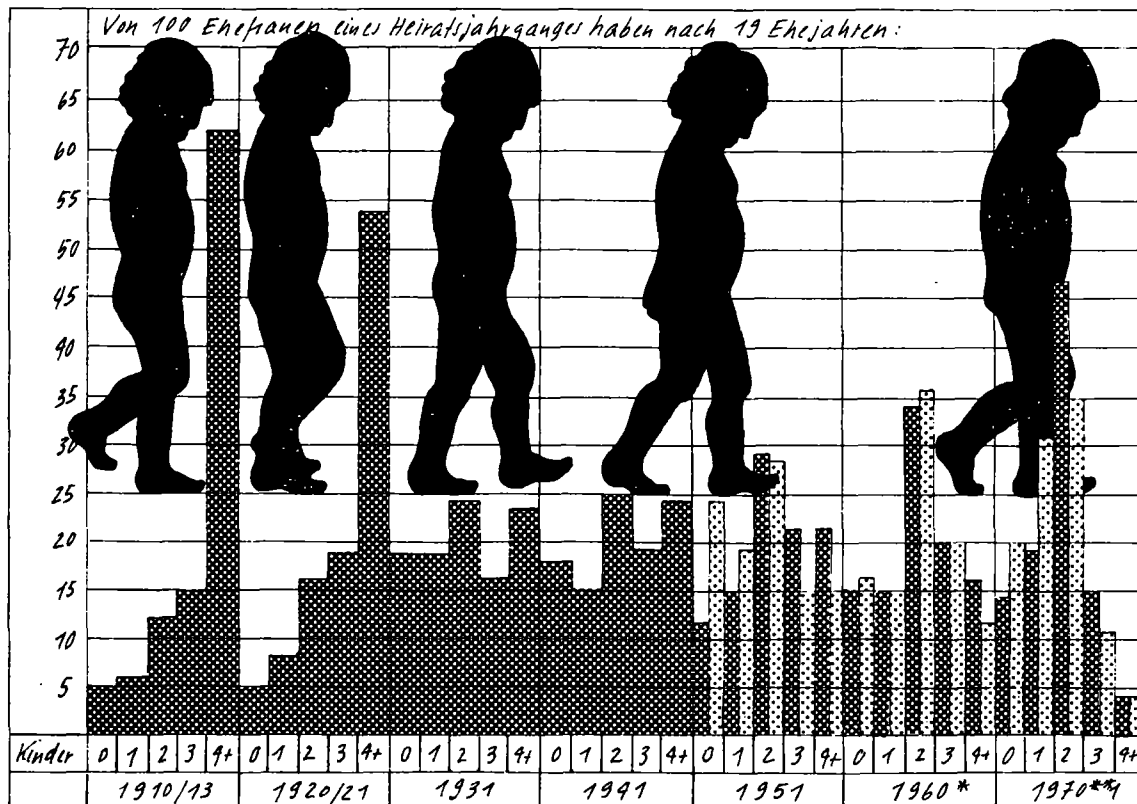
Gesamtbevölkerung	Geburtenfolge (in %)					Geburten total
	1 K.	2 K.	3 K.	4 K.	5+ K.	
1950	34,1	28,2	17,1	9,3	11,3	100,0
1955	36,0	28,2	16,7	8,9	10,2	100,0
1960	37,2	29,3	16,7	8,1	8,7	100,0
1965	40,3	30,4	15,6	7,0	6,7	100,0
1970	42,5	33,7	14,0	5,3	4,5	100,0
1975	44,4	38,0	11,7	3,5	2,4	100,0
1977	43,1	39,4	12,5	3,2	1,8	100,0
Schweizer Bevölkerung						
1970	40,3	32,4	15,1	6,4	5,8	100,0
1975	44,3	37,1	11,8	3,9	2,9	100,0
1977	43,9	37,8	12,7	3,5	2,1	100,0

Quelle: ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz, 1950-1977.

Verglichen mit dem Heiratsjahrgang 1910 hat sich die Zahl der Ehefrauen des Heiratsjahrganges 1960, welche vier und mehr Kinder hatten, um das Vierfache reduziert, wogegen sich die Zahl der Ehefrauen ohne Kinder verdreifacht hat. Die Schätzungen für die im Jahre 1970 geschlossenen Ehen deuten auf eine Bevorzugung der Zwei-Kinder-Familie hin (vgl. Grafik 9).

Grafik 9:

Kinderzahl ausgewählter Heiratsjahrgänge



Quelle: Wirtschaft und Statistik, Heft 8/1976, 486.

*) Schätzungen aufgrund der Fortschreibung der Statistik. **) Nach 1977 auf der Basis der Lebendgeborenen 1977 nach Ehedauer berechnet.

133.4 Zum Kinderwunsch

Die wenigen für die Schweiz vorliegenden Angaben über die als ideal betrachtete Kinderzahl weisen darauf hin, dass die Zwei-Kind-Familie - ähnlich wie in den anderen europäischen Ländern - vorherrschend ist. Dabei scheint allerdings die Zahl von Personen, die drei Kinder als ideal betrachten, in der Schweiz eher höher zu liegen als etwa in der Bundesrepublik Deutschland. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, wie gross die Uebereinstimmung von Männern und Frauen in dieser Frage ist.

Tabelle 13:
Ehepaarbefragung über den Kinderwunsch, Schweiz 1970/71. (in %)

	Männer	Frauen
Kein Kind	2	2
Ein Kind	2	2
Zwei Kinder	51	50
Drei Kinder	32	31
Vier Kinder	10	10
Fünf + mehr Kinder	2	4
Weiss nicht	1	0

Quelle: Held T./Levy R., Die Stellung der Frau in der Schweiz, 1974, Randauszählung der Befragung.

Leider sind diese Angaben weder nach Altersgruppen noch nach Familienzyklusphasen (bei Verheirateten) aufgeschlüsselt. Es wäre interessant zu wissen, ob sich junge Paare anfangs ihrer Ehe andere Vorstellungen von ihrer Kinderzahl machen als nach einigen Jahren, was allenfalls auch die Gründe dazu sind, wieso man sich gerade auf eine Zwei-Kinder-Familie als Ideal einigt. Sind es wirtschaftliche Ueberlegungen, Angst vor Ueberforderung, Zweifel an der Kinderfreundlichkeit unserer Gesellschaft?

134 EXKURS: Zur Bedeutung von Familie und Mutterschaft für einzelne Frauen

134.1 Vorbemerkungen

Im folgenden werden drei Feststellungen zur subjektiven Bedeutung von Kindern und Mutterschaft gemacht.

Diese Feststellungen sind die Ergebnisse einer explorativen Vorstudie zum Thema der Geburtenentwicklung in der Schweiz, deren Ziel vor allem darin lag, die Situation junger Mütter nach der Geburt des ersten Kindes aus ihrer eigenen Perspektive heraus zu erfassen (13). So wurden im Sommer 1979 Tiefeninterviews mit 34 Ehefrauen und zehn Ehemännern durchgeführt, die vor einem halben bzw. einem Jahr ihr erstes Kind bekommen hatten. Die Ehefrauen waren zwischen 20 und 35 Jahren alt, die eine Hälfte war mit Arbeitern, die andere mit Angestellten verheiratet.

Diese Untersuchung ist sicher insofern nicht repräsentativ, als bloss eine geringe Anzahl von Personen befragt wurde und das Augenmerk sich nur auf eine bestimmte Schicht von Ehepaaren richtete. Mit dieser Einschränkung können aber auch aus der vorliegenden Untersuchung Anhaltspunkte für die Bedeutung von Familie und Mutterschaft gewonnen werden, sie lässt einfach keine Aussagen über die Verbreitung der gefundenen Ergebnisse in der Gesamtbevölkerung zu. Unsere Feststellungen können nur Schlaglichter auf die Situation junger Mütter werfen. Wenn sie auch im Rahmen einer umfassenderen Arbeit differenziert und erhärtet werden müssen, so eignen sie sich doch schon in ihrer gegenwärtigen Form zur Sensibilisierung für die Lage von Frauen, die Mutter werden.

In der ersten Interviewphase standen unter anderem Wahrnehmung, Bewertung und Ausübung der Mutterrolle im Zentrum. Ausserdem wurden die Eltern zu ihrem Wunsch nach weiteren Kindern und ihrer Meinung zu den Vor- und Nachteilen von Kindern befragt. Ein gutes halbes Jahr später wurden die Frauen noch einmal interviewt. Mit dieser Zweitbefragung sollte vor allem festgestellt werden, inwieweit die beim ersten Mal geäusserten Einstellungsweisen zur eigenen Rolle und zum Kind stabil geblieben waren, bzw. sich verändert hatten (14).

134.2 Erste Feststellung: Der Wunsch nach Kindern wurzelt vor allem im emotionalen Bereich, seine Realisierung ist hingegen durch gesellschaftliche Bedingungen determiniert

Bei einem Vergleich zwischen der Anzahl Kinder, die sich die Frauen unter idealen Bedingungen wünschten und ihrer von der realen Situation ausgehenden geplanten Kinderzahl zeigen sich deutliche Unterschiede. Der weitaus grösste Teil der Frauen sieht nämlich drei und mehr Kinder als ideal an, während unter den realen Bedingungen eindeutig die Zwei-Kind-Familie dominiert (15).

Das Argument, das von den Befragten am häufigsten als wichtiger Grund für Kinder angegeben wurde, wurzelt im emotionalen

Bereich: "Kinder bereiten Freude". Daneben sprechen für Kinder jedoch insofern instrumentelle Gründe, als fast ebensoviel Mütter der Meinung sind, dass Kinder deshalb wichtig seien, weil man dadurch "eine Aufgabe, einen Lebensinhalt" erhalte. Traditionell, normativ orientierte Argumentationen wie z.B. "weil Kinder nun mal zu einer Familie gehören", werden seltener als wichtig bezeichnet. Am seltensten wird der Grund gewählt: "weil Kinder später einmal der Familie helfen können".

Die Zweitbefragung zeigte, dass sich mit längerer Dauer der Mutterschaft auch die Einschätzung der Bedeutung von Kindern ändert. So werden zwar unverändert häufig emotive Gründe genannt, die für Kinder sprechen, deutlich weniger häufig jedoch instrumentell orientierte Argumente, wie "weil man durch Kinder eine Lebensaufgabe, einen Lebensinhalt erhält" oder "um jemanden zu haben, der einen braucht".

Bei der Wahl von Gründen für Nachteile des Kinderhabens, zeigte sich bei der Zweitbefragung folgendes Bild:

Gegen ein erstes Kind spricht nach Ansicht der Frauen am häufigsten die "Notwendigkeit, als Frau die eigenen Interessen zurückstecken zu müssen". An zweiter Stelle wird die "kinderfeindliche Einstellung der Umwelt" genannt.

Auch die Nachteile, die bei der Geburt des zweiten Kindes gesehen werden, beziehen sich auf die Situation der Frau. In erster Linie vorgebracht werden "das Angebundensein der Frau an zu Hause" und "die Schwierigkeit, als Frau wieder berufstätig sein zu können".

Gegen ein drittes Kind werden am häufigsten die "finanzielle Belastung, die Kinder darstellen" und die Befürchtung "zu wenig Zeit für das einzelne Kind zu haben" genannt. Dieses Ergebnis deckt sich mit dem Befund, dass auch bei der Zweitbefragung die meisten Frauen nicht mehr als zwei Kinder planen.

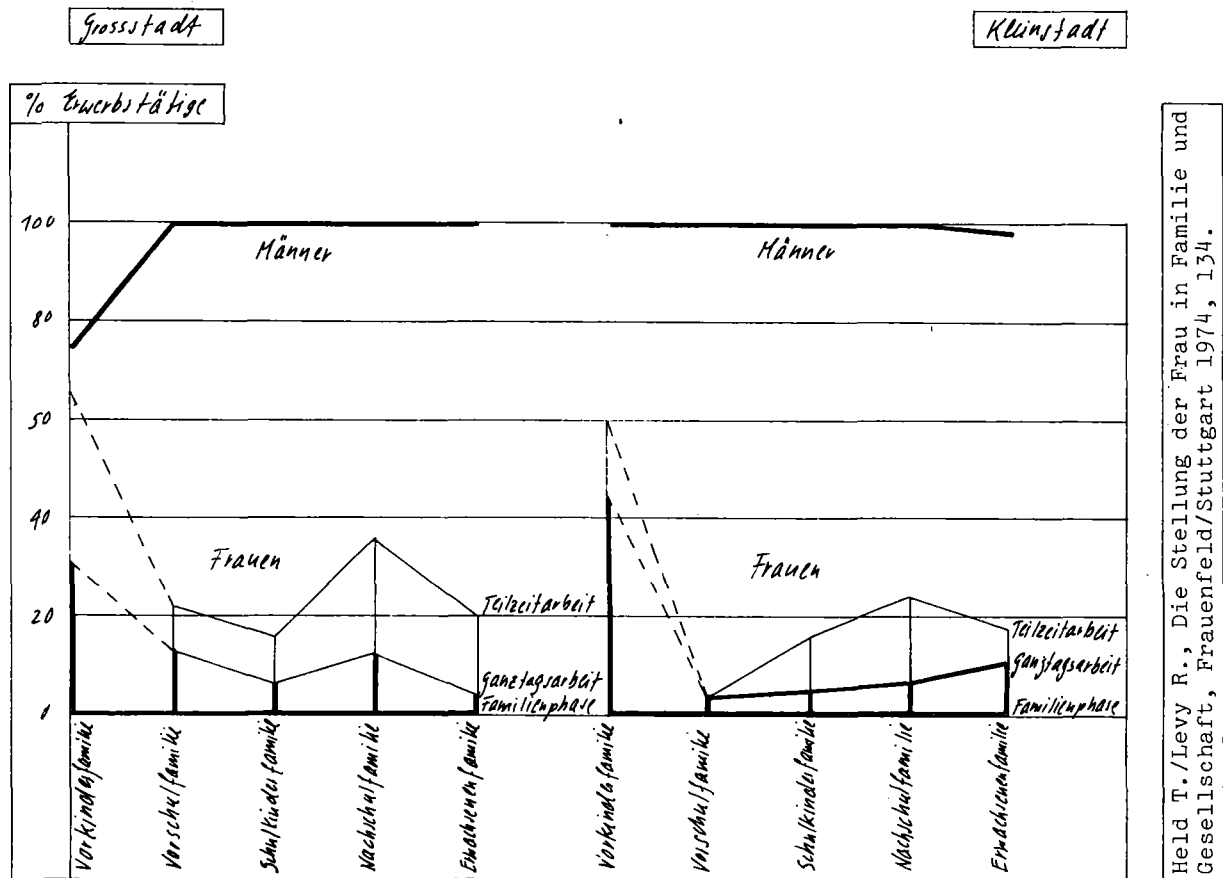
Auch gegen ein viertes Kind wird vor allem mit der "finanziellen Belastung, die Kinder darstellen", argumentiert.

134.3 Zweite Feststellung: Anpassungsleistungen an die neue Situation der Elternschaft werden von der Frau in stärkerem Masse vorgenommen als vom Mann

Nach der Geburt des ersten Kindes verlässt der weitaus grösste Teil der Frauen den beruflichen Bereich und konzentriert sich ganz auf die Pflege des Kindes und die Führung des Haushaltes (16). Für diese Annahme sprechen sowohl die Ergebnisse der UNESCO-Studie (17), nach der in entwickelten wie weniger entwickelten Lebensbereichen nicht einmal 20% der Mütter erwerbstätig sind, als auch die Daten der Volkszählung 1970 (18).

Grafik 10:

Erwerbsquote verheirateter Frauen und Männer,
nach Familienphase



Held T./Levy R., Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft, Frauenfeld/Stuttgart 1974, 134.

Hier zeigt sich, dass (inkl. Ausländerinnen, die immer eine höhere Beschäftigungsquote aufweisen) nur 34% der Frauen mit einem Kind berufstätig sind, und dass dieser Prozentsatz mit zunehmender Kinderzahl rapid abnimmt. Mit der Mutterschaft und der Übernahme der Pflege des Kindes scheint quasi automatisch auch die Erledigung der Hausarbeiten voll an die Frau überzugehen. Der Ehemann hilft nur noch eher selten daheim. Diese Tendenz blieb auch bei der Zweitbefragung unverändert. Eine solche Orientierung an einer traditionellen, geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung dürfte sich mit der Dauer der Elternschaft verfestigen.

Auch der Tagesablauf der meisten Frauen widerspiegelt nun im Vergleich zu früher eine deutliche Konzentration auf den kleinen privaten Bereich. Er ist in den meisten Fällen eher standardisiert als spontan, d.h. die meisten Frauen geben sehr genau an, was täglich zu welchem Zeitpunkt an bestimmten Aktivitäten erledigt wird. Der Ablauf des Tages, besonders der Zeitpunkt des Aufstehens und der Zubereitung von Mahlzeiten, ist weitgehend durch die Bedürfnisse des Ehemannes und des Kindes vorgegeben. Es zeigte sich, dass zum Zeitpunkt der Zweitbefragung der Tagesablauf noch häufiger als ein halbes Jahr zuvor als genau strukturiert erlebt wird.

Die im Vergleich zur Zeit vor der Geburt des Kindes eher eingeschränkte Freizeit wird kaum für ausserhäusliche Aktivitäten genutzt. Genannt werden häufiger isolierte, innerhäusliche Tätig-

keiten - wie Handarbeiten oder Lesen - als extern orientierte Beschäftigungen. Von einem politischen oder über den eigenen Bereich hinausgehenden kulturellen oder sozialen Engagement berichtet - abgesehen von einer Ausnahme - keine der Frauen. Offensichtlich reichen also für die Dauerbelastung der Hausfrau und Mutter die Energien gerade noch zur eigenen Rekreation, nicht aber für ein weiterreichendes ausserhäusliches Engagement aus.

Ein halbes Jahr später zeigt sich insofern eine gewisse Anpassung an die neue Situation, als die eigene Freizeit zwar subjektiv als noch eingeschränkter als vorher empfunden, aber auch häufiger als ausreichend bezeichnet wird. Die meisten Frauen arrangieren sich also mit wenig Freizeit und empfinden es nun zum Teil auch als völlig normal, kaum oder gar keine Zeit für sich selber zu haben. Im Gegensatz zu dem Gefühl, dass die eigene Freizeit gegenüber früher eher zurückgegangen sei, hat sich in der Wahrnehmung der Frauen das ausserhäusliche Engagement der Ehemänner durch die Geburt kaum verändert (vgl. Grafik 10). Auch dieses Ergebnis ist mit Befunden einer französischen Studie (19) vergleichbar. Hier stellte man fest, dass die Beziehungen zu Freunden, abendliches Ausgehen, sportliche, kulturelle und politische Aktivitäten nach der Geburt des ersten Kindes vom Mann häufiger unverändert beibehalten werden als von der Frau.

Gesamthaft gesehen entspricht nach der Geburt des ersten Kindes die Lebenssituation der Frau deutlich dem traditionellen Frauenbild (20): Sie gibt berufliche Aktivitäten weitgehend auf, konzentriert sich auf Pflege und Erziehung des Kindes, arbeitet im Haushalt und beschäftigt sich auch in ihrer Freizeit vor allem mit Dingen, die dem privaten Binnenbereich zuzuordnen sind. Ihre Situation hat sich massiv verändert, während die des Mannes weitgehend unverändert geblieben ist.

134.4 Dritte Feststellung: Die Uebernahme der Hausfrauen- und Mutterrolle kanalisiert die Energien von Frauen auf eine Weise, die die Persönlichkeitsentwicklung erschwert

Eine interessante Diskrepanz zeigte sich in den Interviews bei der Bewertung der Mutterrolle einerseits und der Bewertung der Hausfrauenrolle andererseits. Fast alle befragten Frauen äussern nämlich grosse Zufriedenheit darüber, Mutter zu sein und freuen sich an dem Kind. Die Führung des Haushaltes und die damit verbundenen Arbeiten werden hingegen von einem grossen Teil der Frauen nicht gerne erledigt. Das bedeutet, dass die Erfüllung des Wunsches nach Mutterschaft quasi automatisch mit einer Aufgabe gekoppelt ist, die weitgehend als eher unangenehm empfunden wird. Man vergegenwärtige sich dabei, dass es oft gerade dieser Teil der Rolle ist, der der Frau nach der zunehmenden Ablösung der Kinder noch verbleibt.

Besonders eindrücklich ist das Ergebnis, dass mit einer Ausnahme sämtliche interviewten Frauen eine gesellschaftliche Unterbewertung ihrer Hausfrauen- und Mutterrolle wahrnehmen. Hier stellt sich die Frage, wieweit die als gering empfundene externe Bewertung

der eigenen Tätigkeit mit der Zeit ins eigene Selbstbild aufgenommen und zum Teil der Identität wird.

Trotz der häufig erwähnten Wertschätzung der eigenen Arbeit durch den Ehemann geht in der Wahrnehmung der Frauen nur in wenigen Ausnahmefällen seine Achtung häuslicher und erzieherischer Aufgaben so weit, dass er sie auch selber gerne übernehmen würde.

Bei der Bewertung der aktuellen Rolle als Mutter und Hausfrau im Vergleich mit der früheren Berufsrolle zeigt sich folgende Verteilung:

Tabelle 14:
Bewertung der Berufsrolle im Vergleich mit der aktuellen Rolle

	Anzahl Nennungen
<u>Vorteile</u>	
Kontakte mit Erwachsenen	10
Persönliche Bestätigung	3
Kreativität	1
<u>Nachteile</u>	
Zeitliche Ueberlastung (Stress)	8
Eingeschränkte Kreativität	1

Tabelle 15:
Bewertung der Hausfrauen- und Mutterrolle im Vergleich mit der Berufsrolle

	Anzahl Nennungen
<u>Vorteile</u>	
Autonomie in der Zeiteinteilung	13
Sinnvolle Aufgabe	3
<u>Nachteile</u>	
Isolation / Kommunikationsdefizit	16
Unterforderung	8
Weniger Freizeit	6
Auf Frauen in der gleichen Situation beschränkte Kontakte	5
Fehlender eigener Verdienst	4

Als Vorteil ihrer aktuellen Rolle wird von den befragten Frauen am häufigsten die Autonomie in der Zeiteinteilung genannt. Obwohl sich bei der Schilderung des Tagesablaufs gezeigt hatte, dass bei den meisten Frauen die Gestaltung des Tages wenig spontan verläuft, scheint das subjektive Freiheitsgefühl doch recht hoch zu sein. Dies ist vielleicht deshalb so, weil die Anforderungen im informellen Bereich als weniger fremdbestimmt empfunden werden als jene im formellen Bereich.

Als deutlichster Nachteil der aktuellen Rolle kristallisiert sich das Kommunikationsdefizit vieler Frauen heraus. Da - wie schon erwähnt - die Uebernahme der Mutterrolle in den meisten Fällen gleichbedeutend ist mit einer fast ausschliesslichen Konzentration auf den familiären Binnenbereich, verringern sich nicht nur die Kommunikationsmöglichkeiten, sondern die verbleibenden Interaktionen finden zudem in einer Art Ghetto statt. Sicher sind Kinder durchaus mögliche und reale Interaktionspartner, doch bedeutet dies - neben der Bereicherung in der Fixierung darauf - auch eine Beschränkung; als mögliche erwachsene Interaktions-

partner bieten sich fast nur noch Personen in der gleichen Situation an, nämlich Mütter mit kleinen Kindern. Diese Isolation kann im Extremfall weitreichende Folgen für die weitere Persönlichkeitsentwicklung der Frau sowie für die Gestaltung der Beziehung zu Mann und Kind haben.

Wenn es der Frau nicht gelingt, ihren Interaktionsradius zu erweitern, indem sie Kontakte mit Personen sucht und findet, die einen anderen Lebenshintergrund haben als sie selber, so besteht die Wahrscheinlichkeit, dass sich ihr Aktions- und Reflexionsraum immer mehr verengt. Die Frage, wieweit in solchen Fällen weitere Kinder eine kompensatorische Funktion erfüllen, könnte erst mit Hilfe umfassenderen Datenmaterials beantwortet werden. Der aktuelle Status wird nun von den meisten Frauen insofern nur als vorübergehend erlebt, als die Mehrzahl von ihnen später wieder einmal in den Beruf zurückkehren möchte. Allerdings sieht der grösste Teil der befragten Frauen frühestens dann die Möglichkeit einer Wiederaufnahme beruflicher Tätigkeiten, wenn das Kind in der Primarschule ist, bzw. sie beendet hat. Da aber die meisten Frauen zwei Kinder wollen, verschiebt sich ein möglicher Eintritt ins Berufsleben auf etwa zehn Jahre.

134.5 Interpretation

Aus diesen Ergebnissen schliesst die Autorin dieser Untersuchung, dass sich viele Frauen für einen grossen Teil der weiblichen Normalbiographie am klassischen Dreiphasenmodell orientieren (21), das etwa folgendermassen aussieht: 1. Ausbildung und Berufstätigkeit (ca. 16.-23. Lebensjahr), 2. Mutterschaft und Hausfrau (ca. 24.-40. Lebensjahr), 3. Rückkehr in den Beruf (ca. 41-62. Lebensjahr).

Dieses Modell ist dadurch gekennzeichnet, dass es auf der traditionellen Vorstellung basiert, dass Heirat und Mutterschaft primäre Lebensziele von Frauen darstellen, dass die Erziehung der Kinder und die Uebernahme der Haushaltarbeiten Sache der Ehefrau seien, und dass eine Koppelung von Elternschaft und Berufstätigkeit für den Mann zwar normal sei, für die Frau aber nur in Ausnahmefällen vorkomme. Dieses Modell vernachlässigt allerdings marktwirtschaftliche Gesetzmässigkeiten, nach denen ein derart langer Unterbruch der beruflichen Tätigkeit, sowie das fortgeschrittene Alter der Bewerberinnen bestenfalls noch zu untergeordneten, wenig qualifizierten Tätigkeiten legitimiert.

Ein zentrales Dilemma der Frau in modernen Gesellschaften dürfte nun darin liegen, dass sie während der Mutterschaft spezifische Fähigkeiten kultivieren muss, um ihre Rolle normgerecht ausfüllen zu können. Dazu gehören beispielsweise Eigenschaften wie die Bereitschaft, eigene Zielsetzungen zurückzustellen, sofern sie mit der Mutterrolle nicht vereinbar erscheinen; ein hohes Mass an Anpassungsfähigkeit an die wechselnden Bedürfnisse von Mann und Kindern; die Bereitschaft, sich in pflegenden, emotional stützenden, manuellen Tätigkeiten zu üben. Gelingt es der Frau, optimal dem traditionellen Frauen- und Mutterbild zu entsprechen, d.h. als expressives Zentrum immer für die anderen Familienmit-

glieder da zu sein, so bedeutet dies, dass sich bestimmte andere Fähigkeiten folglich zurückgebildet oder nie entwickelt haben (z.B. die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse ausfindig machen zu können; zwischen eigenen und fremden Bedürfnissen unterscheiden zu können; konstruktive Konfliktstrategien zum Aushandeln neuer Bedingungen, die die Verwirklichung eigener Lebensziele ermöglichen könnten, anzuwenden).

Was in einer traditionell organisierten und orientierten Familie als richtig und optimal gilt, kann sich je nachdem als völlig ungeeignet erweisen, wenn sich die Familienstruktur ändert, d.h. wenn die Kinder grösser und schliesslich erwachsen werden und somit Betreuungsfunktionen weitgehend wegfallen.

Ihrer Komplementärpartner beraubt, ist die Frau dann noch Hausfrau, d.h. ihre Tätigkeit beschränkt sich auf eine Funktion, die - jedenfalls nach den Aussagen der Interviewpartnerinnen - in vielen Fällen gar nicht gern ausgeübt, unbezahlt geleistet wird und zudem geringes gesellschaftliches Prestige bringt. Die bisher eingeübten Fähigkeiten dürften sich in den meisten Fällen auch als ungeeignet für einen eventuellen neuen Wirkungsbereich erweisen, in dem - abgesehen vielleicht vom charitativen Sektor - berufliche Kompetenz kaum davon abgeleitet wird.

Die Ergebnisse der Interviews lassen den Schluss zu, dass zwar einerseits von den meisten Frauen die zeitliche Begrenztheit des aktuellen Status erkannt wird, dass in vielen Fällen auch Vorstellungen darüber bestehen, später die eigene Rolle durch ausserhäusliche Berufstätigkeit zu verändern, dass jedoch nur in wenigen Ausnahmefällen insofern von einer konkreten Lebensplanung die Rede sein kann, als eventuellen Schwierigkeiten ins Auge gesehen und vorbeugende Massnahmen getroffen werden (wie z.B. der Besuch weiterbildender Kurse oder die Aufrechterhaltung beruflicher Kontakte).

Unter diesen Aspekten und aufgrund dieser Untersuchung erscheint Mutterschaft im Leben einer Frau als Ereignis, das nicht nur - wie oft erhofft - ein erfülltes Dasein bringen kann, sondern langfristig gesehen die eigene Biographie vielfach in einer Art prägt, die weder subjektiv noch im gesellschaftlichen Interesse wünschbar sein kann.

14 Interne Strukturen in der Familie: Verteilung von Macht und Rollen

141 Einführung

Die Funktion der Familie ist im Wandel begriffen. Die vorindustrielle Bauern- und Handwerkerfamilie war eine Produktionseinheit. Die Familienangehörigen, ergänzt durch fremde Personen (Knechte, Mägde, Gesellen, Lehrlinge) waren nicht nur durch ihre Blutsbande verbunden, sondern vor allem auch "funktionell", durch die Organisation der täglichen Arbeit, die auch örtlich mit dem Familienleben, dem "Privatleben" zusammenfiel. Heute, nach der Aenderung der Berufsstruktur, stellen bäuerliche und handwerkliche Familien eine Minderheit in unserer Gesellschaft dar. Die Mehr-

zahl der Berufstätigen heute sind Beamte, Angestellte und nicht-landwirtschaftliche Arbeiter. Wie viele freiberuflich Tätige verlassen sie am Morgen ihre Familie und kehren erst am Abend zurück. Die moderne Familie wird charakterisiert durch diese Trennung von Arbeitsstätte und Heim, von Familie und Beruf. Die ehemalige Funktion der Familie als Arbeits- und Produktionseinheit brachte es aber auch mit sich, dass weniger aus emotiven Gründen ein Partner gewählt wurde als aus materiellen Überlegungen: der Familienbesitz sollte weiter vererbt werden können, ein Geschäft übernommen werden, der Reichtum vermehrt, die Frau ökonomisch gesichert werden. Die Familie war in gewisser Beziehung autonom; Erziehung, Bildung, Unterhaltung, soziale Sicherung: alles fand zum grossen Teil in der Familie selbst statt, die nicht wie die heutige Kernfamilie nur aus Eltern und Kindern zusammengesetzt war, sondern wo noch weitere Verwandte wohnten - Grosseltern, unverheiratete Alleinstehende, fremde Leute. Diese Struktur konnte mit einigem Recht als "Keimzelle" des ökonomischen und politischen Lebens betrachtet werden. Die Zerstörung dieser Funktionseinheit führt jedoch zur Betonung des Individuums, das nun für die Gestaltung seines Lebens nicht mehr auf den Familienverband allein angewiesen ist (und sich auch nicht mehr stark darauf stützen kann), sondern vermehrt auf das umfassendere Kollektiv, die Gesellschaft. Auf der andern Seite ist nun Heirat und Partnerwahl zu etwas viel privaterem, intimerem geworden. Familien heute zeichnen sich dadurch aus, dass junge Paare bei ihrer Heirat eine eigene Wohnung beziehen; dass sich die Partner weniger als früher aus "Vernunftsgründen", sondern vor allem "aus Liebe" zusammenfinden; dass in der Regel höchstens noch zwei Generationen zusammenleben (Eltern und Kinder); die Kinder sind nicht ausschliesslich der mütterlichen oder der väterlichen, sondern beiden Linien gleichermaßen verbunden.

Die Familie ist der Freiraum, der dem in die Arbeitsprozesse Eingespannten die Möglichkeit zur persönlichen Entfaltung bieten sollte - die Arbeitswelt lässt dazu kaum noch Raum. Diese Erwartung an die Familie kann nicht vollständig erfüllt werden. Sie ist keineswegs eine autonome Insel, sondern ein präzise berechneter Faktor für Politik und Volkswirtschaft: sie konsumiert, vermittelt, kompensiert, ist Benützerin öffentlicher Dienste, nimmt am politischen Meinungsbildungsprozess teil.

Diese Kernfamilie ist heute als materielle und emotionelle Einheit zum grössten Teil auf sich selbst angewiesen. In diesem Sinn ist sie nicht nur der Ort der Reproduktion (im Gegensatz zur ausserhäuslichen Produktion wird in der Familie die Arbeitskraft zur Produktion wieder hergestellt, durch Ernährung, Erholung usw.), sondern vor allem auch der Ort der gefühlsmässigen Erfüllung, der Ort, wo sich der Berufstätige vom täglichen Stress erholen möchte (22), der Ort auch, wo Kinder geboren werden und aufwachsen. Die Privatheit der ehelichen und familiären Strukturen würde es jedem Paar erlauben, sich völlig frei zu organisieren, Aufgaben und Pflichten den besonderen Wünschen und Bedürfnissen entsprechend aufzuteilen. Bei der Untersuchung der Familien zeigt sich jedoch, dass diese eben nicht ein solches Reservat sind, sondern im Gegenteil das Spiegelbild der Umwelt. Die

Familien weisen die selben Gegensätzlichkeiten, Bestimmtheiten und Benachteiligungen auf, die in der Gesellschaft festzustellen sind. Selbst die Partnerwahl an sich ist zum grössten Teil durch regionale, soziale und kulturelle Faktoren bestimmt (23).

Die ungleichen Chancen von Mann und Frau in der Bildung und im Berufsleben (Lohn) wirkt sich auch im Familienleben aus - umgekehrt haben die traditionellen Rollenerwartungen an die Frau Einfluss auf ihre Situation im ausserhäuslichen Leben. So sehen vor allem Frauen der unteren sozialen Schichten in der Ehe immer noch eine Möglichkeit, den Diskriminationen im Berufsleben zu entgehen. Und dass es diese Möglichkeit überhaupt gibt, mindert wiederum den Wert, den man der Berufsarbeit der Frauen im allgemeinen zumisst (24). So wird von allen Seiten das traditionelle rollen- und arbeitsteilige Bild der Familie zementiert: in den wirtschaftlichen Strukturen, im Recht, in den Massenmedien. Normal ist, wenn der Mann, das "Haupt der Gemeinschaft", die Verantwortung für die materielle Versorgung der Familie trägt, die Frau hingegen für die häusliche Organisation und für die emotionale "Versorgung" der Familie sorgt.

Jede Untersuchung, die sich mit der Familie auseinandersetzt, muss deshalb dem folgenden Umstand Rechnung tragen: Mann und Frau schwanken zwischen zwei unvereinbaren Ansprüchen. Der eine, von Recht und Moral unterstützt, propagiert die hergebrachte Rollenverteilung in allen Bereichen des sozialen Lebens, um damit die Reproduktion sicherzustellen; der andere Anspruch liegt im Begreifen der Familie als Ort der persönlichen Erfüllung, wo die Aufgaben unabhängig von äusseren Normen verteilt werden.

142 Datenlage

Anders als in den Bereichen Politik, Bildung, öffentliches Leben und Recht lässt sich die Situation der Frau in der Familie und als Alleinstehende nicht messen, sondern bestenfalls beschreiben. Dazu sind differenzierte Untersuchungen der vielfältigen Verhältnisse und Befragungen möglichst vieler Betroffener notwendig - Zusammenstellungen von statistischem Material aus den Unterlagen statistischer Aemter beantworten keine der gestellten Fragen. Dies macht die Aussagen in diesem Band überhaupt und besonders diejenigen über die strukturellen Bedingungen in der Familie problematisch. Seit der im Auftrag der Nationalen Schweizerischen UNESCO-Kommission durchgeführten Untersuchung von Held/Levy anfangs der 70er Jahre ist in der Schweiz keine entsprechende repräsentative Befragung mehr zustande gekommen. Diese ist zwar ausserordentlich bedeutsam, aber doch schon dermassen bekannt und gut zugänglich, dass es wenig sinnvoll scheint, diese Studie ständig zu referieren. Immerhin gibt es zu einzelnen Fragen kleinere Studien, die jedoch nur etwas über die Situation bei jeweils verhältnismässig kleinen Gruppen aussagen können, niemals aber als repräsentativ gelten dürfen. Trotz mangelnder Repräsentativität werden wir diese Studien beiziehen, um ein wenig Licht auf die innerfamiliären Strukturen zu werfen. Den Mangel versuchen wir auszugleichen, indem wir parallel dazu den österreichischen Frauenbericht von 1975 sowie den österreichischen Familienbericht

von 1979 im Auge behalten. Obwohl wie die Schweiz ein kleines Land, steht Oesterreich - was die Sozialstatistik angeht - bedeutend besser da. Zu den alle zehn Jahre stattfindenden Volkszählungen hinzu wird vierteljährlich mittels mündlicher Befragungen ein Mikrozensus erhoben. Diese Enquête umfasst ein gleichbleibendes Grundprogramm, das demografische und berufsstatistische Fragen enthält, sowie wechselnde Sonderprogramme mit jeweils aktuellen Fragestellungen. Der Mikrozensus ist eine Stichprobenerhebung, die etwa ein Prozent der österreichischen Wohnungen und ihrer Bewohner umfasst. 1969/1977 wurden über ein Mikrozensus-Sonderprogramm die Lebensverhältnisse der weiblichen Bevölkerung in Oesterreich erhoben. Die Befragung vom September 1977 (25) - welche wir für die folgenden Ausführungen auch zum Vergleich heranziehen - richtete sich an 31'000 Frauen, von denen 28'400 tatsächlich Antworten gaben.

Mikrozensus, Frauenbericht und Familienbericht aus Oesterreich einerseits, wo sonst nichts Stichhaltiges zu finden ist auch noch einmal die UNESCO-Untersuchung aus der Schweiz andererseits sollen den Hintergrund bilden für die punktuellen schweizerischen Untersuchungen, die in den letzten Jahren zu Fragen der Familie und der verheirateten Frauen durchgeführt worden sind. Zum besseren Verständnis werden wir jedesmal, wenn eine Untersuchung zum erstenmal zitiert wird, in einer Fussnote auf das methodische Vorgehen und den Kreis der Befragten aufmerksam machen. Trotzdem werden wir uns dem Anspruch, über die Situation "der Frau" in der Schweiz etwas Verbindliches aussagen zu können, höchstens annähern.

143 Rollennorm und innerfamiliäre Organisationsmodelle in der Theorie

Um zu wissen, wie die Frau die Familie erlebt, wie sie ihre Funktion in der Familie wahrnimmt, wieweit sie ihre Ansprüche durchsetzen kann, stellt sich vorerst die Frage nach den Normen. Wie lauten sie, woher kommen sie, wie äussern sie sich? Wie stellen sich Ehepaare zu diesen Normen, wie stellen sie sich - theoretisch danach gefragt - die Aufteilung der Arbeiten, die Verteilung der Macht und der Rollen, in ihrer eigenen Ehe vor? Die zweite Frage richtet sich dann an die Praxis: Wie sieht das tägliche Leben aus, wer entscheidet, wer tut was, wieweit setzt man sich den erwähnten äusseren Strukturen entgegen?

143.1 Rollennorm und Rollenverteilung

Folgende Fragen sind an den Anfang zu stellen:

Welche Rollenverteilung wünschen sich die Frauen?

Herrscht ein Modell vor, oder gibt es verschiedene?

In einer der ersten Untersuchungen nach der Studie von Held/Levy 1974 über die Verinnerlichung der Rollennormen von Schweizerinnen (26) werden drei grundsätzliche Dimensionen der traditionell weiblichen Rollen unterschieden:

Abhängigkeit
Mütterlichkeit
Sexualität.

Die Autoren verstehen unter diesen Dimensionen folgendes: Abhängigkeit besteht, wenn sich die Frau durch eine andere Person definiert, ihren Status und ihre Identität durch ihren Ehemann erwirbt (vgl. Einleitung). Mütterlichkeit bedeutet, dass die Ehefrau dazu ausersehen ist, Wärme und Zärtlichkeit in die Welt zu bringen, in sich selbst zu suchen, während der Mann vor allem äussere Erfolge zu erzielen hat. Unter Sexualität wird verstanden, dass die Frau vor allem durch ihr körperliches und emotionales "Sein" und weniger durch ihr "Tun", also durch erworbene Fähigkeiten in Ausbildung und Beruf, mit anderen Menschen in Berührung kommt.

Verheiratete Frauen wurden danach gefragt, wieweit sie sich dieses Modell bereits zu eigen gemacht hätten, wieweit es allenfalls schon zum Lebensideal geworden sei und wieweit dieser Konformismus der Ausdruck äusserer Umstände sein könne.

Tabelle 16:
Starke Zustimmung zu den Normen nach sozialem Milieu des Ehemannes und nach Berufstätigkeit der Frau (Frauen im Alter von 46-55 Jahren)

	Unterschicht		Obere Mittelschicht	
	B (%)	H (%)	B (%)	H (%)
Abhängigkeit	48	64	39	49
Mütterlichkeit	60	63	39	57
Sexualität	38	37	22	38
N =	117	233	41	187

Unterschicht = Handlanger, gelernte Arbeiter, untere Angestellte. Obere Mittelschicht = mittleres und oberes Kader, freie Berufe (Kleingewerbe, Handwerk und Landwirtschaft wurde ausgeschlossen).

B = Berufstätige Frauen, H = Hausfrauen (Der Grad der Zustimmung wurde nach einem speziellen Punktsystem erhoben).

Quelle: Kellerhals J./van Keep P., Norme de rôle féminin et division du travail dans la famille urbaine, 1974, 263-265.

Die Zustimmung zu diesen Normen hängt - gemäss der genannten Studie - vom sozialen Milieu ab, in dem man lebt. Frauen der unteren Schichten lehnen sich weniger dagegen auf als Frauen der oberen. Berufstätige sind weniger bereit, sich der Norm "Abhängigkeit" anzupassen als Nicht-Berufstätige. Was die Mütterlichkeit angeht, so schliesst die Berufstätigkeit bei Angehörigen unterer Schichten die Zustimmung zur Mütterlichkeit nicht aus, wogegen Frauen in Kaderkreisen sich eher betont gegen diese traditionelle Rolle der Frau aussprechen. Auch die sexuelle Norm wird von weiblichen Angehörigen oberer sozialer Schichten eher kontestiert, während die Angehörigen der unteren Schichten sie grösstenteils akzeptieren. Im Ganzen gesehen ist es nicht die Berufstätigkeit an sich, sondern der Stand der Ausbildung der verheirateten Frauen, der dazu beiträgt, traditionelle Rollenerwartungen in Frage zu stellen. Auch die Bedeutung von Mutterschaft und Kindererziehung variiert vor allem nach dem Ausbildungsstand der Frauen. Zwar wird

die Mutterschaft als solche nicht in Frage gestellt, doch scheinen die besser ausgebildeten Frauen in einem anspruchsvollen Beruf eine echte Alternative zu einem Leben mit Kindern zu finden. Während von 100 befragten Frauen mit Primarschulbildung 62 finden, das Wichtigste im Leben einer Frau sei es, Kinder zu haben, sind es bei Frauen mit Universitätsbildung weniger als die Hälfte, nämlich 42% (27).

Weitere Faktoren, die neben der Berufsausbildung die Zustimmung der Frauen zu den traditionellen Rollenerwartungen beeinflussen, sind auch der Kontext (örtlicher Lebenszusammenhang), der Zivilstand, die Schichtzugehörigkeit, und zum Teil auch die Berufstätigkeit (28). So akzeptieren die Frauen in ländlichen Gemeinden die Normen eher als die Frauen in den Städten; die Verheirateten eher als die Unverheirateten (der Statuswechsel im Rahmen der "Normalbiographie" bewirkt bei den jungverheirateten Frauen eine verstärkte Zustimmung zu den traditionellen Rollen und zur Vorrangstellung des Mannes); die Frauen der unteren Schichten eher als jene der mittleren und oberen. Berufstätigkeit wirkt sich in ländlichen Gebieten allgemein im Sinne einer Lösung von Traditionen aus; für ihre Auswirkung in städtischen Gebieten kommt es auf die Art der Beschäftigung an: Arbeiterinnen akzeptieren die Normen eher als Angestellte (29).

143.2 Aufteilung der Arbeit und der Entscheidungsgewalt

In einer Genfer Untersuchung wurde nach den Vorstellungen über Arbeitsaufteilung, Machtverteilung und Erwartungen an den Partner gefragt (30). Bei den Paaren, die sich grundsätzlich für eine gleichmässige Aufteilung aller Aufgaben auf beide Ehepartner ausgesprochen hatten, waren auch in den einzelnen Bereichen (Erwerbstätigkeit, Haushaltarbeiten, Entscheidungen, affektives Verhalten) zumeist mehr als die Hälfte der Befragten der Meinung, diese Aufgaben sollten von beiden Eheleuten gleichmässig erfüllt werden.

Tabelle 17:

Angestrebte Form der Zusammenarbeit (Anteil der Personen, welche meinen, die genannte Arbeit müsse von beiden Ehepartnern zu gleichen Teilen verrichtet werden, oder abwechslungsweise vom einen oder dem andern)

	Frauen				Männer			
	Arb	Ang	auT	Uni	Arb	Ang	auT	Uni
Broterwerb	50	47	64	78	40	30	42	52
Hausarbeiten								
Vorbereiten der Hauptmahlzeiten	27	36	51	70	40	35	53	55
Abwaschen	41	50	69	79	55	59	70	75
Tägliche Einkäufe	32	44	58	69	51	51	67	67
Wäsche	12	15	44	56	19	26	30	40
Windeln wechseln	26	38	58	74	31	37	48	51
Verwaltung des ehelichen Vermögens								
Buchhaltung	42	59	70	74	49	44	69	59
Zahlungen	43	49	65	77	46	43	53	58
Budgetierung	76	80	95	93	75	79	84	84
Entscheidungsgewalt								
Wichtige Anschaffungen	80	95	97	100	90	91	91	94
Umfang und Grund zum Sparen	84	88	88	93	83	84	85	86
Erziehungsfragen bez. der kleinen Kinder	77	83	91	96	72	79	87	79
Schlussentscheid bei Meinungsverschiedenheiten	72	75	71	84	65	63	56	73
Entscheidungen bez. des Berufes des Mannes (Antwort 'vorwiegend er')	87	86	85	82	80	78	81	80
Berufsarbeit der Frau (Antwort 'vorwiegend sie')	26	25	37	59	20	26	31	46
Expressivität								
Kinder belohnen und strafen	83	87	95	97	84	85	89	84
Sexuelle Initiative	81	86	92	93	91	92	97	94
Den ersten Schritt zur Versöhnung tun	71	82	90	93	80	83	84	84
Für die Eintracht besorgt sein	76	77	92	97	86	91	95	91

Arb = Arbeiter; Ang = Angestellte; auT = im ausseruniversitären Tertiärbereich Tätige; Uni = Universitätsabsolventen.

Quelle: Kellerhals J./Steinauer G., Systèmes de marché, classe et système de mariage, 45.

Wesentliche Unterschiede zwischen Mann und Frau ergaben sich lediglich in der Frage nach dem Geldverdienen: 55% der Frauen meinten, dies sei die Aufgabe beider Partner, wogegen nur 39% der Männer diese "Pflicht" mit ihrer Partnerin teilen möchten. Der Stand der Ausbildung hat vor allem auf die Antworten der Frauen einen Einfluss, am meisten bei der Frage nach der Hausarbeit, am wenigsten bei jener nach der Entscheidungsmacht und der "Expressivité". Je besser eine Frau ausgebildet ist, desto eher tritt sie ein für die gleichmässige Aufteilung aller Funktionen in der Familie.

Eine Besonderheit zur Frage nach dem Entscheidungsprozess: drei Viertel der Ehefrauen glauben, dass es ausschliesslich Sache des Mannes sei, über seinen Beruf zu entscheiden; wenn es jedoch um Entscheide bezüglich des Berufes oder der Berufstätigkeit der Frau geht, sind 61% der Frauen und 64% der Männer der Ansicht, dies müsse gemeinsam beschlossen werden, obwohl der Autonomieanspruch in dieser Frage mit zunehmendem Ausbildungsstand der Frauen zunimmt: auf jeder Ausbildungsstufe heischen mehr Frauen Autonomie in dieser Frage als Männer bereit sind, ihnen diese zuzugestehen. Im gleichen Zusammenhang wurde auch nach den Erwartungen an den Partner gefragt, d.h. wieweit vom Mann Autonomie und Führungsqualitäten, von der Frau die Duldung dieser Eigenschaften beim Mann, und bei sich selbst Vermittlungsfähigkeiten verlangt würden. Bedeutende Unterschiede der Antworten von Frauen und Männern aus derselben Schicht sind nicht festzustellen, doch wirkte sich auch hier der Stand der Ausbildung bei den Frauen stärker aus als bei den Männern. Autonomie der Partner wird bei Personen mit höherer Ausbildung mehr geschätzt; ein Fünftel der Arbeiterinnen, aber zwei Drittel der Frauen mit Hochschulabschluss finden es

wesentlich; dass der Partner ihre eigene Autonomie respektiert. Der Wunsch nach einem Partner, der seinen Willen dem Paar aufdrängt, nimmt bei den Frauen mit zunehmender Ausbildung ab. Eine Befragung von 39 Mittelschichtehopaaren (31) hat ähnliche Resultate gezeitigt. 33 Frauen (85%) und 35 Männer (89%) sind gegen eine ausgesprochene Vöhrherrschaft des Mannes in der Ehe. Ein Mann unter vier und eine Frau von fünf möchten die Entscheidungsgewalt je nach Kompetenzbereich aufteilen (Tabelle 18).

Tabelle 18:
Entscheidungsgewalt nach Vorstellung der Ehepartner

Wer sollte vor allem die Entscheidungen treffen?	M (%)	F (%)
Der Mann	8	15
Beide gemeinsam, zu gleichen Teilen	58	64
Beide gleichviel, je nach Kompetenzen	26	21
Die Frau	5	.
Weiss nicht	3	.
Total	100	100
N =	39	39

Quelle: Unteregger-Mattenberger J., Partnerschaft und Machtgefälle in der Ehe, 1977, 81.

Dagegen finden fast alle Befragten, das Geldverdienen sei die Sache des Mannes; nur drei Frauen und zwei Männer möchten auch diese Pflicht teilen (32). Als typische Bereiche, wo der Mann zu entscheiden hat, wurden genannt: Beruf des Mannes, Planung von Freizeit und Ferien. Frauen dürfen bzw. wollen vor allem in Fragen der Haushaltsführung, der Freizeit und der Erziehung ausschliesslich die Entscheidungen treffen.

Nach einem "Weltbild", einem Interpretationsmuster für das eigene Leben befragt (33), gaben die Frauen Antworten, die sich drei Modellen zuordnen lassen:

Das "familialistische" Modell. Bezugsort ist die Familie. Gesellschaft und Stellung der Frau sind nur am Rande von Bedeutung. Die Unterschiede zwischen Mann und Frau sind durch ihre gegenseitige Ergänzung erklärt. Die Rollenteilung nach Geschlecht wird biologisch begründet. Männerdomäne und Frauendomäne sind zwar verschieden, aber gleichwertig.

Das "psychologische" Modell. Bezugsort ist der Einzelne. Gesellschaft und Stellung der Frau sind ebenfalls irrelevant. Die Unterschiede zwischen Mann und Frau sind psychologisch begründet, beide ergänzen sich, sind jedoch verschieden.

Das "feministische" Modell. Ausgangspunkt ist die Gesellschaft. Die Beziehungen zwischen Mann und Frau werden als ungerechtes Machtverhältnis betrachtet. Die Diskrimination der Frau auf dem Arbeitsmarkt, ihre "Verbannung" in der Familie, bei der Reproduktion, sind Teile einer umfassenden sozialen Diskriminierung.

Die Untersuchung bestätigt die Hypothese, dass Frauen, die sich ohne echte Alternative für Familie und Mutterschaft entschieden haben, im familialistischen Modell eine biologische Rechtfertigung ihrer Situation finden; von den befragten berufstätigen Frauen sind es nur 23%, die sich diesem Modell anschliessen.

Tabelle 19:
Zustimmung zu Lebensmodellen (in %)

Modell	Durschnitt	Hausfrauen	Berufstätige
"familialistisch"	36,5	50	23
"psychologisch"	28,5	19	38
"feministisch"	35	31	39
Total	100	100	100
N =		86	91

Quelle: Heintz B., Die sanfte Gewalt in der Familie, 1980, 10.

Die verschiedenen Untersuchungen weisen darauf hin, dass in der Schweiz das traditionelle arbeitsteilige Bild der Familie noch stark verankert ist. Die Motive dafür zu finden, ist nicht einfach. Sicher liegt ein Grund im generell tieferen Ausbildungsniveau der Frauen; einen weiteren bildet wohl die verhältnismässig geringe Erwerbsquote der verheirateten Frauen. So wird im österreichischen Frauenbericht von 1975 festgestellt, dass die Fixierung an das traditionelle rollenteilige Familienbild zwar auch noch tief verwurzelt sei, aber doch mit verbesserter Ausbildung, mit der Berufstätigkeit und mit der Kinderlosigkeit im Werte sinkt. Vor allem jungverheiratete, noch kinderlose Mittelschichtehpaare tendieren zu partnerschaftlichen Entscheidungen. Mit zunehmender Ehedauer und Kinderzahl erfolgt eine stärkere rollenspezifische Abgrenzung der Einflussbereiche von Mann und Frau.

Durchwegs feststellbar ist, dass vor allem Frauen, die gut ausgebildet sind, die fortschrittlichsten Ideen bezüglich der Integration der Familie in ihr Leben haben. Heisst das, dass mit der Erweiterung des kulturellen Horizontes auch mehr Möglichkeiten zur individuellen Lebensgestaltung sichtbar werden, dass man deshalb "modernere" Lebensmodelle diskutiert, wobei Mann und Frau dieselben Möglichkeiten zur persönlichen Entfaltung eingeräumt werden? Dies ist nur ein Teil der Wahrheit. Dazu kommt, dass beispielsweise Frauen mit Hochschulbildung sich eine Ausgangslage geschaffen haben, welche neben dem kulturellen auch einen Geldwert darstellt. Ihnen ist es möglich, anspruchsvolle Stellen zu finden, überdurchschnittliche Löhne zu beziehen, unabhängig und selbständig ihr Leben einzurichten und zu entscheiden. Für sie ist die Ehe nicht mehr die einzige Möglichkeit, den Diskriminierungen zu entgehen, denen heute noch täglich die Mehrzahl der Frauen ausgesetzt ist. Im Gegenteil, ein zu grosses Engagement für die traditionellen Funktionen in einer Familie kann gerade für sie im Laufe der Jahre zu einer Entwertung des einst erworbenen Wissens führen. Sicher haben auch heute noch Ehe und Kindererziehung einen hohen Stellenwert, doch sind sie für die gut ausgebildeten Frauen nicht mehr die einzige erstrebenswerte "Karriere". Mit anderen Worten; sobald eine mögliche Alternative auftaucht, stellt man sie zur Wahl, stellt man sie in Frage.

Für die übrigen Frauen jedoch, die in der Mehrzahl sind (34), ist die Alternative weit weniger eindeutig. Das Heim, die Familie bleibt für sie der hauptsächlichste Ort der persönlichen Entfaltung, ein Ort, wo man sich aus der sozial und sexuell diskriminierenden Arbeitswelt hinflüchten kann, ein Ort auch, wo sie in ihrem traditionellen Bereich zum grossen Teil nicht in Frage gestellt werden.

144 Die Praxis

Die Familie ist u.a. auch der Ort, wo eine Reihe regelmässig oder unregelmässig anfallender Arbeiten erledigt wird. Im folgenden Teil soll nun beschrieben werden, wer - in Uebereinstimmung oder im Widerspruch mit den persönlichen (theoretischen) Vorstellungen - was tut. Der Uebersicht halber wird die Beschreibung auf die drei klassischen Bereiche von Aufgaben in der Familie beschränkt: auf den Broterwerb, auf die Hausarbeit und auf die Entscheidungsgewalt. In den von uns konsultierten Untersuchungen wird der Bereich der Kindererziehung nicht erwähnt.

144.1 Broterwerb

Hier stellen sich die Fragen, wer für den materiellen Unterhalt der Familie sorgt, ob dies ein Ehepartner allein tut oder ob beide berufstätig sind; in welchem Verhältnis die Löhne von Frau und Mann stehen; wie wichtig besonders die Berufstätigkeit der Frau ist.

1970 waren 29% der verheirateten Schweizerinnen zwischen 15 und 64 Jahren berufstätig (35). Grund für die Berufstätigkeit waren in erster Linie die ökonomischen Bedürfnisse der Familie oder die Unentbehrlichkeit der Frau als Arbeitskraft im Familienbetrieb. Verheiratete Frauen mit kleinen Kindern sind nur zu einem geringen Teil ausserhäuslich tätig, wobei es jedoch erhebliche Unterschiede je nach Kontext gibt: 39% der Mütter aus niederen sozialen Schichten in den grossen Städten gehen einem Verdienst nach, in den kleinen Städten sind es nur 5%. Teilzeitarbeit ist sehr verbreitet und gefragt. Zumeist sind es die Ehemänner, die sich aus Prestige Gründen einer Berufstätigkeit ihrer Frau widersetzen. Dieser Widerstand ist bei den tiefsten Einkommensklassen am grössten: Hier sind die Frauen auf Berufe angewiesen, die dem Anspruch auf persönliche Entfaltung in keiner Weise gerecht werden. Junge Frauen in kleinen Städten geben ihren Beruf bei der Eheschliessung auf, junge Frauen in grösseren Städten warten damit bis zur Geburt des ersten Kindes (36).

In der Westschweizer Untersuchung des "Mouvement populaire des familles" (37) waren in den Arbeitnehmer-Haushaltungen 98% der Männer, aber nur 43% der Frauen erwerbstätig. Berücksichtigt man nur die vollständigen Familien, so gehen in 37% der Fälle beide Ehepartner einem Verdienst nach. Diese Quote sinkt mit zunehmender Kinderzahl; beträgt sie bei kinderlosen Ehepaaren noch 47%, sinkt sie bei Paaren mit einem Kind auf 39%, bei solchen mit zwei und mehr Kindern auf 31 bis 32%. Die gleiche Entwicklung ist zu beobachten, wenn der Sozialstatus des Familienhauptes steigt:

bei 40% der Arbeiterhaushalte sind beide Ehepartner berufstätig, bei Haushalten von höheren Kadern jedoch nur 27%. Diese Tendenz bestätigen ähnliche Zahlen einer anderen Untersuchung (38), laut der 18% der Frauen, deren Männer zur oberen Einkommensschicht gehören, ausserhäuslich arbeiten, während dies in den unteren Schichten fast der doppelte Anteil, nämlich 33% der Frauen, tun. Wohl möchten in den oberen Schichten mehr Frauen einer Erwerbstätigkeit nachgehen (aus Gründen, die bereits früher genannt worden sind), doch scheint es, das sie diese Ansprüche nicht realisieren können.

Auch beim Einkommen sind je nach Geschlecht wesentliche Unterschiede festzustellen: 16% der Männer, aber 78% der Frauen verdienen - an einer vollen Stelle - weniger als Fr. 2'000.-- im Monat (39); beim Stundenlohn macht der Unterschied Fr. 2.60 aus (Männer Fr. 16.10; Frauen Fr. 13.50) (40). Drei Viertel von rund 500 anfangs der 70er Jahre befragten Lausanner Frauen verdienten bei voller Berufstätigkeit gar weniger als Fr. 1'200.-- pro Monat (41). Nach der Motivation zur ausserhäuslichen Beschäftigung befragt, gaben ein Drittel dieser Frauen rein ökonomische Gründe an, ein weiteres Drittel eher psychosoziale Gründe (Unausgefülltsein im Haushalt, Isolation usw.); das letzte Drittel gibt verschiedene Gründe an. Selbst von der zweiten Gruppe arbeiten nur 10% der Frauen aus Interesse am Beruf selbst.

Die Untersuchung Kellerhals/van Keep (42) ergibt, - und bestätigt damit die von anderen Untersuchungen festgestellte Korrelation zur Schichtlage und Erwerbstätigkeit der Ehefrau (43) - dass von Unterschichtfrauen 33% ausserhäuslich tätig sind, dagegen nur 18% der Ehefrauen höherer Kader. Ehefrauen höherer Kader möchten zwar vermehrt aus ihrer traditionellen Rolle ausbrechen, vermögen jedoch ihre Bestrebungen nur in bescheidenem Masse zu realisieren. Frauen aus unteren Schichten jedoch, die arbeiten müssen, drängt es vermehrt zurück ins Haus.

Wesentliche Unterschiede zwischen Theorie und Praxis lassen sich besonders in der bereits erwähnten, sehr beschränkt gültigen Untersuchung von 39 Mittelschichtpaaren (44) feststellen. Während nur zwei Männer und drei Frauen theoretisch gefunden hatten, die Erwerbstätigkeit solle Aufgabe beider Partner sein, waren es dann in Wirklichkeit 24 Paare, wo die Frau teilzeitig oder voll berufstätig war. Diese Diskrepanz weist auf einen Widerspruch zwischen Norm und Wirklichkeit hin, der nur schwer erklärbar ist. Die Männer der nichterwerbstätigen Ehefrauen glauben, die Berufstätigkeit der Frau wäre ihrer Partnerschaft abträglich; die Männer der erwerbstätigen Frauen jedoch stellen fest, dass sich die Berufstätigkeit der Frau nach einer gewissen Angewöhnungszeit gut habe mit den Pflichten im Haushalt vereinbaren lassen (45). Diese Auffassung zeigt nicht nur, welcher Stellenwert der Frauenerwerbstätigkeit zukommt (sie rangiert eindeutig hinter den Aufgaben im Haushalt); sie macht vor allem auch deutlich, dass die verheiratete Frau - ob sie berufstätig ist oder nicht - auf alle Fälle die Haushaltung besorgen muss, sie hat also lediglich die Wahl zwischen Einfach- oder Doppelbelastung (46).

Auch wenn es nicht einfach ist, aus diesen verschiedenen Untersuchungen klare Folgerungen zu ziehen, weil Berufsarbeit nicht überall gleich definiert wird, lassen sich doch einige Hauptlinien ziehen: der Frauenlohn ist selten die Hauptquelle der finanziellen Versorgung der Familie. Frauen werden in nahezu allen Wirtschaftsbereichen schlechter entlohnt als die Männer(47). Dazu mindern auch noch die Kosten der Steuerprogression das Zusatzeinkommen der Frau. Es sind also auch strukturelle Bedingungen, welche der Forderung nach partnerschaftlicher Aufteilung der ehelichen Pflichten entgegenstehen.

Die verschiedenen Untersuchungen haben gezeigt; nicht diejenigen Frauen sind erwerbstätig, die es wirklich wünschen. Die Frauen der unteren Einkommensschichten, welche gern im Haushalt und in der Familie wirken möchten, sind aus wirtschaftlichen Gründen zumeist gezwungen, eintönige Arbeiten anzunehmen. Besser ausgebildete Frauen, die gern beruflich tätig wären, haben bei der Eingliederung ins Berufsleben(48) gegen andere Schwierigkeiten zu kämpfen. Beide Situationen tragen zu innerfamiliären und zu zwischenmenschlichen Spannungen und Konflikten bei; bei den einen Frauen aufgrund der Doppel- bzw. Ueberbelastung, bei den andern wegen des Verlustes an beruflicher Qualifikation. Bettina Heintz führt dazu aus, dass Frauen, die auf Berufsarbeit verzichten, damit auch gleich auf einen eigenen sozialen Status verzichten: Sie geraten so in soziale und wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ehemann.

Tabelle 20:
Familienhaushaltungen von Ehepaaren nach Alter und Berufstätigkeit der Ehefrau sowie nach der Anzahl der vom Ehepaar ernährten Kinder unter 18 Jahren, 1970

Ehefrauen	Anzahl Familienhaushaltungen						
	Total	Alter der Ehefrau					
		-19	20-24	25-29	30-39	40-64	65+
Im ganzen	1'409'940	6'751	103'899	182'092	343'081	635'701	138'416
Berufstätige	426'651	3'483	48'400	65'533	122'364	188'958	7'913
In Teilzeit	210'303	511	12'750	24'242	56'132	111'050	5'608
Ohne ernährte Kinder unter 18 Jahren	680'927	3'750	44'852	45'746	48'443	399'930	138'206
Berufstätige	233'447	2'518	32'461	33'059	32'851	124'670	7'888
In Teilzeit	98'834	280	6'885	8'633	9'646	67'801	5'589
Mit 1 ernährten Kind unter 18 Jahren	282'747	2'782	41'617	58'323	68'439	111'402	184
Berufstätige	93'556	924	12'936	18'367	27'122	34'186	21
In Teilzeit	44'962	230	4'308	6'924	11'726	21'758	16
Mit 2 ernährten Kindern unter 18 Jahren	264'128	203	15'139	56'801	120'377	71'593	15
Berufstätige	61'706	40	2'685	10'642	29'994	18'343	2
In Teilzeit	38'743	11	1'359	6'202	18'460	12'709	2
Mit 3 und mehr ernährten Kindern unter 18 Jahren	182'138	16	2'291	21'222	105'822	52'776	11
Berufstätige	37'942	1	318	3'465	22'397	11'759	2
In Teilzeit	27'764		198	2'483	16'300	8'782	1

Quelle: BSV, Bericht über die Lage der Familie in der Schweiz, 1978.

Die Quote berufstätiger verheirateter Frauen liegt in Oesterreich ziemlich viel höher als in der Schweiz. Bei 46,6% aller Ehepaare mit einem Kind ist die Ehefrau berufstätig, während es bei Ehepaaren mit vier und mehr Kindern immerhin noch 37,8% aller Frauen sind(49). Der Anteil jener Frauen, die mehr als die Hälfte zum Familieneinkommen beitragen, ist sehr gering; er liegt indes bei Angestellten und besser gebildeten Frauen etwas höher (ca. ein Fünftel) als bei Arbeiterinnen und Frauen mit einem niedrigeren

Bildungsniveau (unter 15%). Der relative Beitrag der Frauen am Familieneinkommen nimmt mit der Höhe dieses Einkommens deutlich ab. Dies mag zunächst überraschen, doch ist dies Paradox aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Abhängigkeit der Berufstätigkeit der Frauen von ihrer familiären Einkommenssituation bedingt. Es ist anzunehmen, dass innerhalb der Gruppe der weiblichen Angestellten und der Frauen mit einem höheren Bildungsniveau jene Frauen überrepräsentiert sind, deren Ehemänner über ein relativ niedriges Einkommen verfügen, d.h. Frauen aus Familien, wo ihr Einkommen eine beträchtliche und oft notwendige Ergänzung zu demjenigen des Mannes darstellt. Als Motiv für ihre Berufstätigkeit nennen deshalb auch 50% der befragten Frauen Extraanschaffungen.

144.2 Hausarbeit / Familienarbeit

Seit einiger Zeit haben verschiedene Autoren überzeugend dargelegt, dass die in der Familie geleistete Arbeit einen notwendigen Beitrag im Produktionsprozess darstellt (50). Dennoch erscheint diese Arbeit nicht in den nationalen Volkswirtschaftsstatistiken. Die Besonderheiten der Hausarbeit verbergen auf den ersten Blick ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Hausarbeit ist z.B. notwendig, weil gewisse Konsumgüter nicht in dem Zustand hergestellt und angeboten werden, in dem man sie verbraucht. Es ist eine zusätzliche Arbeit, die die produzierten Güter in konsumfertige Güter verwandelt. In unserem Wirtschaftssystem, das so stark zwischen Produktion und Konsum unterscheidet, nimmt die Hausarbeit eine Mittelstellung ein, die aber wertmässig vom Markt nicht erfasst worden ist. Das Wert-Unwert-Verhältnis zwischen Berufsarbeit und Hausarbeit drückt sich in verschiedenster Weise aus: Es gibt erst seit kurzem ökonomische und sozialwissenschaftliche Studien über Hausarbeit, Haushalte sind höchstens als Konsumeinheiten interessant, in der Statistik gilt eine Frau im Haushalt gar als ein Frau, die nicht arbeitet, als inaktive Frau.

Hausarbeit (d.h. im weiteren Sinne eigentlich Familienarbeit; im Folgenden soll trotzdem von Hausarbeit die Rede sein, gemeint ist damit alle traditionell von Frauen zu Gunsten der Familie unentgeltlich erbrachte Arbeit) ist gesellschaftlich notwendig und komplementär zur Berufsarbeit. Dennoch war sie bis heute nur ganz am Rande Gegenstand wissenschaftlicher Abhandlungen. In der Regel wird Hausarbeit als "unproduktive" Arbeit bezeichnet, womit sie auch an Interesse für ökonomische Theorien (jeder Richtung) verliert. Hausarbeit unterscheidet sich von der Berufsarbeit in Inhalt, Fähigkeitsanforderungen, Werthaltungen. Grob gesehen, lässt sie sich in drei Bereiche unterteilen: die eigentliche Hausarbeit im engeren Sinne (kochen, einkaufen, putzen, flicken usw.), die Betreuungs- und Erziehungsarbeit der Kinder, sowie in einen Komplex, der als Beziehungsarbeit bezeichnet werden könnte, nämlich die Schaffung einer häuslichen, gemütlichen Atmosphäre (Ausgleich zum ausserhäuslichen Berufsstress, Harmonie der Familie usw. (51). Alle diese Leistungen sind in emotionale, persönliche Beziehungen eingebunden. Dies kann Quelle besonderer subjektiver Zufriedenheit sein, aber auch - im Falle disharmonischer Beziehungen - Quelle eines besonderen Leidensdruckes, vor dem eine Frau nicht - wie im Berufsleben - einfach entfliehen kann.

Hausarbeit findet in der Familie statt und wird nicht entlohnt. Dies macht nicht-berufstätige Frauen ohne Einkommen von ihrem Ehemann abhängig. Diese finanzielle Abhängigkeit wird u.a. immer dort sehr problematisch, wo Familien durch Scheidungen auseinandergehen.

Wer Hausarbeit verrichtet, arbeitet in der Regel allein; dies kann gesellschaftliche Isolation zur Folge haben. Die Arbeitsbeziehungen decken sich mit den zwischenmenschlichen Beziehungen. Dies wird dann problematisch, wenn Forderungen, die die Arbeit betreffen, durchgesetzt werden sollen: meistens steht der Forderung das Bedürfnis einer nahestehenden Person entgegen. - Die Hausfrau hat auch keine klar definierte Freizeit, was zusätzlich ihre Möglichkeiten einschränkt, persönliche Interessen ausserhalb der Familie zu befriedigen.

Berufsarbeit und Hausarbeit sind komplementär - dennoch erfolgt die gesellschaftliche Wertschätzung eindeutig zugunsten der Erwerbsarbeit. Deren Grundsätze dominieren deshalb auch die Bedingungen, unter denen und zu denen die private Hausarbeit erbracht wird. Jede Haushaltung, jedes Familienleben ist geprägt von der beruflichen Situation des Ernährers, d.h. dessen Lohn, dessen Prestige, dessen Arbeitsbedingungen. Die Folgen des "Unwerts" der Hausarbeit für die Frau sind vielfältig und ziehen sich durch alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. So arbeiten Frauen mehrheitlich in Berufen, die mit Inhalten der Hausarbeit assoziiert sind (dies sind "zufälligerweise" meist die schlecht bezahlten und prestigearmen Berufe);

wenn Frauen sich politisch betätigen, so ist es mehrheitlich in Bereichen, die mit Inhalten der Hausarbeit verwandt sind (Sozialpolitik, Familienpolitik, Erziehungsfragen, Wohltätigkeitsorganisationen usw.). Dies sind aber gerade jene Bereiche, denen im Gegensatz zur Finanz- und Wirtschaftspolitik (Männerdomänen) eine geringere gesellschaftliche Bedeutung zukommt;

die Doppelbelastung der erwerbstätigen Hausfrauen wird unterschätzt, weil man erwartet, dass sich Hausarbeit "so nebenbei" erledigen lässt.

Hausarbeit ist sehr verschiedenartig. Die kürzlich erschienene Studie des Bundes Schweizerischer Frauenorganisationen legt von der Mannigfaltigkeit der Hausarbeit je nach Haushaltstyp beredtes Zeugnis ab. Die von uns beigezogenen Untersuchungen gehen der Frage nach, wie die Hausarbeit zwischen Mann und Frau aufgeteilt wird, wieweit Berufstätigkeit, Kinderzahl und soziales Milieu darauf einen Einfluss haben.

Durchwegs festzustellen ist die geringe Beteiligung des Mannes an der Hausarbeit. Sie liegt auch dann nicht höher, wenn die Ehefrau voll berufstätig ist. Ohne Bedeutung ist auch das soziale Milieu. Kochen, Tischdecken, Abwaschen, Bettenmachen, Einkaufen - dies ist unangetastet die Domäne der Frau (52). Die Annahme der Doppelbelastung erwerbstätiger Ehefrauen bestätigt sich durchwegs,

selbst bei Paaren, wo die Frau die traditionelle Rollennorm ablehnt. Wenn Männer im Haushalt tätig werden, dann am ehesten, um kleine Reparaturen auszuführen. Frauen betrachten Hausarbeit als notwendiges Uebel, kaum je aber als anregende, abwechslungsreiche Beschäftigung (53). Trotz gegenteiliger Ansicht und theoretischer Einsicht bleibt die Beteiligung junger Ehemänner an den häuslichen Pflichten minim. Eine jüngste Genfer Untersuchung (54) stellt zwar eine geringe Erhöhung fest, wenn die Frau voll berufstätig ist, doch bleibt die gleich starke Mitwirkung beider Partner in den meisten Fällen Theorie. Immerhin scheinen sich Väter ein wenig mehr mit den Kindern abzugeben, sofern die Mutter berufstätig ist (55). Diese Resultate, die vorwiegend aus der Westschweiz stammen, werden - abgesehen von der UNESCO-Untersuchung - durch die Mittelschichtuntersuchung von Unteregger auch für die deutsche Schweiz bestätigt. Zwar glauben 15 der befragten Männer, regelmässig bei den Hausarbeiten mitzuhelfen, nur neun Frauen finden, dies sei bei 15 der Fall. Diese Unterschiede ergeben sich u.a. auch deswegen, weil Männer auch jene Arbeiten zur Hausarbeit rechnen, die nicht regelmässig anfallen, wie das Ausfüllen der Steuererklärung, den Verkehr mit Behörden, die Buchhaltung, das Leeren von Kehrichtkübeln, Gartenarbeiten, kleinere Reparaturen. Solche Besorgungen entlasten jedoch die Frauen nicht wesentlich von den täglichen Routinearbeiten. Fragt man die Frauen, ob sie mit dieser (mangelnden) Teilnahme der Gatten an der Hausarbeit zufrieden seien, zeigt sich eine erstaunlich hohe Zufriedenheit: 29 der von Unteregger befragten Frauen stimmen zu, nur acht möchten den Zustand ändern. Die Aufteilung der Arbeit stützt sich auf einen starken Konsens, 26 Frauen und 21 Männer erklären, diese Zuteilung sei gemeinsam gewählt worden. Neun Frauen und elf Männer denken, die Organisation entspreche vor allem den Bedürfnissen der Frauen. Nur drei Frauen bzw. vier Männer sind der Meinung, die geltende Verteilung komme vor allem den Wünschen der Männer entgegen (56).

Auch die für Haushalte unselbständig Erwerbender repräsentative Westschweizer Untersuchung des Mouvement populaire des Familles bestätigt dies. Von 100 befragten Männern beteiligen sich bloss 13 an der Hausarbeit, acht davon weniger als zehn Stunden in der Woche. In jeder der fünf unterschiedenen soziokulturellen Schichten arbeitet mindestens die Hälfte der Männer nie im Haushalt: bei den Arbeitern sind es 54%, bei höheren Kadern 81%. Nimmt die Kinderzahl zu, sinkt erstaunlicherweise die Beteiligung des Ehemannes an der Hausarbeit; so beteiligen sich bei kinderlosen Ehepaaren 49% der Männer, in Familien mit drei Kindern sind es nur noch 35%. Dies bedeutet, dass der zusätzliche Aufwand, den jedes Kind verursacht, ausschliesslich von den Frauen - allenfalls noch von den älteren Kindern - getragen wird. Einige weitere Zahlen aus der genannten Untersuchung: 79% der Männer besorgen nie oder selten die Wäsche, 52% kochen nie, 24% gehen nie einkaufen, 44% waschen nie ab, 53% putzen nie. Eine verschwindende Minderheit von Männern betätigt sich im gleichen Masse oder häufiger als ihre Frauen in der Haushaltung (2 bis 3%), wobei es bei den Einkäufen immerhin 11% sind.

Die genannten Untersuchungen sprechen eine deutliche Sprache: die Männer beteiligen sich nicht oder in geringem Ausmass an den

Hausarbeiten, dies trotz der progressiven Modelle, die besonders junge Leute mit höherer Ausbildung zu Beginn der Ehe sich vorstellen. Die Beteiligung wird dann noch schwächer, wenn die Last der Arbeiten wegen der Erhöhung der Kinderzahl zunimmt, sowie bei Ehemännern der oberen Einkommensklassen. Zur Abrundung dieser Erläuterungen können die Angaben über den tatsächlichen Zeitaufwand für die verschiedenen Hausarbeiten dienen (57). Es zeigt sich, dass mit zunehmender Berufstätigkeit der Hausfrau der zeitliche Aufwand für die Hausarbeiten abnimmt, wobei nicht feststellbar ist, ob die berufstätige Hausfrau die Hausarbeit speditiver erledigt oder ob der Grund darin liegt, dass vor allem jene verheirateten Frauen berufstätig sind, die keine Kinder oder grössere Kinder haben. Braucht eine nicht-berufstätige Hausfrau im Tag knappe sechs Stunden für die reinen Haushaltarbeiten (ohne Einkaufen und Beschäftigung mit den Kindern), tut dies die voll berufstätige Hausfrau in gut zwei Stunden (als Vergleich dazu der verheiratete berufstätige Mann: fünf Minuten!). Nicht-berufstätige Hausfrauen arbeiten dafür am Wochenende etwas weniger in der Haushaltung.

Berücksichtigt man bei diesen Untersuchungen das Alter und das Geschlecht, erweisen sich bereits bei Jugendlichen deutliche Unterschiede in der Mithilfe im Haushalt. Mit zunehmendem Alter steigt beim weiblichen Geschlecht der Zeitaufwand für den Haushalt, um nach einem Höhepunkt im Alter von 30 bis 35 Jahren nur allmählich abzunehmen. Praktisch konstant vom 30. Lebensjahr an bis ins hohe Alter bleibt der Zeitaufwand für reine Hausarbeit pro Tag (ca. sechs Stunden), obwohl in diesem Zeitraum die Familiengrösse stark zurückgeht. Nach der Pensionierung sind Männer zunehmend im Haushalt engagiert.

Betrachtet man die Belastung von Mann und Frau je nach Haushaltstellung und Familiengrösse und -typ, zeigt sich folgendes: Eine Mutter mit Schul- und Kleinkindern ist durch die Woche durchschnittlich zwei Stunden länger im Haushalt beschäftigt (485 Minuten) als eine Mutter mit Jugendlichen (365 Minuten). Interessant ist auch der veränderte Anteil der einzelnen Haushaltstätigkeiten je nach Familientyp bei beiden Geschlechtern, besonders der zeitliche Aufwand des "Sich mit den Kindern beschäftigen" nimmt mit zunehmendem Alter der Sprösslinge ab. Auch zeigt sich, dass Väter mit kleinen Kindern während der Woche kaum dazu kommen, sich mit ihnen abzugeben (32 Minuten pro Tag).

Das "Mouvement populaire des familles" (58) hat zur Beteiligung der Väter je nach Alter der Kinder verschiedene Fragen gestellt:

- "Wer bringt die Kinder zu Bett?" für die 0 - 6-jährigen;
- "Wer hilft bei den Schulaufgaben?" für die 7 - 11-jährigen;
- "Wer spricht mit den Halbwüchsigen über Sexualität?"
- "Wem vertrauen die 17 - 20-jährigen ihre Sorgen an?"

Bei diesen 1'033 befragten Arbeitnehmerhaushaltungen, von welchen jeweils ca. 30% Kinder in dem entsprechenden Alter hatten,

wies sich, dass

3 von 10 Vätern (8 von 10 Müttern) häufig oder regelmässig die Kinder zu Bett bringen; in diesen Zahlen sind die Fälle eingeschlossen, in denen dies die Eltern gemeinsam tun, was in einem Viertel der Haushalte oft oder regelmässig vorkommt;

1 von 26 Vätern, aber 7 von 10 Müttern den Kindern im Primarschulalter bei den Aufgaben helfen, wobei sich ungelernete Arbeiter und Immigranten aus dem Süden noch eher mit den Kindern zu beschäftigen scheinen;

fast in jeder zweiten Familie die Eltern gemeinsam mit ihren Kindern über Sexualität sprechen; wenn dies ein Elternteil allein tut, ist es zumeist die Mutter;

junge Erwachsene sich teils Vater und Mutter, teils nur der Mutter anvertrauen.

In der österreichischen Mikrozensus-Untersuchung (59) wird ebenfalls festgestellt, dass "die Mehrheit österreichischer Familien bisher zu einer echt egalitären Teilung familiärer Aufgaben nicht vorgedrungen ist. Frauen tragen nach wie vor die Hauptverantwortung für den Haushalt und die Kinderbetreuung. Ferner geht aus dem Datenmaterial hervor, dass die Berufstätigkeit der Frau nur einen neben einer Reihe anderer bedeutsamer Einflussfaktoren auf die Gestaltung familiärer Rollenverteilungsmuster darstellt. Detaillierte Auswertungen lassen sogar vermuten, dass anderen Faktoren als der Berufstätigkeit der Frau primäre Bedeutung für die negative Beteiligung des Gatten und der Verwandten an Haushaltsarbeiten und der Kinderbetreuung zuzuschreiben ist. So werden Hilfeleistungen im Haushalt und bei der Kinderbetreuung von soziostrukturellen Bedingungen, wie etwa dem Gemeindetyp des Wohnsitzes, der Haushaltszusammensetzung, dem Bildungsniveau der Frau oder der beruflichen Stellung beider Ehepartner, wesentlich stärker beeinflusst als von der Berufstätigkeit der Frau an sich. (...) Aus dem vorliegenden Datenmaterial ist daher der Schluss zu ziehen, dass die Berufstätigkeit der Frau nur dann zu einer stärker egalitären Aufgabenteilung zwischen den Ehepartnern führt, wenn diese Form familiärer Rollenverteilung mit den Werthaltungen der Familienmitglieder im Einklang steht und wenn andere Entlastungssysteme, wie etwa Mitglieder des erweiterten Familienverbandes, nicht verfügbar sind."

144.3 Autorität, Entscheidungsgewalt

Wer bestimmt die Zielrichtung der Familie, wer trifft die wichtigen Entscheidungen? Sind Frau und Mann gleichermaßen an dieser "Macht" beteiligt? Wird die Entscheidungsbefugnis nach den Kompetenzbereichen verteilt? Oder liegt der Entscheid in allen Bereichen bei einem der Partner?

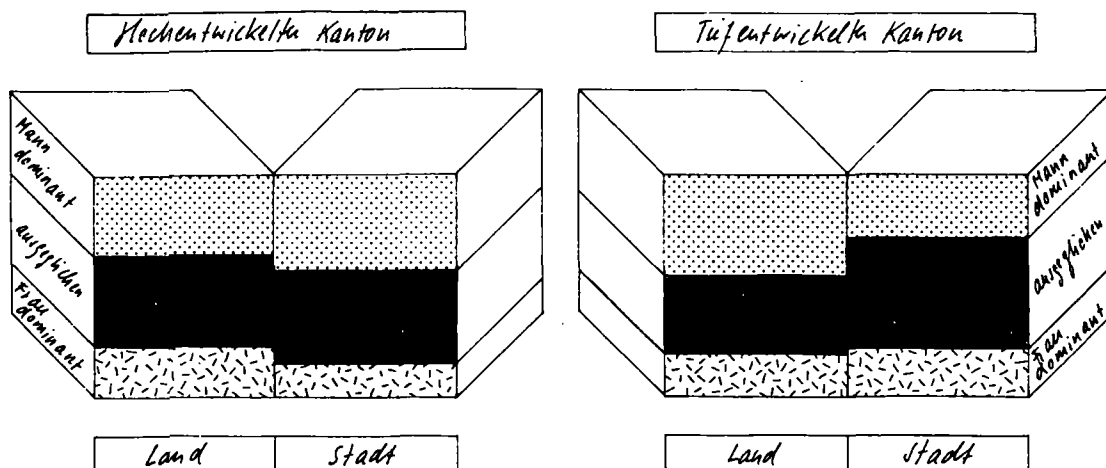
Rufen wir uns zuerst in Erinnerung, dass die Familie keine autonome Insel ist, sondern in mannigfaltiger Weise mit der Umwelt verbunden und aus diesem Grund in ihren Entscheiden ohnehin

nicht mehr völlig frei. Gesundheitsdienste, Sozialdienste, Schulorganisation setzen der innerfamiliären Struktur bereits erhebliche Grenzen. Die Bereiche der "Machtausübung" sind deshalb von Anfang an verhältnismässig schmal. Als "Macht" in der Familie verstehen wir deshalb die Wahrscheinlichkeit, dass ein Partner seinen Willen dem andern Partner (mehr oder weniger drastisch) aufzwingt. Allerdings ist der Begriff "Macht" abstrakt und mehrdimensional (60). Macht äussert sich einmal in Form sachlicher Kompetenz. Sie kann dann als Beeinflussung oder Autorität auftreten, die sowohl die Aufteilung der Pflichten bestimmt, als auch die Art, wie in der Familie Entscheidungen getroffen werden. Die Mehrdimensionalität schliesst aus, dass man die innerfamiliären Machtstrukturen lediglich mit der banalen Frage "Wer hat den Entscheid getroffen?" erfassen kann. Unbeantwortet bleibt das Eigentliche: unter welchen Umständen dieser Entscheid zustande gekommen ist und welche Auseinandersetzungen ihm allenfalls vorausgegangen sind.

Held und Levy, in deren Untersuchung diese Machtstrukturen sehr ausführlich behandelt wurden und die die einzigen repräsentativen Daten liefern, verstanden die Machtstrukturen innerhalb der Ehe als die Verteilung der Möglichkeiten zwischen Mann und Frau, wesentliche Veränderungen in der Situation oder im Funktionieren der Familie zu bewirken (61). Im Mittelpunkt ihres Interesses stand weniger, wer was entscheidet, als vielmehr, ob die Entscheidungsstrukturen traditionell seien oder nicht, d.h. ob die Frau im traditionell weiblichen und der Mann im traditionell männlichen Aufgabenbereich entscheidet, oder ob beide gleichermassen in beiden Bereichen entscheiden. Das heisst, dass folgende zwei Entscheidungsformen unterschieden wurden: bei Autonomie entscheidet jeder Partner je nach Gegenstand selbständig; bei Synkratie werden alle Entscheidungen gemeinsam gefällt. Im Gesamten sind es etwa vier von zehn Paaren, die sich innerehelich so organisieren, dass die Entscheidungsbefugnisse ausgeglichen sind. Es überrascht nicht, dass dieses traditionelle Familienmodell nicht durch männliche Dominanz auffällt: Ausgeglichenheit resultiert aus der klaren Rollenaufteilung, wobei durch die Zuordnung der Bereiche der Mann die "gewichtigeren" Entscheidungen zu treffen hat als die Frau (62).

Grafik 11:

Familien nach Machtverteilung und Schicht

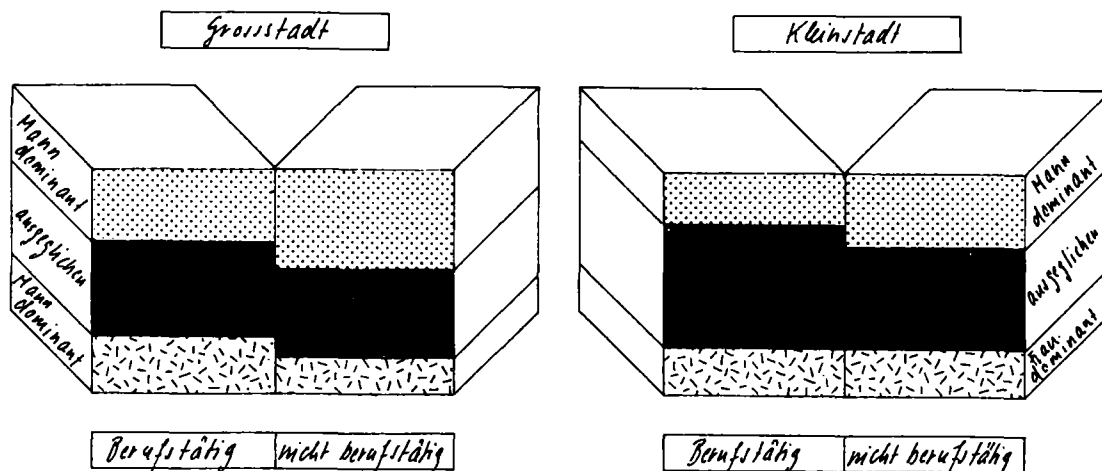


Quelle: Held T./Levy R., Die Stellung der Frau in der Schweiz, 1974, 149.

Auch die Berufstätigkeit der Frau beeinflusst die Verteilung der Macht in der Familie: wo die Frau ausserhuslich tätig ist, wird die Vorherrschaft des Mannes in den Entscheidungsprozessen geringer; in kleinen Städten wirkt sich dies zugunsten gemeinsamer Entscheidungsstrukturen aus, in grösseren Städten zugunsten der "Uebermacht" der Entscheidungskompetenz der Ehefrau (verglichen wurden bloss städtische Kontexte, weil hier die Berufstätigkeit der Frauen genügend verbreitet ist, um vergleichende Studien überhaupt zuzulassen).

Grafik 12:

Familien nach Machtverteilung und Berufstätigkeit der Frau



Quelle: Held T./Levy R., Die Stellung der Frau in der Schweiz, 1974, 163.

In der bereits genannten Untersuchung mit 39 befragten Ehepaaren der Mittelklasse in der Stadt Zürich (63) glaubt die Mehrzahl der Paare, die Entscheidungen gemeinsam getroffen zu haben.

Tabelle 21:
Entscheidungsgewalt nach Realität

Wer hat die Entscheidung getroffen?	M %	F %
Meistens der Mann	18	3
Der Mann häufiger als die Frau	8	15
Gemeinsam	56	64
Die Frau häufiger als der Mann	10	13
Meistens die Frau	.	.
Keine Antwort	8	5
N =	39	39

Quelle: Unteregger-Mattenberger J., Partnerschaft und Machtgefälle in der Ehe, 1977, 82.

Bei den Männern stellt die Autorin keine Beziehung zwischen sozialem Status und Entscheidungsform fest. Bei den Frauen hingegen gibt es eine interessante Variation: die voll berufstätigen Ehefrauen glauben an die Dominanz ihrer Männer, die nicht ausserhuslich tätigen Frauen betrachten sich selbst als dominant, die teilweise erwerbstätigen Frauen tendieren zu einer eher gemeinsamen Form der Entscheidungsprozesse. Mann und Frau glauben jedoch, die uberigen Pflichten und Aufgaben gemeinsam zu erfüllen. Beruhtatige Frauen tendieren allgemein dahin, den Einfluss des Mannes als grösser als ihren eigenen zu betrachten.

In dieser Untersuchung wird ausserdem die Frage gestellt, wie die Ehepartner vorgehen, wenn es gilt, dem andern seinen Standpunkt im Konfliktfall aufzudrängen und wie der andere auf diese Ueberzeugungsversuche reagiert. Versucht er seinerseits zu beeinflussen? Schlägt er einen Kompromiss vor? Falls er mit seinem Vorschlag unterliegt, akzeptiert er dann den Entscheid des Partners? Die Autorin stellt fest, dass es den Männern eher als den Frauen gelingt, den Partner zu beeinflussen. Männer und Frauen versuchen mittels verbaler Techniken, den andern zu beeinflussen, doch scheinen die Argumente der Männer mehr zu überzeugen. Auch ohne Konsens des Paares gelingt es Männern leichter als Frauen, sich durchzusetzen, was von sichtbarer Autorität und Macht zeugt. Auch wenn die Frauen nicht mit dem Entscheid ihres Mannes einverstanden sind, hat er doch mehr Möglichkeiten, seine Autonomie auszuspielen. Die Frau hat wenig Mittel, sich dagegen zu wehren: allenfalls Liebesentzug, vielleicht auch die Weigerung, gewisse Aufgaben zu erfüllen. Nur wenigen Frauen gelingt es, sich den Wünschen der Männer zu widersetzen; normalerweise resignieren sie eher als ihre Männer und versuchen nicht länger, die eigene Meinung durchzusetzen.

Die meisten der befragten Mittelklasspaare befürworten zwar das Modell der Gleichberechtigung - im konkreten Alltag jedoch leben sie nach dem Muster traditioneller Rollenteilung.

Für österreichische Familien gilt ebenfalls diese hierarchische Struktur mit dem Vater an der Spitze, der die wirtschaftlichen Entscheide sowie jene bezüglich der Interaktion mit familienfremden Personen (Behörden, Freunde usw.) trifft, während die Frau über wesentliche Entscheidungsbefugnisse vor allem in spezifisch familiären Belangen verfügt. Partnerschaftlich entschieden wird vor allem von jungverheirateten und kinderlosen Paaren der Mittelschicht. "Eine Abnahme partnerschaftlicher Entscheidungskontrolle mit zunehmender Ehedauer ist in jenen Familien nicht festzustellen in welchen die Frau aufgrund ihrer Ausbildung und Berufstätigkeit vor der Ehe oder durch ein Aufschieben der ersten Geburt über die ersten Ehejahre hinaus in der Ehe Chancen der Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentfaltung wahrnehmen konnte. Partnerschaftliche Entscheidungskontrolle in der Familie ist, das zeigen alle Untersuchungen, mit höherer Zufriedenheit in der Ehe verbunden" (64).

Auch wenn man sich bei dieser Untersuchung der innerfamiliären Strukturen auf die drei genannten Funktionen (Broterwerb, Hausarbeit, Entscheidung und Macht) beschränkt, fällt der Widerspruch auf: die "Familie", die sich als Ort der persönlichen Entfaltung, als "Heimat" im engsten Sinne versteht, ist auf der Ungleichheit der Geschlechter aufgebaut und fördert diese in ihrem Kern. Die Diskrimination, der die Frau in der Schweiz allgemein begegnet, findet ihre Entsprechung im Innern der Familie; die Kinder machen ihre ersten Erfahrungen und identifikatorischen Prozesse darin. So trägt die Familie zur Reproduktion der innerfamiliären wie der ausserfamiliären Diskrimination und Rollentrennung bei.

Eine spezielle Art der Konfliktlösung in Familie und Ehe ist jene der manifesten, brachialen Gewaltanwendung. Bis in den letzten Jahren vielfach tabuisiert, ist erst mit den Aktivitäten der neuen Frauenbewegung die Diskussion auf dieses Problem gelenkt worden, das sich in allen Gesellschaftsschichten stellt. Es soll hier nur kurz auf das Phänomen an sich hingewiesen werden, daneben ist selbstverständlich, dass Gewalt in der Ehe auch eheliche Vergewaltigung umfasst, dazu neben den physischen Gewaltanwendungen jegliche Nuancen von verbaler und nichtverbaler kommunikativer Gewalt.

Gewalt in der Familie, Gewalt gegen die Frau ist weder ein individuelles Problem der Frau, die geschlagen wird, noch des Mannes, der schlägt. War es in früheren Rechtssystemen deutlicher ausgedrückt - als "mancipation" im Römischen Recht, als "Mundt" im Deutschen Recht - schimmert auch heute noch in der Rechtsordnung der Gegenwart durch, dass Frauen ein Teil des Eigentumes eines Ehemannes sind. Die Abhängigkeit von einem Mann (Vater, Ehemann, Sohn) macht die Frauen zu einem Objekt, welches manipuliert, welches eingeschüchtert, welches misshandelt werden kann. Selbst heute noch gehört die Frau als Objekt verschieden ausgestalteter Gewalttätigkeiten (Gewalttätigkeit wird hier auch als Spiegelbild dafür verstanden, wie wehrlos alle Frauen diesem Frauenbild ausgeliefert sind) zum täglich vertrauten Bild. Beispielsweise vermittelt Werbung, soweit sie attraktive, womöglich nackte Frauen als Blickfang für ein Produkt in den Vordergrund stellt, das Gefühl, diese Frauen hätten mit dem angepriesenen Produkt die Käuflichkeit und die Verfügbarkeit gemeinsam.

Frauen sind immer noch rechtlich und zumeist wirtschaftlich vom Ehemann abhängig; ihre Isolation in der Kleinfamilie, die emotionale Bindung an den "Ernährer", das Verantwortungsbewusstsein gegenüber Kindern führen die Frau oft in eine Situation, in der sie sich insbesondere nicht mehr gegen Druck und Gewalt durch ihren Ehemann auflehnen kann. Dies macht einen Teil ihrer besonderen Opfersituation aus, der andere liegt darin, dass auch oft die Umwelt nicht bereit ist, misshandelten Ehefrauen die notwendige Hilfe zukommen zu lassen. Die Meinung, dass der Ehemann das Recht hat, die Ehefrau (und andere Familienangehörige) zu züchtigen, wird sogar oft noch von Amtsstellen vertreten, die dann entsprechend widerwillig in innerfamiliäre Streitigkeiten eingreifen.

Auslöser für die einzelnen Gewalttätigkeiten sind mannigfaltig: zumeist sind es Spannungen, welche dem Mann in der Außenwelt im Berufsleben widerfahren und die er dann in seinem "Herrschaftsbereich", d.h. in seiner Familie, gegen seine Ehefrau, abregiert. Die notwendigen Untersuchungen über die Ursachen innerfamiliärer Gewalt für die Schweiz fehlen noch. Die Spannungen können an der Ehefrau abgeladen werden, weil sie sich nicht wehren kann, weil selten Sanktionen drohen.

Der konkrete Anlass zu Schlägen - so zeigen Interviews aus der Schweiz und aus der Bundesrepublik Deutschland (Pletscher und Frauenhaus Köln) - kann alles sein: zu kalter Kaffee, zu heisser

Kaffee, ein Wort zuviel, ein Wort zuwenig, falsches Benehmen der Ehefrau, Eifersucht usw. Oft ist bei den Gewalttätigkeiten Alkohol mit im Spiel, der enthemmend auf der einen Seite, Aggressivität fördernd auf der andern wirkt.

Schläge - dies bedeutet nicht "bloss" eine Ohrfeige oder ein kurzer Schlag, sondern dabei handelt es sich oft um stundenlange, wiederholte Quälereien, Folterungen, Einschliessen, Verbrennungen, Aussetzungen, Fusstritte, Demütigungen. Gemäss einer Untersuchung in Basel durch die Frauenzentrale Basel (65) trugen von den 280 erfassten Fällen 176 Frauen leichte Verletzungen, 32 schwere Verletzungen, 3 Dauerschäden davon - 69 Frauen fühlten sich dazu mindestens psychisch-seelisch geschädigt (als leichte Verletzungen wurden diejenigen betrachtet, die "nur" zu Arbeitsunfähigkeit führten, nicht aber zu einem Spitalaufenthalt). Bei 91 in St.Gallen erhobenen Fällen (66) führten 16 zu keinen sichtbaren Verletzungen, 37 zu leichten Verletzungen, 4 zu schweren, ein Fall führte zu bleibenden Schäden und ein weiterer zu Invalidität. 32 Frauen waren seelisch verletzt.

Häuser, wohin sich Frauen mit ihren Kindern vor den Gewalttätigkeiten ihrer Ehemänner (Wohnpartner, Ex-Ehemänner, Verlobten usw.) flüchten können, sind auch in der Schweiz praktisch seit dem Eröffnungstag ständig überbelegt. Trotzdem schätzt auch die Polizei, dass die bekannten Fälle höchstens die Spitze eines Eisbergs sind, die Zahl der Dunkelziffer enorm hoch sein muss. Viele Frauen zögern lange, bevor sie Drittpersonen mit ihrem Problem um Hilfe ansuchen - zum einen, weil sie sich Gewalt in der Familie aus eigenen Jugenderfahrungen gewohnt sind, zum andern, weil sie sich der Demütigung schämen, weil ihnen so lange eingeredet worden ist, dass sie als Hausfrau, Ehefrau, Mutter versagt haben, bis sie es selbst glauben. Viele Frauen haben dazu Angst, ihren eigenen Mann zu denunzieren, weil sie dann erneute Repressionen in Kauf nehmen müssen - diese Angst führt oft über Jahre zu vollkommener Anpassung und Unterdrückung des eigenen Willens. Der Schritt weg vom Ehemann, weg von der Familie sogar, ist für eine Frau, welche oft keine ordentliche Ausbildung, keine Übung im Alleineleben, kein Selbstbewusstsein mehr hat, nicht einfach zu tun. Die Erfahrungen aus den Frauenhäusern zeigen denn auch, dass die Mehrzahl der Frauen, die sich über kürzere oder längere Zeit in einem Frauenhaus aufgehalten haben, schliesslich wieder zurück zu ihrem Ehemann gehen, seinen Versprechungen Glauben schenken - aber oft schon nach kurzer Zeit wieder vorübergehend Schutz suchen müssen (67).

Tätliche Auseinandersetzungen als Mittel zur Konfliktbereinigung findet keineswegs nur in Kreisen statt, die sich verbal weniger gut auseinandersetzen können. Bereits in der Basler Untersuchung stellte sich heraus, dass geschlagene Frauen bzw. schlagende Männer in allen sozialen Schichten vorkommen, etwa im Verhältnis ihres Anteils an der Gesamtbevölkerung. So lebten von den in Basel erfassten geschlagenen Frauen 24% in guten bis sehr guten Verhältnissen, ca. 35% in relativ schlechten Verhältnissen, der Rest in mittleren Verhältnissen. Nach Beruf der Frau (falls selbst berufstätig) oder des Mannes (falls Hausfrau) waren von den tätlichen Auseinandersetzungen 42,9% Arbeiterhaushalte, 30,7% Ange-

stelltenhaushalte und 11,8% Haushalte "in gehobener Stellung" betroffen (14,6% der Frauen waren im Haushalt tätig und machten keine Angaben).

Bei den 82 im ersten Betriebsjahr des Frauenhauses Bern aufgenommenen Frauen (11. Februar - 31. Dezember 1980) hatten 61% der Frauen keinen Beruf gelernt, 32% eine Berufslehre absolviert und 7% eine Fach-, Mittel- oder Hochschule besucht. Bei den schlafenden Männern hatten 52% keine Ausbildung, 33% eine Lehre und 15% eine Fach- oder Hochschule absolviert.

In der Realität dürfte die Dunkelziffer gerade in höheren sozialen Schichten noch höher sein, weil diese Frauen eher die Möglichkeit haben, sich unabhängig zu machen, sich scheiden zu lassen, allenfalls auf eigene finanzielle Mittel zurückzugreifen, wogegen untere Schichten schneller als andere ohnehin mit Amtsstellen in Kontakt kommen (Fürsorge usw.), sich auch eher an Frauenhäuser wenden, wo der Aufenthalt auch viel billiger als in einem Hotel ist und auch die Kinder mitgebracht werden können.

Breitere Untersuchungen über die Gewalt gegen Frauen in der Schweiz fehlen. Urteilsstatistiken sind nach Tatbeständen und nach Verurteilten zusammengestellt, nicht jedoch nach dem Verhältnis zwischen Täter und Opfer. Die Erhebungen die heute zugänglich sind, beschränken sich auf lokale, allenfalls regionale Bereiche und sind dazu nicht vollständig, weil das Verständnis bei den Auskunftsstellen oft fehlt, über die Hintergründe zu informieren. Gewalt gegen Frauen ist jedoch nur bekämpfbar, wenn darüber gesprochen wird und die Zusammenhänge aufgedeckt werden. Dazu tut offene Aufklärung und weitere Enttabuisierung dieser Fragen not.

146 Gesundheitszustand

In diesem Zusammenhang darf nicht unterschätzt werden, wie weit sich die innerfamiliäre Sozialisierung auf das gesamte Konfliktlösungsverhalten der Frauen auswirkt. Häufige Antworten auf Konflikte sind Kriminalität, Krankheit und Sucht. Frauenkriminalität macht bekanntlich nur einen geringen Anteil an der gesamten Kriminalität aus (ca. 10%): Männer reagieren sich offensichtlich eher als Frauen gegen aussen ab, durch Verletzung von Rechtsgütern anderer Personen. Den Mädchen wird jedoch von klein an beigebracht, Konflikte - mit sich selber und mit der Aussenwelt - nicht sichtbar nach aussen zu tragen, sondern allein zu verarbeiten. Das traditionelle Rollenbild einerseits, das die Frau passiv, duldsam und abwartend will, Sitte, Moral und Gewohnheit andererseits üben immer noch eine starke Kontrolle aus und wirken kriminellen Verhalten von Frauen entgegen. Frauen fallen zur Lösung gesellschaftlich bedingter Konflikte in andere - formal weniger normierte und inkriminierte - abweichende Verhaltensweisen: in Alkohol-, Drogen- und Medikamentenmissbrauch, in psychische Erkrankungen. Die Zahl der alkoholabhängigen Frauen hat sich seit den ersten Nachkriegsjahren verdoppelt, Drogenkonsum von Mädchen und Frauen nimmt zu; diese Raten haben sich bei männlichen Jugendlichen und Männern in der selben Zeit wesentlich geringer erhöht (vgl. Tabelle 22).

Tabelle 22:

Drogenkontakte von jungen Erwachsenen (in %)

Droge	Männer		Frauen	
	1978	1971	1978	1971
Haschisch	19,8	23,3	17,2	13,5
Opiate	3,3	3,1	1,9	1,6
Weckamine	5,7	5,1	4,2	3,7
Halluzinogene	6,8	9,5	4,2	2,8
Alkoholrausch	68,5	40,8	43,7	21,1
Zigaretten	42,5	55,3	41,4	43,2
Schmerzmittel	33,7	29,8	65,5	70,2
Schlafmittel	4,7	7,2	9,7	17,5

Eine Längsschnitt-Untersuchung der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich an 19-20-jährigen Männern und Frauen aus dem Kanton Zürich: Gefragt wurde nach ein- oder mehrmaligem Kontakt mit den hier aufgeführten Suchtmitteln. Bemerkenswert ist die Zunahme der Alkoholräusche und die Abnahme des Zigarettenkonsums. Beim Konsum illegaler Drogen zeichnet sich ein Rückgang der regionalen und schichtmässigen Unterschiede ab.

Quelle: NZZ, 10./11. Januar 1981, Nr. 7, 35.

Verheiratete Frauen stehen mehr als alleinstehende unter Kontrolle einer engen sozialen Gruppe, ihrer Familie; sie haben zudem weniger Gelegenheit für Kriminalität. Eine Häufung für weibliche Kriminalität ist denn auch "frauenspezifisch" wie z.B. die Ladendiebstähle. 1978 erfolgten 50,8% der Verurteilungen von Frauen wegen einfachen Diebstahls (Strafgesetzbuch Art. 137 Abs.1) (68).

Medizinische, psychologische und soziologische Untersuchungen haben ergeben, das psychosomatische Symptome, verbunden mit entsprechenden Reaktionsweisen (depressive Vorwurfshaltung, trotziges Schweigen oder Suizidversuche) ein häufiges Mittel darstellen, das dem unterlegenen Partner in einer Zweierbeziehung zur Verfügung steht, um das Machtgleichgewicht im Paar wieder herzustellen (69). Diskriminierung in Berufsleben und Familie führen in vielen Fällen zu solchen Aktionen und Reaktionen und sind ein lebhafter Beweis dafür, wie wenig Möglichkeiten offenbar sonst offenstehen, an Entscheidungen mitzuwirken, sich direkt zu äussern und die Bedürfnisse anzumelden.

Typischerweise sind denn auch Frauen, die in einer sehr traditionell organisierten Ehe leben und die diese traditionellen Normen auch verinnerlicht haben, anfälliger für körperliche Beschwerden. Das Macht- und Prestigedefizit der Frau in der Familie wirkt als "strukturelle Spannung", deren aktive Verarbeitung verunmöglicht wird, wenn die Frau die Normen, die ihre untergeordnete Stellung legitimieren, übernimmt (70).

In einem Ueberblick über die Forschung zur Krankheitsanfälligkeit und zu den Beschwerden von Ehepaaren wurden dazu folgende Faktoren als bedeutsam angeführt: Rollenverteilung, Machtstrukturen, Aussenbeziehungen der Partner, Kinderzahl und soziale Schicht. Das gesundheitliche Befinden ist nach den untersuchten Arbeiten besser in jenen Familien, die ein kameradschaftliches, "demokratisches" Rollenmuster aufweisen, viele soziale Kontakte pflegen, wenig Kinder haben und der Mittel- und Oberschicht angehören (71).

Eheliche und familiäre Spannungen münden vor allem bei Frauen in körperliche Beschwerden, weil sie einerseits durch die Sozialisation und andererseits durch ihre Rolle in der Familie in grösserem Masse von der Paarbeziehung abhängen. Entsprechend wird auch ihr Befinden stärker als jenes der Männer von den ehelichen Verhältnissen (Rollenstruktur, Probleme, finanzielle Lage) bestimmt. Bei den Männern führen eher der berufliche Stress und Schwierigkeiten am Arbeitsplatz zu Konflikten, die jedoch mehr als bei Frauen direkt und unmittelbar ausgetragen und damit gelöst werden können(72).

147 Zusammenfassung

Die Stellung einer Mutter und Ehefrau hat sich gewandelt. Während früher Haushalt und Kindererziehung eine Frau den ganzen Tag in Trab hielten, sind heute viele Aufgaben auf den Dienstleistungs- und den Produktionssektor ausgelagert. Haushaltmaschinen, konsumfertig vorbereitete Nahrungsmittel, konfektionierte Kleidung erleichtern die Arbeit der meist im Haushalt beschäftigten Personen. Ausserdem sind die Haushalte merklich kleiner geworden, es zeichnet sich eine eindeutige Tendenz in Richtung Kleinfamilie, d.h. Zwei-Kinder-Familie ab. Gleichzeitig liegt das Heiratsalter verhältnismässig niedriger als noch vor einigen Jahren, die Geburten fallen in die ersten fünf Ehejahre. D.h., dass eine 50-jährige Frau heute oft schon von ihren Mutterpflichten befreit ist. Es bleiben ihr also noch rund 20 Jahre, in denen sie ihre Kräfte auch ausserhalb der Familie einsetzen kann.

Das bekannte Dreiphasenmodell, wonach die Frau mit 40 bis 45 Jahren wieder in den früher erlernten Beruf einsteigt, stimmt heute nicht mehr. Es zeigt sich - besonders in wirtschaftlich heiklen oder rezessiven Phasen - dass Personen mit einem langen, familienbedingten Unterbruch in der Berufstätigkeit kaum mehr Aussichten haben, eine entsprechende Stelle zu finden. Fachwissen ist zum Teil überholt, Routine fehlt, die Konkurrenz der Jüngeren ist stärker geworden. Ausserdem hatte die Frau in der Isolation der Familie und in der ungleichgewichtigen ehelichen Partnerschaft wenig Gelegenheit, sich für die Auseinandersetzungen im (männlich dominierten) Berufsleben zu üben. Dazu hat sie gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten seit Berufsaufgabe verloren. Frauen haben daher beim Wiedereinstieg in den Beruf nicht nur berufliche Schwierigkeiten, sondern auch mancherlei psychische Probleme. Die öffentliche Hand hat sich bisher nicht um die Schwierigkeiten dieser Frauen gekümmert (Arbeitslosenversicherung, Berufsberatung).

Nach wie vor scheint es sehr schwierig, dem Problem beizukommen: eine Frau, die sich entschliesst zu heiraten und Kinder zu haben, steht noch immer vor der Wahl "Berufstätigkeit oder Mutterschaft". Eine berufstätige Frau, die Mutter wird, hat das Recht, nach der Geburt höchstens zwei Monate zuhause beim Neugeborenen zu bleiben; dies ohne Lohnzahlungsgarantie. Später hat sie bestenfalls die Möglichkeit, um einen längeren unbezahlten Urlaub nachzusuchen oder zu kündigen, was meistens geschieht. Ueberdies läuft sie bereits während der Schwangerschaft Gefahr, entlassen zu werden: ein Kündigungsschutz besteht nur in den

zwei Monaten vor und nach der Geburt - einem Arbeitgeber steht es also offen, sich die Kosten für eine niederkommende Arbeitnehmerin zu sparen, indem er sie beim Offenbarwerden der Schwangerschaft entlässt. Die Diskussion um einen echten Mutterschutz wird erst mit der Behandlung der vor einiger Zeit eingereichten Mutterschaftsschutzinitiative in Gang kommen.

Mütter von kleinen Kindern und ABC-Schützen haben fast keine Möglichkeit, zu Bedingungen, die für sie und für ihre Familie akzeptabel sind, ausser Haus tätig zu werden, obschon dies in manchen Fällen eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist. Infrastrukturen zur Betreuung vorschulpflichtiger Kinder stehen nicht überall in genügender Zahl und Qualität zur Verfügung. In den seltensten Fällen ersetzt der Vater die Mutter, wenn diese berufstätig sein will. Unkoordinierte Stundenpläne der Kinder verschiedener Schulstufen lassen einer Mutter kaum Gelegenheit, regelmässig halbtags einem Beruf nachzugehen: sind die letzten Kinder am Morgen aus dem Haus, kommen bald die ersten wieder zurück.

Experimente mit Tagesschulen werden heute noch vorwiegend von privater Hand durchgeführt, kämpfen mit finanziellen Sorgen. Das Fehlen von Tagesschulen empfinden vor allem Frauen sehr stark, die aus finanziellen Gründen zum Arbeiten ausser Haus gezwungen sind. Tagesschulen kommen jedoch daneben auch noch gewissen pädagogischen Vorstellungen entgegen, wonach die Schule nicht nur der Ort des Lernens und Lehrens sein soll, sondern vermehrt auch ein Ort, wo das Kind sich in allen sozialen Belangen frei entfalten kann.

Ganz anders zeigt sich die Situation für den Vater. Ihm stellt sich die Frage der beruflichen Einschränkung zugunsten der Betreuung der Kinder in den meisten Fällen nicht. Die Abwesenheit der Väter bei Kindererziehung und Bewältigung der Pflichten im Haushalt ist nahezu total. Das Bild vom Vater, den die Kinder am Abend müde oder zeitungslasend und fernsehend erleben, und der allenfalls übers Wochenende zur Verfügung steht, stimmt immer noch. Kaum ein Vater findet Verständnis bei Vorgesetzten und Kollegen, wenn er sich wegen Familienpflichten (Betreuung von Kindern) von der Arbeit entschuldigt. Kindern wird so das traditionelle Modell der Rollen- und Arbeitsteilung eingeprägt. Männer bzw. Knaben werden auch in keiner Weise auf die Beschäftigung im Haushalt und mit Kindern vorbereitet.

Die ausschliessliche Ueberantwortung der Pflichten in Haushalt und Familie an die Frauen führt auch dazu, dass sie es sind, die allein den "Preis der Emanzipation" bzw. ihrer beruflichen Unabhängigkeit bezahlen. Eine Berufstätigkeit der Ehefrau hat keineswegs zur Folge, dass der Mann sich vermehrt an den Hausarbeiten beteiligt: trotz vollem Arbeitspensum ist die Frau neben den praktischen Tätigkeiten auch für Planung und Organisation allein verantwortlich. Eine verheiratete, berufstätige Frau wendet täglich immer noch zwei Stunden für den Haushalt auf, während ein voll berufstätiger Mann es bei fünf Minuten bewenden lässt (73). Doppelbelastung ist deshalb kein leeres Schlagwort, sondern Realität.

2. Unverheiratete Frauen

21 Die Vielfalt der Situationen

Unverheiratete Frauen sind, soziologisch gesehen, keine einheitliche Kategorie. Als normal gilt das Ledigsein der Jugendlichen und der jungen Erwachsenen. Man betrachtet es als notwendige Uebergangsphase in der Normalbiographie, die zwangsläufig in den Ehestand mündet. Für Frauen vollzieht sich dieser Uebergang meist zwischen 20 und 24 Jahren, während Männer eher etwas später heiraten(1). Wer unverheiratet bleibt, weicht erst mit fortschreitendem Alter von der sozialen Norm ab, wenn die Uebergangssituation zur Dauersituation geworden ist oder sich als Perspektive abzeichnet. Denn Ledigbleiben scheint nach weit verbreiteter Meinung nur ungewollt zu sein, auch wenn dies subjektiv nicht zutrifft.

Die Gruppe der Ledigen ist nicht homogen. Unterschiedliche Situationen (Alter, Lebensform, gewolltes oder ungewolltes Unverheiratetsein, Uebergangs- oder Definitivlösung usw.) sondern die einen von den andern ab, prägen verschiedene Interessen. Unverheiratetsein heisst nicht unbedingt Alleinsein, so wie Verheiratetsein nicht identisch zu sein braucht mit dem Zusammenleben mit einem Partner; so können sich Zivilstand und Lebensform wechselnd überschneiden.

Als unverheiratet gelten auch Frauen, die vom Ehepartner getrennt sind oder nach dessen Tod alleinstehen. Der Lebenslauf der ersteren hat sich teilweise, jener der Witwen ganz, im Sinne der Normalbiographie abgespielt.

Geschiedene Frauen und Witwen leben nicht in der selben Situation. Objektiv und subjektiv geniessen Witwen bessere materielle Sicherung und mehr soziales Prestige, während Geschiedene, also vom Muster der Normalbiographie Abweichende, auch heute noch vielfach Vorurteilen begegnen. Eine Witwenphase hingegen gehört statistisch gesehen heute geradezu zwingend zur Normalbiographie der älteren Frau: die höhere Lebenserwartung der Frauen, die demographische Diskrepanz der Geschlechter im höheren Alter, die klei-

neren Wiederverheiratungschancen der Witwen sind deutliche Hinweise dafür. Auch jüngere Witwen sind nicht den gleichaltrigen Geschiedenen gleichzusetzen. Ihre finanzielle Situation ist dank Witwen- und Waisenrenten staatlich abgesichert, wogegen geschiedene wie ledige Frauen eher auf sich gestellt sind, wenn Unterhaltsbeiträge des ehemaligen Partners ungenügend sind oder ausbleiben. Vermehrt gibt es zwar staatliche Alimentenbevorschussungsstellen, die bei Bedarf die nötigen Mittel für die Kinder und ausnahmsweise auch für die Frauen vorschiesen und so eine gewisse Sicherung der geschiedenen Frau garantieren. Sozial gesehen ist aber die Stellung der Angehörigen beider Kategorien noch sehr unterschiedlich.

Oefter als ledige Frauen sind geschiedene und verwitwete auch Mütter. Das Vorhandensein von Kindern sowie deren Alter (Vorschul-, Schul-, Nachschulalter) prägen ebenfalls die Finanzlage (bestimmt durch Ausbildung, berufliche Stellung und oekonomische Verhältnisse des früheren Ehegatten u.a.), von der die objektive und subjektive Möglichkeit, das Alleinstehen zu bewältigen, wesentlich abhängt.

Die Schichtzugehörigkeit, das Alter, das Vorhandensein von Kindern und deren Alter sowie das sozio-kulturelle Niveau bestimmen für alle Kategorien unverheirateter Frauen die objektive Situation und das subjektive Erleben. Je höher die soziale Stellung, desto leichter dürfte die von der Norm abweichende Lebenslage bewältigt und ein eventueller Verlust dank Beruf und Freundeskreis kompensiert werden. Je tiefer die Schichtlage, desto weniger stehen alternative Strategien zur Verfügung und umso eher wird die Abweichung von der Normalbiographie als persönliches Versagen empfunden.

Die Vielfalt der Situationen unverheirateter Frauen, die vielfältigen Faktoren, die deren Erleben bestimmten, widerspiegeln sich nur sehr beschränkt im vorhandenen Datenmaterial.

22 Das Datenmaterial und seine Lücken

Seit der UNESCO-Untersuchung, wo neben den verheirateten auch die ledigen Frauen einbezogen wurden, ist bis heute in der Schweiz keine repräsentative Untersuchung mehr über unverheiratete Frauen durchgeführt worden. Die AUF (Arbeitsgemeinschaft unverheirateter Frauen) befragte 1975 ihre Mitglieder, deren Antworten zum Teil ausgewertet worden sind. Diese Enquête ist jedoch nicht repräsentativ. Sie bezieht sich einzig auf ledige Frauen über 30 Jahren, welche der AUF angehörten. Die meisten Antworten stammten von Frauen aus dem unteren Mittelstand (71%), ein Teil von Frauen in gehobeneren Positionen (24%) und nur wenige (5%) von Frauen in bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen. Die 400 Antworten verteilen sich auf vier Altersgruppen:

102 Frauen von 30 - 39 Jahren
128 Frauen von 40 - 49 Jahren
139 Frauen von 50 - 62 Jahren
31 Frauen über 62 Jahren.

Von den antwortenden Frauen traten 5,8% nach der Primarschule, 42,5% nach der Sekundar- bzw. Bezirksschule und 22,5% nach einer Diplom-Mittelschule ins Erwerbsleben ein. 17,5% haben einen Mittelschulabschluss (Matura oder Lehrpatent), 11,5% absolvierten ein Hochschulstudium. Auch wenn die Auswahl der befragten Personen nicht dem Durchschnitt der Bevölkerung entspricht, so liefert diese Umfrage doch einige Hinweise auf die Lebensweise und Problematik der gesamten Gruppe der unverheirateten Frauen. Wir stützen uns deshalb in diesem Kapitel stark darauf.

Aufgrund dieses mageren Datenmaterials ziehen wir ausnahmsweise bei den folgenden Ausführungen auch die Resultate einer vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 1970 in Auftrag gegebenen demoskopischen Umfrage zur Lebenssituation alleinstehender Frauen in der Bundesrepublik Deutschland (BRD) bei (2). Im Gegensatz zur AUF-Umfrage bezieht diese Untersuchung die Situation der geschiedenen und verwitweten Frauen in Deutschland mit ein. Vergleicht man die Ergebnisse dieser Umfrage mit jener der AUF, so zeigt sich, dass die Antworten nicht weit auseinandergehen. Vermutlich besteht zwischen der Situation der Frau in der bundesrepublikanischen und der schweizerischen Gesellschaft kein derart grosser Unterschied, dass ein Abstellen auf Daten aus der BRD das Bild für unser Land völlig verfälschen würde.

Die jüngst erschienene Untersuchung über Scheidungen in der Schweiz, die im Auftrag des Bundesamtes für Justiz vom Institut für Ehe und Familie, Zürich, durchgeführt wurde (3), analysiert eingehend die Situation geschiedener Frauen.

Statistisches Material über unverheiratete Frauen in der Schweiz stammt zum grössten Teil aus der Volkszählung 1970. Neuere Daten sind nur anhand der Statistiken über Zivilstandswechsel zu ermitteln. Weitere Angaben und Hinweise gehen aus verschiedenen Dissertationen, Lizentiats- und Diplomarbeiten hervor.

Die vorhandenen Daten sind nicht homogen, lassen sich untereinander nur beschränkt vergleichen und kombinieren; sie sind im übrigen nicht neu. Mangelhaftes Zahlenmaterial und das Fehlen repräsentativer Umfragen widerspiegeln ebenfalls die soziale Randstellung, welche die unverheiratete Frau einnimmt und das geringe Interesse, das ihr entgegengebracht wird.

Dennoch soll hier versucht werden, prägende Aspekte der persönlichen Situation unverheirateter Frauen hervorzuheben und deren Problematik zu diskutieren.

23 Die verschiedenen Standardsituationen der unverheirateten Frauen

Einleitend wurde festgehalten, dass unverheiratete Frauen sehr unterschiedlichen Kategorien angehören. Ihre Lebenssituation wird durch den Zivilstand, die Wohnform, die ökonomischen Verhältnisse und das Vorhandensein oder Fehlen von Kindern und Partnern geprägt. Die statistischen Daten für die Schweiz werfen jedoch lediglich ein Licht auf Zivilstand und Haushaltform (Ein- oder Mehrpersonenhaushalt).

231 Zivilstand

Unverheiratete Frauen können

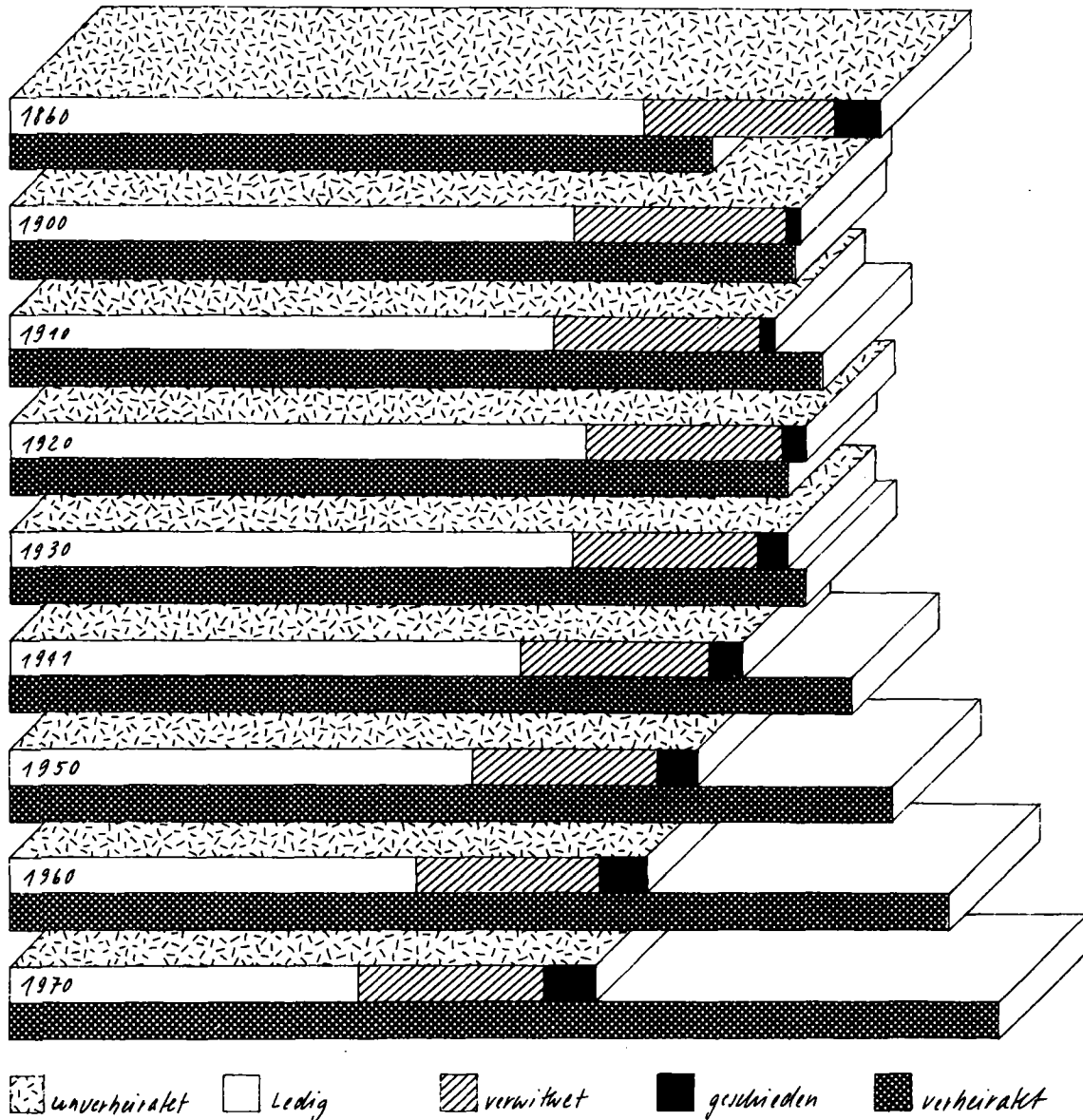
ledig

verwitwet

getrennt oder geschieden sein.

Grafik 13:

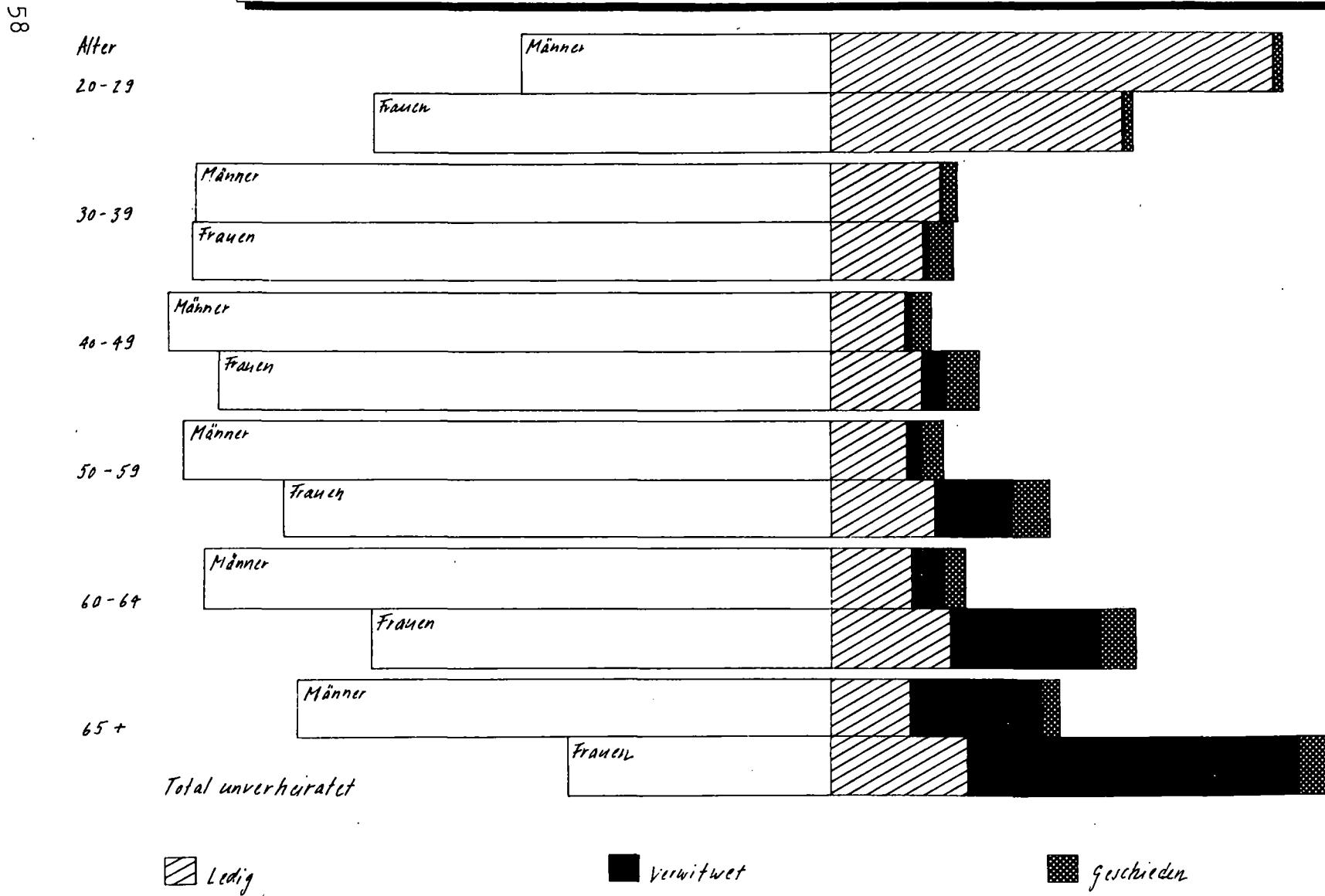
Ehemündige Frauen nach Zivilstand (in %)



Von mehr als der Hälfte der über 18-jährigen Frauen im Jahre 1920 ist der Anteil unverheirateter Frauen an der weiblichen Bevölkerung bis 1970 auf 37% gesunken. Laufend abgenommen hat in dieser Periode der Anteil der ledigen Frauen (von 37% auf 22%), während der Prozentsatz der geschiedenen Frauen von 1,3%

Grafik 14:

Altersstruktur der erwachsenen Unverheirateten,
nach Geschlecht, Schweiz, 1970 (in % der entsprechenden Altersstufe)



Quelle: ESTA, QW 479, 1972, Tab. 4.08.

auf 3,2% gestiegen ist. Heute sind also einerseits mehr Frauen als früher verheiratet, entsprechen der "Norm", andererseits ist der Geschiedenenanteil höher.

Der Anteil der unverheirateten Frauen ist nach Altersklassen recht unterschiedlich:

Von den 20-29-jährigen Personen sind 40% der Frauen und 59% der Männer unverheiratet, wobei die Ledigen den weitaus grössten Anteil ausmachen. Schon in der Alterklasse der 30-39-Jährigen sinkt der Anteil der Unverheirateten auf ungefähr 16% für beide Geschlechter.

Auf den jüngeren Altersstufen liegt die Quote unverheirateter Männer höher als jene der Frauen. Bei den 40-Jährigen und Älteren ändert sich dies abrupt: etwa 20% der 40-49-jährigen Frauen, aber nur 13% der Männer dieses Alters sind unverheiratet. Mit steigendem Alter nimmt der Anteil der unverheirateten Frauen stärker zu als jener der Männer. Der niedrigere Prozentsatz unverheirateter Frauen jüngeren Alters erklärt sich durch deren tieferes Heiratsalter. Männer heiraten später als Frauen, bleiben aber anteilmässig in geringerer Masse endgültig ledig. Der Heiratsmarkt für Frauen hängt stärker als für Männer vom Alter ab: über 40-Jährige haben nur noch eine geringe Wahrscheinlichkeit, eine Ehe einzugehen. Der Geschiedenenanteil scheint sich auf 4,5% zu stabilisieren, während die Quote der Witwen mit zunehmendem Alter begreiflicherweise stark ansteigt, da die Lebenserwartung der ohnehin meist etwas älteren Ehemänner bekanntlich kürzer ist als die der Frauen. Der Anteil der lebenslang ledig bleibenden Frauen dürfte wieder im Steigen begriffen sein. Für 1970 wird er auf 12,9% der Frauen (9,8% der Männer) geschätzt (4).

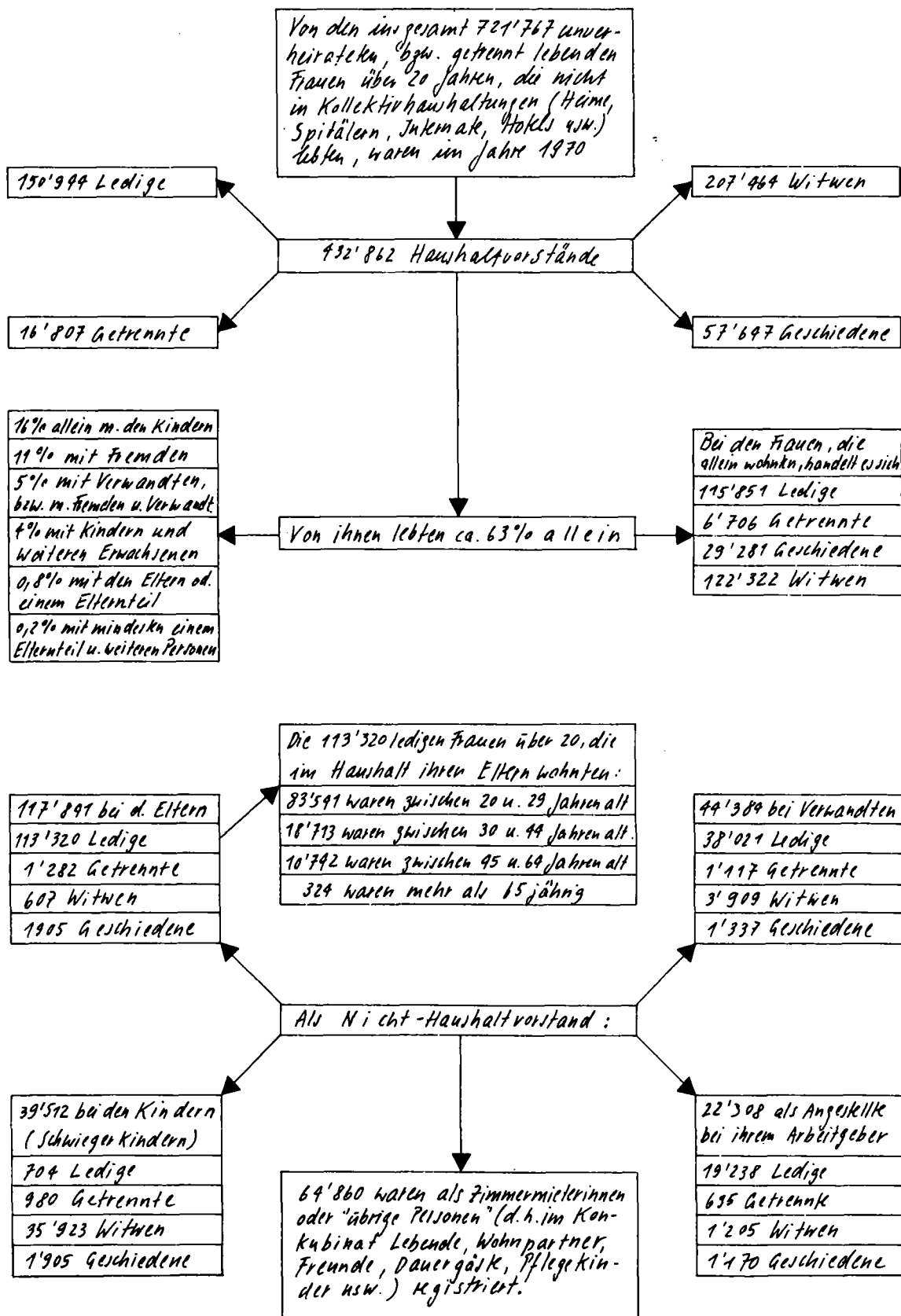
Mehrfache Zivilstandswechsel haben zugenommen. Die Wahrscheinlichkeit der Wiederverheiratung geschiedener und verwitweter Frauen scheint gestiegen zu sein: 1979 sind 4'398 Frauen und 5'121 Männer zum zweiten- oder drittenmal eine Ehe eingegangen. vgl. Ziff. 123). Die meisten Wiederverheiratungen (bei Frauen 75%, bei Männern 80%) erfolgen innerhalb der ersten fünf Jahre nach der Eheauflösung. Das Wiederverheiratungsmuster differiert nach Geschlecht, Zivilstand, Heimat und Kontext (Stadt/Land). 1976 zeigte sich z.B. bei den wieder heiratenden Frauen kein Einfluss der Heimatzugehörigkeit, bei den Männern hingegen waren es eher verwitwete Schweizer und geschiedene Ausländer, die wieder eine Ehe eingingen. Nach Kontext zeigt sich, dass eher verwitwete Frauen vom Land und geschiedene Frauen aus der Stadt zum zweiten Mal heiraten. Dies dürfte mit einer weniger negativen Einstufung der Geschiedenen in städtischer Umgebung zusammenhängen.

Der Anteil der Unverheirateten am Gesamt der über 18-jährigen Frauen betrug im letzten Jahrzehnt ungefähr 2/5 (5). Die Wirklichkeit weicht also für ca. 40% der heiratsmündigen Frauen von der gängigen Vorstellung ab. Da mit steigendem Alter Heirats- und Wiederverheiratungswahrscheinlichkeiten bei Frauen merklich schneller sinken als bei Männern, wird der definitive Anteil der unverheirateten Frauen mit zunehmendem Alter immer grösser. Der grösste Anteil der nicht verheirateten Frauen findet sich somit in den höheren Altersgruppen.

232 Haushaltformen

Aus den Haushaltstatistiken des Bundesamtes für Statistik (BFS) lässt sich nur annähernd schliessen, wie unverheiratete Frauen leben.

Bei dem zur Verfügung stehenden statistischen Material lassen sich Zivilstände nicht mit den Wohnformen kombinieren; die folgende Aufzählung kann deshalb bloss einige Aspekte aufzeichnen.



Quelle: ESTA, QW 561, 1975, Tab. 07.

Ein Blick auf die Altersstruktur der 113'320 ledigen Frauen über 20, die im Haushalt ihrer Eltern wohnten:

83'541 waren zwischen 20 und 29 Jahre alt,
18'713 zwischen 30 und 44
10'742 zwischen 45 und 64 und
324 waren mehr als 65-jährig.

Wieviel unverheiratete Frauen in Kollektivhaushaltungen wohnen, ist nicht zu eruieren.

Gesamthaft gesehen lebten also 1970 rund ein Drittel der unverheirateten Frauen allein in einem eigenen Haushalt, rund 10% lebten allein mit ihren Kindern, etwas weniger als 2,5% wohnten zusammen mit ihren Kindern und weiteren Personen. Etwa 60% aller unverheirateten Frauen lebte nicht in einem eigenen Haushalt, sondern bei Kindern, Eltern, Fremden, Verwandten oder in Kollektivhaushaltungen.

24 Die persönliche Situation unverheirateter Frauen

Den statistischen Angaben sind allenfalls äussere "Umstände" der unverheirateten Frauen zu entnehmen, also Angaben über die Haushaltsformen und den rechtlichen Status. Unter diesen trockenen Zahlen verbergen sich jedoch zahlreiche individuelle Muster, nach welchem unverheiratete Frauen ihre Lebenssituation meistern.

Die persönliche Lage und die Art, diese zu erleben, ist zwar weitgehend durch die eigene Biographie, die persönliche Entwicklung bedingt, wird aber auch durch die äusseren Umstände, also Lebensform, unmittelbares Beziehungsnetz und Familiensituation beeinflusst.

Es mag in diesem Zusammenhang fürs erste erstaunen, von der Familiensituation unverheirateter Frauen zu lesen. Frauen jeden Zivilstandes können jedoch Mütter sein und dazu haben sie Eltern, Geschwister und Verwandte. Ausserdem kann man auch bei den übrigen affektiven Banden, die auf nichtformaler Ebene unverheiratete Frauen mit anderen Menschen verbinden, von familienähnlichen oder familienersetzenden Beziehungen sprechen. Wie sich diese ausnehmen, hängt vom Zivilstand, vom Alter und vom sozio-ökonomischen Milieu der Frau ab.

Im folgenden werden die verschiedenen Zivilstandskategorien näher betrachtet.

241 Ledige Frauen

Solange "Frausein" in einer so engen Beziehung zu Mutterschaft und Ehe steht, wird der Ledigenstand einer Frau nicht als normale, selbstgewählte Lebensform verstanden werden können. Dies entspricht auch noch der heutigen Tendenz: der Zeitraum bis zum Eheschluss wird zwar wieder eher länger, doch sinkt die Zahl der definitiv ledig bleibenden Frauen ständig. Als "normal" wird immer noch die traditionelle Frauenrolle verstanden, verbunden mit biologischer oder zumindest "psychologischer" Mutterschaft - diese

im Sinne der Bereitschaft zur Selbstaufopferung, Dienstwilligkeit, Fürsorglichkeit. Eine Frau, die keine Kinder hat, wird deshalb am ehesten noch in einem Beruf oder einer Funktion akzeptiert, die diese Mütterlichkeit voraussetzt: Krankenschwester, Nonne, dienstleistende Berufe (Verkäuferin, Sekretärin usw.), allenfalls sonstige karitative Tätigkeiten, im weiteren Sinn auch Kindergärtnerin, Grundschullehrerin.

Selbst heute noch sind die gesellschaftlichen Strukturen ausschliesslich auf die Einheit "Familie" bzw. auf die Personen in ihrer klassischen familiären Funktion (Z.B. Sozialversicherung) ausgerichtet. Im gesellschaftlichen Verständnis sind dazu die Auffassungen rar, wonach Ledigsein nicht nur ein dynamischer, zur Ehe führender Zustand, sondern auch eine der definitiven Möglichkeiten der Lebensgestaltung ist. Ledige Personen, besonders aber ledige Frauen (weil Frauen traditionellerweise ihre Erfüllung ja ausschliesslich in der Familie finden) werden auch heute noch als unvollkommene Wesen angesehen, gelten nur als Teil eines Ganzen, das aus einem weiblichen und einem männlichen Pol besteht und in dieser Komplexität allein das Leben zu meistern imstande ist.

Ein Vorurteil gegen ledige Frauen will, dass sie ständig und verbissen auf der Suche nach einem männlichen Gegenstück seien (was sie zu einer latenten Bedrohung für alle verheirateten Frauen werden lässt). Ein anderes Vorurteil liegt im Glauben, dass ledige Frauen nur deshalb ohne Mann leben könnten, weil sie selbst zu viel "männliche" Charakterzüge trügen, wie Ehrgeiz, Durchsetzungsfähigkeit, eine gewisse Härte usw.

Tatsächlich haben viele ledige Frauen ihren Stand nicht freiwillig gewählt und hätten gerne Kinder, wurden sie doch von jung an ausschliesslich auf eine Rolle als Hausfrau und Mutter und viel zu wenig auf ein Leben als Alleinstehende und Berufstätige vorbereitet. Sie mögen ihr Alleinsein als Scheitern betrachten, umso mehr, als die Umwelt wegen der genannten Vorurteile nur ungenügend auf ihre Situation und ihre Bedürfnisse eingeht. Nicht nur der Gesellschaft fehlt bis anhin das "Muster" der alleinstehenden, aktiven, mit sich und der Umwelt im Klaren befindlichen Frau. Auch die ledige Frau selbst muss ihr Lebensmodell selbst entwickeln. Sie wird dabei weder - wie eine Hausfrau und Mutter - zu einem grossen Teil von Ehemann und Kindern bestimmt, noch kann sie sich bei ihren täglichen Entscheiden an einen ständigen Partner anlehnen; sie kann und muss jeden Schritt selbst erwägen und selbst tun.

Immerhin unterscheidet sich heute die Realität doch wesentlich von den Vorurteilen. Sehr viele ledige Frauen leben bewusst ihr eigenes Leben, führen einen eigenen Haushalt, haben einen eigenen Bekanntenkreis, begreifen ihre Unabhängigkeit als Chance zur Selbstverwirklichung, auch wenn sie oft die Geborgenheit einer Partnerschaft mehr oder weniger schmerzlich vermissen mögen (Ehefrauen beneiden ihre unverheirateten Geschlechtsgenossinnen ihrerseits oft um ihre Ungebundenheit). Bei der Umfrage der AUF gaben 70% der befragten Frauen an, eine intime Vertrauensperson zu haben, 2/3 kümmern sich - neben ihrer Familie - um fremde Kinder, Nachbarn, Betagte und Kranke.

Ledigsein heisst auch keineswegs, ohne Sexualpartner zu leben. Dem UNESCO-Bericht (6) ist für die Gruppe der 20-29jährigen zu entnehmen, dass selbst von den Frauen ohne unmittelbare Heiratsabsicht ein guter Teil mit einem Mann befreundet ist (Grossstadt 21%, Kleinstadt 14%), dass 78% (Grossstadt, bzw. 62% (Kleinstadt) der befragten ledigen Frauen mit ihrem Freund oder Verlobten Intimkontakte haben; 44% (Grossstadt) bzw. 23% (Kleinstadt) früher sexuelle Beziehungen pflegten.

Ueber das Sexualeben älterer lediger Frauen gibt es kaum präzise Daten. Die AUF-Umfrage streift diese Frage nur mit der Vermutung eines Mankos. Erst an 5. Stelle geben die Befragten an, sexuelle Beziehungen zu vermissen; doch war die Frage so gestellt, dass aus den Antworten nicht geschlossen werden konnte, ob dies auf ein befriedigendes Sexualeben zurückzuführen ist oder ob das Problem verdrängt wird. Es lässt sich auch nicht quantitativ ermitteln, wieviel Frauen und Männer im Konkubinat leben, bzw. wieviel Frauen und Männer ein (gleich- oder gemischtgeschlechtliches) Liebesverhältnis haben, ohne mit dem Partner im selben Haushalt zu leben.

Ledige Frauen sind etwas mehr als verheiratete an politischen Aktionen beteiligt (7) und nehmen in höherem Mass an politischen Veranstaltungen teil. Sie informieren sich jedoch weniger regelmässig durch Zeitung und Fernsehen - Mangel an Zeit, Gesprächspartnern oder Informationsträgern (Fernsehapparat)? Ledige Frauen sind durchschnittlich im selben Mass wie verheiratete Mitglied eines oder mehrerer Vereine (im grosstädtischen Kontext etwas mehr, auf dem Land etwas weniger).

Unsere Ausbeute ist recht mager: in den Daten, auf die wir uns stützen müssen, sind recht wenige Anhaltspunkte dafür zu finden, wie ledige Frauen leben. Immerhin zeigt sich, dass sich ledige Frauen selbst durchaus als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft betrachten, die für die Sonderstellung dieser Frauen verantwortlich ist: in der Annahme, dass eine ledige Frau gar nicht glücklich und zufrieden sein kann, projiziert man in sie ein Störpotential, welches Familien und Paarbeziehungen bedroht und deshalb isoliert werden muss. In der Folge wird für die Behandlung der Menschen in vielen Bereichen des sozialen und des rechtlichen Lebens der Zivilstand und nicht die soziale Funktion zum Unterscheidungskriterium. Dies führt oft dazu, dass kinderlose Ehefrauen gegenüber ledigen Frauen privilegiert werden, was manchmal unter den Ledigen, die sich für ihr Ledigsein nun noch bestraft fühlen, eine gewisse Verbitterung weckt.

242 Geschiedene Frauen

Geschiedene Frauen haben während einiger Zeit in der Normalbiographie gelebt. Durch die Scheidung sind sie willentlich oder unwillentlich wieder aus dieser Norm gestiegen. Geschiedene Frauen werden noch heute nicht völlig akzeptiert. Sich scheiden zu lassen, gilt im sozialen Selbstverständnis immer noch als Scheitern, als persönliche Unfähigkeit zum Eheleben. Zwar ist der überwiegende Scheidungsgrund heute die tiefe Zerrüttung des Eheverhältnisses

(in 67% der von Frauen eingeleiteten Scheidungsverfahren und 74% der von Männern eingeleiteten Verfahren) (8), die Schuldfrage bleibt aber implizit gestellt. Die geschiedene Frau hat daher nicht nur die Vorurteile gegenüber alleinstehenden gegen sich, sondern auch die Reserve gegenüber Geschiedenen.

Die persönliche Situation geschiedener Frauen ist sehr unterschiedlich je nach Ehedauer, Alter, sozio-ökonomischen Verhältnissen, Kinderzahl usw. In der akuten Trennungsphase ist eine persönliche Krise nahezu unvermeidlich. Identität, Ziele, Prioritäten und Lebensform müssen neu gefunden werden. Für viele bedeutet die Scheidung, wieder ins Berufsleben einzusteigen, finanziell, sozial und persönlich erneut selbständig zu werden und allein Entscheidungen zu treffen. Dies bedingt oft Entwicklungs- und Lernprozesse, um nach der "Rekonvaleszenzphase", ein neues Gleichgewicht zu finden. Mit der Scheidung ist oft ein Wohnwechsel verbunden, der sowohl mit einem einkommensmässigen Abstieg als auch mit dem Bedürfnis nach Anonymität einhergehen dürfte (9). Das Gefühl, von der unmittelbaren Umgebung und vom Verwandten- und Bekanntenkreis vermehrt kontrolliert zu werden, treibt manche geschiedene Frauen in einen Rückzug, der ihre Isolation am neuen Wohnort verstärkt. Wie Ledige sind geschiedene Frauen im gesellschaftlichen Leben von Kontakten mit Paaren und Familien weitgehend ausgeschlossen.

Ein Ausbruch aus der "Normalbiographie", gewollt oder ungewollt, bedeutet beinahe unweigerlich auch einen sozialen Ausschluss. Wenn sich für Ledige dieser Ausschluss erst mit der Zeit abzeichnet, sind Geschiedene damit abrupt konfrontiert, namentlich während der Trennungsphase. Wo bisher die Einheit "Paar" aufgetreten ist, steht nun die geschiedene Frau als "halbes Quantum".

In der Umfrage von Duss-von Werdt (1980) geben 38% der befragten Frauen an, Freunde und Freundinnen verloren zu haben, 23% sprechen von Spannungen mit der eigenen Familie; 15% nennen Schwierigkeiten mit der Nachbarschaft und 24% fühlen sich von Männern belästigt. Der "voreheliche" Freundeskreis der Frau ist in den meisten Fällen schon bei der Heirat verloren gegangen.

Auf persönlicher Ebene wird die Scheidung als soziales Versagen empfunden und gesellschaftlich auch so eingestuft. Auf der anderen Seite ist aber die Scheidung für viele tatsächlich eine Befreiung (78%), führt zu mehr Selbstachtung (58%), wogegen ein Gefühl der Leere (37%), Zweifel am Sinn des Lebens (35%) und Angst vor der Vereinsamung (30%) als negative Faktoren den Scheidungsprozess begleiten (10).

Auch die Gefühle gegenüber dem Exmann sind, je nach Dauer der Ehe, sehr unterschiedlich. Gleichgültigkeit herrscht vor; dabei mag es sich um emotionalen Selbstschutz handeln, der sich in distanzierter Haltung ausdrückt. Mitleid, Verbitterung und das Gefühl des Betrogenseins, gefolgt von kalter Abweisung, dies sind die ambivalenten Empfindungen, die die Beziehungen zum ehemaligen Partner kennzeichnen. Geschiedene Frauen, die über 20 Jahre

verheiratet waren, drücken weitaus am meisten Bitterkeit aus (53%). Ein langjähriges, gefühls- und arbeitsmässiges Investieren in eine Partnerschaft, deren Bruch sich in einer Phase vollzieht, in der die Wiederverheiratungschancen und die Möglichkeiten neuer Partnerschaften massiv geringer geworden sind, führt verständlicherweise zu Enttäuschungen. Auch ein Gefühl des Betrogenseins kommt in dieser Gruppe vermehrt zum Ausdruck: während sich von den geschiedenen Frauen, die weniger als 10 Jahre verheiratet waren, 27% betrogen fühlen, steigt der Anteil bei 10 - 19 Jahren Ehedauer auf 39% und bei über 20 gemeinsamen Jahren auf 51% (11).

Je mehr Zeit seit der Scheidung vergangen ist, desto mehr wird sie mit einer falschen Partnerwahl begründet. Insgesamt beriefen sich rund die Hälfte der befragten Frauen auf diese Erklärung. Die Meinung, eine Scheidung hätte vermieden werden können, ist bei den frisch Geschiedenen am verbreitetsten (28%), klingt aber mit der Zeit merklich ab. Nur noch 25% der seit 3 - 6 Jahren und 18% der seit mehr als 6 Jahren Geschiedenen sind dieser Ansicht. Je weiter die Scheidung zurückliegt, desto mehr kann man sich von ihr auch emotional distanzieren.

Missbilligt wird eine Scheidung von einem Viertel der Herkunftsfamilien und der Hälfte der Schwiegereltern. Bezeichnenderweise ist es nicht die eigene Familie, sondern die Familie des Expartners, deren Reaktion vermehrt negativ ist. Die allgemein ungünstigen Bewertungen der Scheidung erschweren die Bewältigung der neuen Lage. Geschiedene Frauen sind sich selbst strenge Richterinnen: 25% sagen aus, sie hätten Gewissensbisse, obwohl sie auch etwa zur Hälfte ihren Exmann als Schuldigen bezeichnen (12).

40% der geschiedenen Ehen sind kinderlos. In nahezu 4/5 der Scheidungen von Ehen mit Kindern wurden diese der Mutter zugeweiht. Dies entspricht ständiger Gerichtspraxis, die allerdings von Vätern zunehmend kritisiert und bekämpft wird. Rund die Hälfte aller geschiedenen Frauen ist für Kinder verantwortlich. So kommen zu persönlichen und beruflichen Problemen noch Erziehungsfragen und Doppelbelastung hinzu.

Grundsätzlich stellen die im Jahre 1979 von Duss-von Werdt interviewten Frauen die Ehe nicht in Frage. Jüngere Jahrgänge (1940-1950) befürworten indes in höherem Masse als ihre älteren Schicksalsgenossinnen das Zusammenleben ohne Trauschein, sie bejahen die Ehe mit mehr Reserve, stufen aber das Alleinleben, mit oder ohne Kind, Wohngemeinschaften und besonders wechselnde sexuelle Beziehungen und gänzliche Enthaltensamkeit negativ ein (13).

Die Scheidung erscheint ihnen mehr als persönliche Erfahrung und Missgeschick, denn als Anlass zum Verwerfen der Ehe als Institution. Die zahlreichen Wiederverheiratungen geschiedener Frauen und Männer weisen denn auch klar darauf hin, dass der Ehestand - allenfalls eine Partnerschaft ohne Trauschein - nach wie vor angestrebt wird.

Für Witwen steht, mehr noch als für geschiedene Frauen, das Problem der abrupt veränderten Lebenssituation im Vordergrund. Der mehr oder weniger unerwartete Hinschied des Ehemannes stellt Witwen in ein Beziehungsvakuum, das sie, in eher fortgeschrittenerem Alter und nach langjährigem Zusammenleben, wie dies bei der Verwitwung eher als bei der Scheidung der Fall ist, hart trifft. Trotz einer gewissen finanziellen Absicherung durch AHV und Pensionskassen, trotz gesellschaftlicher Anteilnahme an ihrem Schicksal und der Anerkennung des Witwenstatus, steigt die hinterbliebene Frau sozial und oft auch ökonomisch ab. Auch sie muss ihre Identität neu bestimmen, muss neue Ziele und Prioritäten setzen, um, nach der Krisensituation des eigentlichen Trauerprozesses, ihr Leben neu zu orientieren. Anders als die geschiedene Frau darf die Witwe aber in aller Öffentlichkeit und mit deren Unterstützung trauern, was natürlich entscheidend dazu beiträgt, den Partnerverlust zu überwinden (14). Andererseits trifft die Witwe oft auch auf Verlegenheit und Ratlosigkeit in ihrer Umgebung, was einer echten neuen Integration entgegenstehen kann.

Verunsicherung und Angst vor den (neuen) Aufgaben, die sie nun allein erfüllen müssen, vor der allfälligen Doppelrolle, (wenn noch betreuungsbedürftige Kinder vorhanden sind), treten auch bei Witwen in der akuten Trennungsphase auf. Immerhin können sie mehr als Geschiedene auf Hilfen im Recht, aus der Bekanntschaft und der Verwandtschaft zählen. Das plötzliche Alleinsein und die eventuell ungewohnte sexuelle Enthaltsamkeit können zu starken Belastungen im Witwendasein werden (15). Bedürfnisse von Witwen nach emotionalen und sexuellen Beziehungen stossen auf zwingendere moralische Verbote, während Geschiedene sich nach einer gescheiterten Beziehung auf einen Neuanfang berufen können. Witwen geniessen zwar weitgehend einen sozial anerkannten Status, aber nur solange sie ihre Bindung an den verstorbenen Partner manifest aufrechterhalten. Dies trifft jedoch in geringerem Mass auf junge Witwen zu.

Normzwänge, gekoppelt mit altersbedingt verringerten Heiratschancen und Beziehungsmöglichkeiten, machen Witwen fast unweigerlich zu endgültig Alleinstehenden. Nur bei 1,2% der 1979 geschlossenen Ehen wurden Witwen geheiratet, während der Prozentsatz der neuerlich heiratenden Witwer etwa doppelt so hoch lag (16). Sexuelle, emotionelle, auch haushaltstechnische Probleme rechtfertigen auf gesellschaftlicher Ebene eine neue Partnerschaft der Witwer, werden aber Witwen, wenn sie nicht den jüngsten Altersklassen angehören, oft noch als Illoyalität gegenüber dem verstorbenen Ehemann und allenfalls auch gegenüber der Familie - der eigenen und der des Ehemannes - ausgelegt. Geschiedene Frauen haben im Gegensatz dazu bereits restriktive Verhaltens- und Sexualnormen durchbrochen, die für Witwen volle Gültigkeit beibehalten.

244 Zufriedenheit und Isolationsgrad

Verglichen mit der AUF-Auflage, nach der 65%-78% der ledigen Frauen eine Vertrauensperson haben, mit der sie alles besprechen

können, eruiert die Allensbach-Untersuchung einen wesentlich niedrigeren Prozentsatz (55%). Wir sind uns der Schwierigkeiten, ja Fragwürdigkeiten bewusst, die im Vergleichen von Prozentzahlen liegen. Dennoch scheint uns dieser Unterschied zu grob, als dass er unkommentiert bleiben könnte.

Da diese deutsch Enquête nicht nur ledige, sondern unverheiratete Frauen aller Kategorien - also auch geschiedene und verwitwete - einbezieht, stellt sich die Frage, ob die Unterschiede zwischen den beiden Studien landesspezifisch zu deuten sind, oder ob gerade Geschiedene und Witwen einer grösseren Isolation ausgesetzt sind. Möglich ist auch, dass Geschiedene und Verwitwete unter "Vertrauensperson" etwas anderes verstehen als Ledige, welche ja schon berufliche Bekanntschaften als tiefere Beziehung bezeichnen mögen. Da die deutsche Erhebung nicht nach Zivilstand aufgeschlüsselt ist, lässt sich dies nicht eindeutig klären. Dennoch scheint es wahrscheinlich, dass der Verlust des Ehepartners ein noch grösseres Beziehungsvakuum entstehen lässt, als wenn gar nie einer existierte. Es gibt erhebliche Unterschiede im Grad der Isolation unverheirateter Frauen. Einsamkeit entsteht am ehesten dann, wenn verschiedene negative Faktoren zusammentreffen: "Alleinstehende Frauen in schlechter wirtschaftlicher Lage bleiben viel eher sich selbst überlassen, und auch schlechte Gesundheit führt zur Vereinsamung", heisst es in der deutschen Erhebung. Der AUF-Befragung ist zu entnehmen, dass auch das Alter eine Rolle spielt: von den 30-39-jährigen ledigen Frauen haben 78% eine Bezugsperson; dieser Anteil sinkt bei den 40-49-jährigen auf 73%, bei den 50-62-jährigen auf 70% und bei den über 62-jährigen auf 65%.

Der Isolationsgrad steigt also mit zunehmendem Alter. Allerdings wird das Alleinsein von älteren Frauen auch besser akzeptiert. Am wenigsten zufrieden mit ihrer Lebenssituation sind nämlich die 40-49-jährigen Frauen (57%), gefolgt von den 30-39-jährigen (55%), wogegen nur noch die Hälfte (51%) der 50-59-jährigen Unverheirateten von ihrer Lebenslage unbefriedigt ist (17). Anscheinend bejahen ältere Unverheiratete ihre Lage eher als definitive Lebensart, als dies bei mittleren Jahrgängen der Fall ist. Schwierig scheint vor allem der Uebergang zum endgültigen Alleinsein, der im Alter zwischen 40 und 50 Jahren stattfinden dürfte.

Wie schon erwähnt wurde, leben nach statistischen Angaben 63% der unverheirateten Frauen allein. Gerade bei ihnen müsste eigentlich der Isolationsgrad und somit die Unzufriedenheit am stärksten ausgeprägt sein. Die Allensbach-Umfrage zeigt jedoch ein nuancierteres Bild. Am eindeutigsten unzufrieden sind alleinstehende Mütter, die mit ihren Kindern zusammen leben (66%). Dies kann auf die Belastung durch jüngere Kinder oder auf Generationskonflikte mit grösseren Kindern und erwachsenen Nachkommen zurückzuführen sein. Ueberdies ist die unverheiratete Mutter weniger frei als die verheiratete, Zeit für sich selbst zu beanspruchen. Die Annahme, dass Kinder Einsamkeit und Unzufriedenheit unverheirateter Frauen überbrücken können, scheint so zumindest fragwürdig. Den höchsten Befriedigungsgrad drücken jene Frauen aus, die mit weiteren Verwandten zusammenwohnen. Ihnen

folgen jene, die mit ihrer Mutter wohnen und die Alleinstehenden (18).

Isolationsgrad und Unzufriedenheit laufen nicht unbedingt parallel. Beide sind in erster Linie altersabhängig, wobei die Unzufriedenheit im mittleren Alter ihren Höhepunkt erreicht. Ob man mit jemandem zusammenlebt oder nicht, ist für diese Zufriedenheit nicht direkt ausschlaggebend; belastende Mitbewohner - Kinder, ältere Mütter - können mehr Unzufriedenheit erzeugen als das Alleinsein.

Letztlich sind aber Einsamkeit und Unzufriedenheit nicht eine Besonderheit der Alleinstehenden. Auch Verheiratete können unter Vereinsamung im Haushalt, mangelndem Sozialprestige und Unterbelastung leiden und unzufrieden sein. Sie drücken dies jedoch in bescheidenerem Mass aus, werden freilich auch weniger daraufhin befragt. Immerhin sagen 36% der nicht-berufstätigen und 41% der berufstätigen Ehefrauen aus, mit ihrem Leben unzufrieden zu sein (19).

245 Familienähnliche Situationen

Der statistisch zwar schwer erfassbare, jedoch unbestreitbar vorhandene Trend, familienähnliche Lebensformen ausserhalb des Ehebundes zu bilden, hat sich in den letzten 10 Jahren auch in der Schweiz verstärkt. Wohngemeinschaften, Konkubinat, ausser-eheliche Mutter- und Vaterschaft sind Versuchsmodelle, die sich zwar nicht allgemein durchgesetzt haben, dennoch aber gesellschaftlich bedeutungsvoll geworden sind. Ihnen ist gemeinsam, dass sie neue Formen familiären Zusammenlebens probieren und die Familie in der heutigen rechtlichen Ordnung in Frage stellen.

Der heutigen Familienstruktur am nächsten steht das Konkubinat. Vermehrt ziehen junge Paare zusammen, ohne die Verbindung zivilstandsamtlich abzusegnen. Die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau weicht dabei nur wenig von derjenigen verheirateter Paare ab. Meist ist diese Lebensform zeitlich befristet, eine Art Probe-Ehe, die spätestens wenn Kinder kommen in der rechtlich anerkannten Ehe endet. Wo sie als definitiv angesehen wird, muss sie auch eher als ein Nein zur Institution Ehe, denn als Negierung ihres Inhalts gewertet werden.

Erheblich stärker vom Familienmodell weichen die verschiedenen Formen von Wohngemeinschaften und Kommunen ab. Grundsätzlich umfassen sie neue Beziehungsmuster, eine neue zwischenmenschliche Solidarität, die über die Blutsverwandschafts- und Ehebeziehungen hinausgehen. Wohngemeinschaften sind nicht als "Idealgesellschaftsmodell" gedacht; sie sollen eine Alternative zur Kleinfamilie sein mit einer grösseren Möglichkeit der persönlichen Entfaltung. Paarkonflikte und Erziehungsprobleme sollen nicht mehr im Reagenzglas der Nuklearfamilie ausgetragen, sondern durch die Gemeinschaft, welche eine psycho- und soziotherapeutische Rolle innehat, verarbeitet werden. Diese grossen Ansprüche machen solche Gemeinschaften häufig zerbrechlich und kurzlebig. Wohngemeinschaften versprechen nicht nur Entspannung und Ruhe,

sondern auch Auseinandersetzung und Austausch, Sich-in-Frage-Stellen. Allerdings erweist sich in der Praxis immer wieder, dass auch in Wohngemeinschaften die traditionellen Arbeits- und Rollenteilungsmuster gelten, vor allem wenn Kinder vorhanden sind. Praktisch gesehen, hat diese Lebensform gerade für unverheiratete Frauen und Mütter zahlreiche Vorteile. Einsamkeits-, Haushalts- und Kinderbetreuungsprobleme, Beziehungsarmut können in diesem Rahmen bedeutend verringert werden. Besonders zahlreich äussern sich darum unverheiratete Mütter positiv zu einem gemeinschaftlichen Wohnen (20). Gesellschaftskritische Wohngemeinschaften eignen sich heute sicher nicht für die Mehrzahl der alleinstehenden Frauen. Als Modell des Zusammenlebens zeigen sie indes neue Wohnmöglichkeiten, um die Isolation und Einsamkeit teilweise zu beseitigen.

Am radikalsten stellen die neuen "Singles" die Familie, die Ehe und die feste Partnerschaft in Frage. Ausgehend von der meist selbst erlebten Untragbarkeit des Zusammenlebens im Paar, leben "Singles" mehr oder weniger gewollt allein. Sind es zu hohe Ansprüche an den Partner, an die affektive Bindung, die u.a. die Scheidungsraten in die Höhe treiben? Eine sichere Antwort kann niemand geben. - Die ökonomisch fundierte institutionelle Ehe, die als Produktions- und Verbrauchseinheit im vorindustriellen Europa dominierte, weicht immer mehr einer Partnerschaft, die vor allem auf je nachdem kurzlebiger Zuneigung basiert (21). Die angestrebte "Idealnorm" (ist) ... für viele "das Bild einer freien Beziehung emanzipierter Partner, die nur soweit und so lange Bestand" (hat) ... als sie beiden "uneingeschränkte Selbstverwirklichung" (ermöglicht) ... und durch "unverpflichtende Liebe lebendig" ... (bleibt). "Von dieser Idealnorm sind nun aber viel - und vielleicht alle - überfordert" (22).

25 Die wirtschaftliche und soziale Situation unverheirateter Frauen

Die berufliche Position - Einkommen, Wohnverhältnisse, Stellung, Freizeitbeschäftigung und soziales Leben - bestimmt die persönliche Situation unverheirateter Frauen viel ausschliesslicher als dies bei verheirateten Frauen der Fall ist, die sich sowohl wirtschaftlich als auch sozial und psychisch auf einen Ehepartner stützen können. Ausbildung, Beruf und Arbeitsmarkt sind somit determinante Faktoren im Leben der unverheirateten Frau.

251 Beruf und wirtschaftliche Situation

Allgemein ist der Stand der Berufsausbildung bei Frauen tiefer als bei Männern. Ausgehend von der "Normalbiographie" gelten Ausbildung und Arbeitsmarkt für Frauen als nicht so wichtig; dies wird gerade Unverheirateten zum Verhängnis. Frauenlöhne sind, unabhängig vom Zivilstand, immer noch mindestens 10% tiefer als Männerlöhne bei gleicher oder vergleichbarer Arbeitsleistung (23). Auf dem Arbeitsmarkt sind Frauen nicht als "Ernährer" eingestuft; ihre Tätigkeit wird entweder als "Mitverdienst" oder Sekundäreinkommen betrachtet, oder aber ihre Arbeit wird im

Rahmen "typisch weiblicher" Aufopferung angesehen, die nicht mit Geld entschädigt werden kann. Unverheiratete Frauen, die Haushalt- und Familienvorstand sind, werden wegen der allgemeinen Vorstellung von Frau und Erwerbstätigkeit benachteiligt. Auf dem Arbeitsmarkt werden Frauen oft noch als nur vorübergehend zu beschäftigende, nicht karriereorientierte Arbeitnehmer oder aufopferungswillige Elemente betrachtet und entsprechend eingesetzt. Verbreitete Vorurteile gegen die Frau als Arbeitnehmerin und daraus resultierende Diskriminierungen in der Arbeitswelt haben bei Unverheirateten einschneidende Konsequenzen. Allerdings bestehen auch hier je nach persönlichem Lebenslauf Zivilstand und Lebensphase beträchtliche Unterschiede.

In vielen traditionell weiblichen Branchen (Verkauf, Schönheitspflege, Textilindustrie) sind die Löhne sogar derart niedrig, dass damit kaum der eigene Lebensunterhalt bestritten werden kann, was dann oft auch Frauen aus rein ökonomischen Überlegungen zur Heirat bewegt.

Nach Held/Levy (1974) zeichnen sich ledige Frauen durch eine höhere Ausbildung aus als ihre verheirateten Geschlechtsgenossinnen. Anteilsmässig stehen mehr ledige als verheiratete Frauen in höherer beruflicher Stellung. Ueber 20% der Ledigen sind höhere Angestellte, vor allem in städtischem und hochentwickeltem Kontext. Merklich weniger Frauen als Männer haben hingegen leitende Stellungen inne.

"Wenn man zusammenfassend die Berufsschichtungen vergleicht, zeigt sich bei den Frauen, insbesondere bei den ledigen, eine Konzentration auf der mittleren Stufe der Angestellten, während bei den Männern in allen Kontexten die Arbeiter überwiegen. Das Berufsprestige scheint also vor allem bei den ledigen Frauen höher zu sein als bei den Männern. Auf der andern Seite drückt sich aber in der Tatsache, dass praktisch die Hälfte aller Frauen in mittleren Angestelltenpositionen arbeitet und dass dieser Anteil zwischen den einzelnen Kontexten kaum variiert, eine Beschränkung der beruflichen Möglichkeiten aus" (24).

Zwar sind ledige Frauen beruflich relativ gut gestellt, doch haben sie nach wie vor kleinere Aufstiegsmöglichkeiten als die Männer. In ihrer Bewertung des Berufs zeigen sich denn die meisten Ledigen nicht unzufrieden (25). Dennoch erachtet die Hälfte der befragten Frauen ihr Einkommen als nicht der geforderten Arbeitsleistung und Verantwortung entsprechend. Eine typisch weibliche Lohndiskrimination betrifft also auch die sonst beruflich relativ bevorteilten ledigen Frauen.

Bei Witwen und geschiedenen Frauen decken sich berufliche und wirtschaftliche Lage nicht unbedingt. Witwenrenten und Unterhaltsbeiträge steuern, je nach ökonomischer Lage und Versicherungsgrad des früheren Ehegatten, mehr oder weniger erheblich zu den eigenen Geldmitteln bei. Besonders Witwen können teilweise auf eigene Erwerbstätigkeit verzichten (26). In beiden Situationen ist hingegen ein Wiedereinstieg in den Beruf schwierig. Eine grosse Zahl der geschiedenen und verwitweten Frauen hatte während der Ehe ihre Berufstätigkeit abgebrochen. Dazu ist der Bildungs-

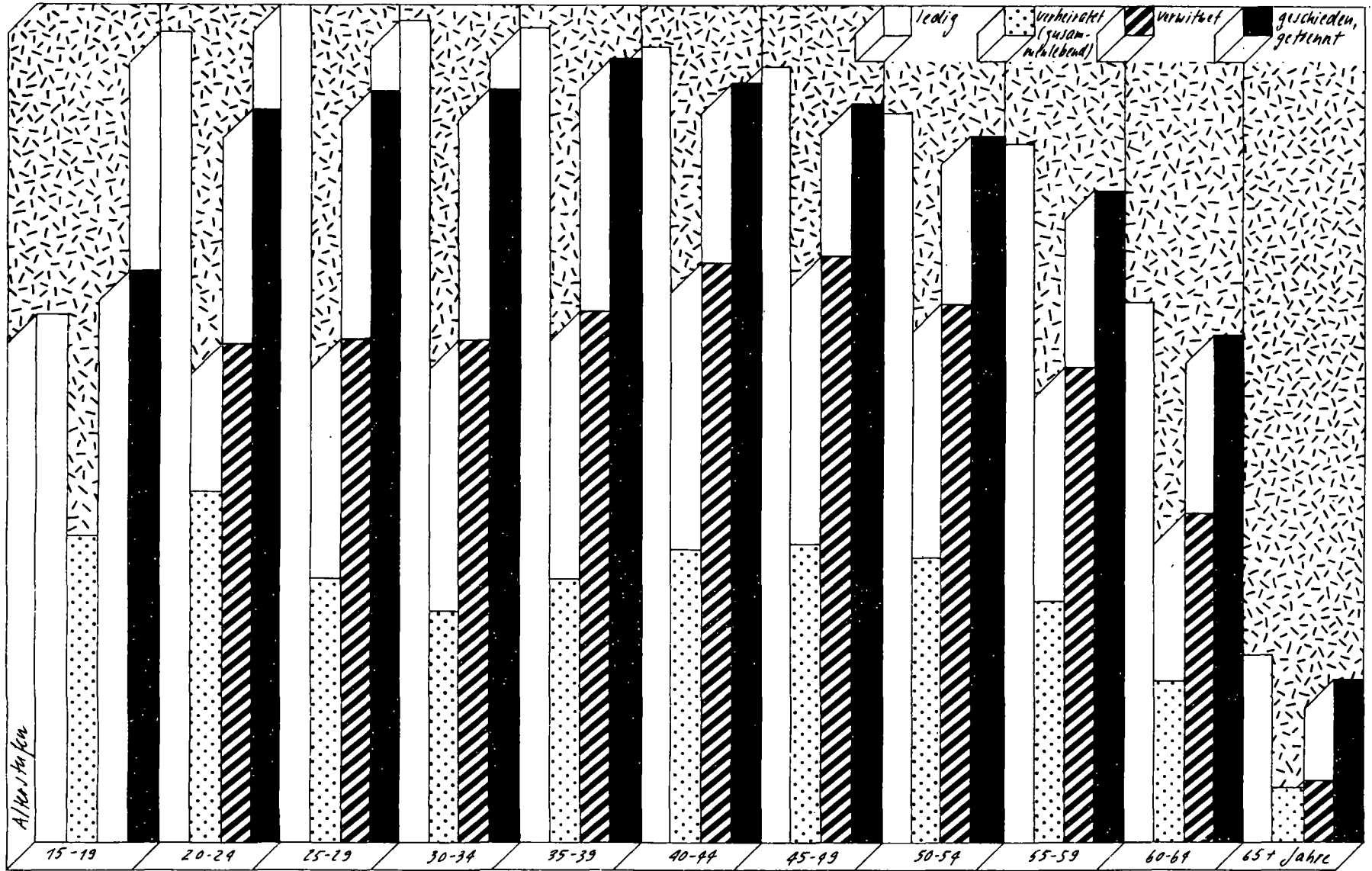
stand verheirateter Frauen allgemein etwas tiefer als jener der Ledigen. Somit ergeben sich bei der Arbeitssuche erhebliche Probleme. Veraltete Berufskennntnisse, fehlende Routine, Unterqualifizierung, psychische und soziale Unsicherheit machen es vielen früheren "Nur-Hausfrauen" schwer, nach der Trennung, Scheidung oder Verwitwung eine gute berufliche Stellung zu finden.

Die Erwerbsquoten der unverheirateten Frauen sind sehr unterschiedlich nach Zivilstand und Alter.

Grafik 16:

Erwerbsquote nach Zivilstand, Alter und Geschlecht, Schweiz, 1970

72



Quelle: Held T.,/Levy R., Die Stellung der Frau in der Schweiz, 1974, 73.

Auffallend tief liegt die Erwerbsquote verheirateter Frauen. Von den über 30-jährigen Ehefrauen sind rund 30% berufstätig. Auch der Anteil verwitweter Frauen, die einem Erwerb nachgehen, ist relativ gering; er erreicht den Höhepunkt in der "Nachkinderphase", zwischen 40 und 49 Jahren. Der männlichen Erwerbsquote am nächsten kommen geschiedene und ledige Frauen, wobei für Geschiedene der Anteil in der aktiven Erziehungsphase tiefer liegt als bei Ledigen.

Allgemein sinkt die weibliche Erwerbsquote mit zunehmendem Alter schneller als jene der Männer. Die AUF-Umfrage bringt diesbezüglich aufschlussreiche Informationen. Für älter werdende unverheiratete Frauen wird die berufliche Belastung problematisch. 30% der befragten Frauen befürchten eine unverminderte Erwerbstätigkeit auch nach der Pensionierung. Bei verheirateten Frauen und Müttern nimmt die Arbeitsbelastung in der Familie nach dem 40. Altersjahr ab. Im Berufsleben steigt hingegen die psychische und physische Belastung mit dem Alter, muss die Frau doch gegenüber jüngeren Arbeitskolleginnen konkurrenzfähig sein, um ihren Arbeitsplatz zu bewahren; gerade Frauen sind ja oft in Berufen zu finden, welche Attraktivität und Jugendlichkeit voraussetzen.

In zwei weiteren Punkten sind unverheiratete Frauen gegenüber verheirateten Frauen klar benachteiligt. Ihre Altersvorsorge müssen ledige Frauen selbst aufbauen. Sie können nicht wie Verheiratete und Verwitwete, aber auch unter Umständen Geschiedene, vom Einkommen ihres Ehemannes profitieren. Im übrigen wirken sich die tieferen Frauenlöhne; die typisch weibliche, unentgeltliche Arbeit für die Eltern und die Familie; die Arbeitsunterbrüche, die gerade bei Geschiedenen charakteristisch sind, negativ auf die wirtschaftliche Situation im Alter aus. Ledige Frauen sind beim Eintritt ins Rentenalter den ledigen, verwitweten und geschiedenen Männern gleichgesetzt. Gegenüber verheirateten Männern sind alle drei Kategorien benachteiligt, haben jene doch, bei gleicher Beitragshöhe und -dauer, Anrecht auf eine Ehepaarrente, wogegen sie selbst nur einfache Renten beziehen können. - Steuerrechtlich bestehen gegenüber Ledigen einzelne diskriminierende Bestimmungen. So wird ihnen keine Steuerreduktion fürs Haushaltgründen gewährt, obwohl sie wie andere ein Heim und einen Haushalt aufbauen. Steuerliche Abzüge, wie sie Witwen oder Geschiedenen zugestanden werden, gibt es für sie nicht. Sozialversicherungen und Steuerrecht sind in erster Linie auf die Situation des Ehepaares und der normalen Familie ausgerichtet: sie privilegieren Frauen, die dieser Norm entsprechen und benachteiligen die Unverheirateten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die berufliche und wirtschaftliche Lage der unverheirateten Frauen nicht unproblematisch ist. Namentlich ein gegenüber Männern tieferer Ausbildungsstand, geringere Qualifikation, schlechtere Aufstiegschancen und niedrigere Löhne für gleichartige Arbeit können, besonders im Alter, zum Verhängnis werden.

252 Erwartungen und Normen

Belastend sind nicht nur die wirklichen Diskriminationen, sondern auch allgemeine Bilder von unverheirateten Frauen, die diese sich teilweise zu eigen machen. "Dans une part importante, les gens sont ce que vous attendez qu'ils soient, ou, au moins, se comportent comme vous vous attendez à les voir se comporter"(27). Vorstellungen und Vorurteile wollen etwa, dass unverheiratete Frauen verbittert seien (37%); dass sie häufig allein und bemitleidenswert seien (37%); dass es schwierig sei mit ihnen umzugehen (33%); und dass sich Männer ihnen gegenüber mehr Freiheiten herausnehmen (33%) (28).

Unverheiratete Frauen berichten anders von sich. Als einsam und verbittert stufen sie sich zu einem kleineren Prozentsatz ein. Besonders das Vorurteil, mit unverheirateten Frauen sei es schwieriger umzugehen, wird stark verworfen. Hingegen bestätigen sie gesellschaftliche Diskriminationen. 40% sagen aus, unverheiratete Frauen würden von Männern eher belästigt; 49% bestätigen, dass sie mit weniger Achtung behandelt werden; und 41% empfinden den gesellschaftlichen Anschluss, namentlich an Ehepaare, als problematisch(29).

Das Verhalten unverheirateter Frauen wird durch gesellschaftliche Normen stärker bestimmt als jenes unverheirateter Männer und anderer sozialer Gruppen. Im Erleben ihrer sozialen Randstellung eignen unverheiratete Frauen sich diese Normen auch in beträchtlichem Masse an. 46% der befragten Frauen verwerfen das Konkubinats, das aber auch von 45% der Gesamtbevölkerung abgelehnt wird. Hingegen finden überdurchschnittlich viele unverheiratete Frauen, es sei für sie unziemlich, abends allein ein Restaurant zu besuchen (41% gegenüber 33% der Gesamtbevölkerung). Strengere Normen wenden sie auch für ihr Verhalten gegenüber verheirateten Männern an: 39% sagen aus, eine unverheiratete Frau habe verheirateten Männern gegenüber äusserst zurückhaltend und nicht zu freundlich zu sein, während dies nur ein Drittel aller Befragten bejahen(30).

Mangelnde Integration, Rollenprobleme, strengere Verhaltensnormen und soziale Unterbewertung charakterisieren gesamthaft gesehen die Stellung der unverheirateten Frauen.

26 Unverheiratete Mütter

Unverheiratete Frauen können, unabhängig von ihrem Zivilstand, Mütter sein. Das Vorhandensein von Kindern beeinflusst die persönliche Situation der unverheirateten Frau stark: Sie ist nicht nur für sich verantwortlich, sondern muss, je nach Alter der Kinder, deren Bedürfnissen entsprechend ihr Leben gestalten.

Nach Haushaltsstatistik waren 1970 106'258 Haushaltungsvorstände Eltern ohne Partner, die mit Kindern und eventuell weiteren Personen lebten. (Nicht erfasst werden unverheiratete Eltern, die bei ihren eigenen Eltern, bei anderen Verwandten oder fremden Personen wohnten). Davon sind vier Fünftel Frauen. Kinder "gehören"

auf sozial selbstverständliche Weise zur Mutter. In 50% der Mutterfamilien sind die Kinder mehr als 18-jährig und dürften nur noch in geringer Weise unterhalts- und erziehungsbedürftig sein. Die andere Hälfte der unverheirateten Mütter befindet sich jedoch noch in der akuten Erziehungsphase, die ihre persönliche Lage weitgehend prägt.

Tabelle 23:
Familienhaushaltungen mit Vorständen ohne Ehepartner nach Alter und Zahl der Kinder, Haushaltstypen und nach Geschlecht des Vorstandes, 1970

	Weiblicher Vorstand			Männlicher Vorstand		
	Kinder: Jeden Alters	Unter 18 Jahren	Unter 7 Jahren	Kinder: Jeden Alters	Unter 18 Jahren	Unter 7 Jahren
Ohne weitere Personen	79,1	78,6	76,4	65,6	57,4	39,3
Mit Eltern, Schwiegereltern	1,8	2,9	2,4	2,0	4,0	3,7
Mit anderen Verwandten	6,4	4,4	5,7	13,4	11,1	17,5
Hausangestellte	0,7	0,9	1,5	3,5	4,5	6,4
Zimmermieter	7,1	7,7	7,4	4,3	6,2	7,7
Verwandte und fremde Personen	1,2	1,0	1,1	2,3	2,4	4,1
Fremde Personen, nicht Hausangest.	3,6	4,6	5,5	8,8	14,4	21,4
Total	100,0 (87'321)	100,0 (34'090)	100,0 (9'455)	100,0 (18'937)	100,0 (8'209)	100,0 (2'180)

Quelle: ESTA, 1975, QW 561, Tab. 8.14.

Unverheiratete Mütter leben nicht unbedingt nur mit ihren Kindern; 1/5 von ihnen ist auch mit Partnern und anderen Personen zusammen (Zimmervermieter, Verwandte usw.). 70% wohnen jedoch mit ihren Kindern ohne weitere Personen. Gerade für sie dürfte die Doppelbelastung am drückendsten sein. Nur 1% der unverheirateten Mütter mit Kindern unter 18 Jahren kann auf die Hilfe einer Hausangestellten zählen.

Grundsätzlich unterscheiden sich für unverheiratete Mütter die Situationen nach Zivilstand bedeutend.

261 Die aussereheliche Mutter (31)

Die Zahl der ausserehelichen Geburten ist wie die Gesamtzahl der Geburten zurückgegangen. Seit 1970 blieb der Anteil der ausserehelichen Geburten an den Lebendgeborenen gleich: es entfallen ca. 40 aussereheliche auf 1'000 lebend geborene Kinder. 1979 waren dies 3'190 Kinder. Auch die Pille scheint keinen grossen Einfluss auf die Ausserehelichenrate gehabt zu haben: 1965 wurden 38 von 1'000 Kindern ausserehelich geboren, 1979 waren es 44.

Das aussereheliche Kind ist gefährdeter als das eheliche Geborene. Noch immer ist die Rate der totgeborenen ausserehelichen Kinder erheblich grösser als jene der ehelichen totgeborenen (1979: 10 bzw. 6 totgeborene auf 1'000 geborene Kinder). Auch die Säuglingssterblichkeit der ausserehelichen Kinder ist grösser als die der ehelichen. Von 1'000 ehelichen Lebendgeborenen 1979 starben 8 im ersten Lebensjahr, von den ausserehelich Geborenen waren es 15 Kinder (32).

Der Versuch einer Interpretation: Mütter unehelicher Kinder sind durchschnittlich sehr viel jünger als ehelich Gebärende. Dazu verlaufen oft weder Schwangerschaft noch Geburt und erste Lebensphase der Babys in optimalen medizinischen und psychischen Umständen - dies im Gegensatz zum Normalfall in der Ehe.

Gut ein Fünftel der ausserehelich gebärenden Mütter heiratet im ersten Lebensjahr des Kindes dessen Vater; weitere 7% heiraten im zweiten Lebensjahr des Kindes. Insgesamt gehen etwa zwei Fünftel der ausserehelich gebärenden Mütter im Laufe der Zeit eine Ehe mit dem Vater des Kindes ein. In den letzten Jahren hat sich dies nicht verändert. - In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass die Zahl der ausserehelich gezeugten Kinder wesentlich grösser als die der ausserehelich geborenen Kinder ist. Von 1'000 ausserehelich gezeugten Kindern wurden 1976 71 (1981: 75) als eheliche Kinder geboren (33). (vgl. Tabelle 11).

Gesamtschweizerisch wird nicht erhoben, wieviele aussereheliche Kinder zur Adoption freigegeben werden. Es dürften etwa 15 bis 20% sein (34).

Ein weiterer Teil der ausserehelichen Mütter (ca. 15%) (35) dürfte ebenfalls heiraten, wenn auch nicht den Vater des Kindes. So verbleiben etwa 25% bis 30% aussereheliche Mütter, die, sofern sie nicht bevormundet oder verbeiständet sind, allein für ihr Kind zu sorgen haben. Der Anteil der alleinerziehenden Mütter dürfte noch kleiner sein. Ausserehelich gebärende Mütter sind folglich bei weitem nicht alleinerziehenden Müttern gleichzustellen.

Die Altersstruktur der ausserehelich gebärenden Mütter unterscheidet sich stark von jener der ehelich erstgebärenden Frauen. Rund 30% der ausserehelichen Mütter sind weniger als 20 Jahre alt (ehelich Erstgebärende ca. 6% bis 7%). Von 1971 bis 1976 ergab sich eine Verschiebung in der Altersgruppe der 20- bis 24- und der 25- bis 29-jährigen ausserehelichen Mütter: 1971 gehörten 40% der ausserehelich Gebärenden der Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen an, 1976 waren es 36%; dafür stieg der Anteil in der nächsten Altersgruppe (25- bis 29-jährige) von 16% auf 19%). Ob diese Zahlen belegen, dass mehr Frauen bewusst ein Kind ohne Ehematten wollen, lässt sich nicht sagen.

Nach einer Zürcher Untersuchung schienen überdurchschnittlich viele aussereheliche Mütter im Gastgewerbe und in der Hauswirtschaft tätig zu sein. Dies ist bei Ausländerinnen noch auffälliger als bei Schweizerinnen.

Tabelle 24:

Aussereheliche Mütter nach Heimat und ausgewählten Berufen (1971) im Vergleich zur berufstätigen weiblichen Bevölkerung der Stadt Zürich (1970)

Beruf	Berufstätige insgesamt		Aussereheliche Mütter	
	Schweizerinnen	Ausländerinnen	Schweizerinnen	Ausländerinnen
Hausangestellte	2,3	12,9	4,4	23,2
Serviertochter	2,7	3,5	17,2	32,5
Verkäuferin	10,0	3,1	16,5	4,6
Büroangestellte	33,6	13,4	22,6	7,8
Uebrige	51,4	67,1	39,3	31,9
Total	100,0 (71'938)	100,0 (19'565)	100,0 (781)	100,0 (194)

Quellen: ESTA, 1974, QW 517, 12., Johannes-Biske K., 1974, 39.

Verschiedene Erklärungen sind möglich. Denkbar ist, dass für Frauen, die in diesen Erwerbszweigen tätig sind, eine besondere Wahrscheinlichkeit besteht, ausserehelich schwanger zu werden. Vielleicht haben Frauen in diesen Erwerbszweigen weniger Gelegenheit abzutreiben, oder ausserehelich geschwangerte Frauen arbeiten dort, weil sie schwanger sind. Letzteres dürfte zumindest für einen Teil der in der Hauswirtschaft tätigen Frauen zutreffen. Dazu handelt es sich hier um typische Frauenberufe, die oft ohne Wahl besonders von Frauen aus einfachen Verhältnissen mit schlechter Ausbildung ausgeübt werden.

262 Geschiedene und verwitwete Mütter

Die Zahl der geschiedenen Frauen mit minderjährigen Kindern ist ebenfalls unbekannt. Hingegen wird jährlich ausgewiesen, wieviele Ehen und Kinder von Scheidungen betroffen werden.

Seit rund 20 Jahren beträgt der Anteil der geschiedenen Ehen mit Kindern an allen geschiedenen Ehen rund 60%. Da der Bestand der Ehen mit Kindern nicht bekannt ist, lässt sich nicht prüfen, ob die Vermutung, dass Ehen mit Kindern seit der Rezession (1974-1976) weniger aufgelöst werden, richtig ist. Das Verhältnis zwischen geschiedenen Ehen mit Kindern und ohne hat sich nicht verschoben.

1979 waren 6'307 Ehen mit 10'844 Kindern von einer Scheidung betroffen (36). Etwa 80% der geschiedenen Frauen dürfte die elterliche Gewalt zugeteilt worden sein und ungefähr drei Viertel dieser Mütter haben die Kinder auch bei sich. Etwa drei Viertel der geschiedenen Mütter mit Kindern gehen einer Erwerbstätigkeit nach. Die Hälfte ist vollzeitlich berufstätig, ca. 18% der geschiedenen Mütter dürften wieder heiraten (37).

Die Zahl der verwitweten Frauen mit minderjährigen Kindern liegt im Dunkeln. Im März 1976 bezogen 13'497 unter 50-jährige Frauen eine Witwenrente; und 33'734 minderjährige Kinder eine Halbwaisenrente.

263 Die allgemeine Situation unverheirateter Mütter

Verglichen mit vollständigen Familien, aber auch im Vergleich mit unverheirateten Frauen ohne Kinder, verfügen unverheiratete Mütter über ein geringeres Einkommen und als Folge davon

sind Wohnungen und Wohnkomfort kleiner, der Lebensstil bescheidener(38). Alimente und Renten sind meist nicht kostendeckend 39), so dass die Frauen oft gezwungen sind, zu arbeiten oder öffentliche Unterstützung zu erbitten.

Gut drei Fünftel der unverheirateten Mütter, die ein oder zwei Kinder zu ernähren haben, sind berufstätig; von denen, die drei und mehr Kinder versorgen müssen, arbeitet etwas weniger als die Hälfte(40). Die materielle Lage und der Zwang zur Arbeit hängen stark vom Zivilstand ab. Witwen sind verhältnismässig privilegiert. Sie haben einen Rechtsanspruch auf regelmässige, wenn auch kleine Renten und eventuelle Ergänzungsleistungen für sie und ihre Kinder. Möglicherweise kommen noch Renten aus Pensionskassen und Lebensversicherungen dazu. - Der geschiedenen Mutter werden vom Richter Alimente für die Kinder zugesprochen und in der Regel auch ein Unterhaltsbeitrag für sie selbst. Ein Unterhaltsbeitrag für sie ist deshalb wichtig, weil sie nur dann beim Tode des ehemaligen Gatten einer Witwe gleichgestellt wird und eine Witwenrente beziehen kann. Die Tendenz geht allerdings dahin, die Unterhaltsbeiträge für die Mütter niedrig, diejenigen für die Kinder hoch anzusetzen, da die Frau bei einer Wiederverheiratung ihrer Alimente verlustig geht. Die Alimente decken oft kaum das Existenzminimum, so dass für viele Geschiedene ein Zwang zur Erwerbstätigkeit entsteht. - Die ausserehelich gebärende Mutter kann bei geregelter Vaterschaft nur Beiträge für das Kind beziehen. Sie selbst erhält eine Entschädigung für die Kosten während der Geburt, aber keine Alimente. Nach dem neuen Kindsrecht sollen dabei amtliche Stellen unentgeltlich behilflich sein. Kinder ausserehelicher Mütter erhalten in der Regel niedrigere Alimente zugesprochen als Kinder geschiedener Frauen(41).

Etwa ein Fünftel bis zwei Fünftel der alimentenpflichtigen Männer zahlt gar nicht oder unregelmässig die vollen Beträge(42). Die Stadt Zürich, gefolgt von anderen Gemeinden und Kantonen hat vor der im Zivilgesetzbuch vorgesehenen Inkassohilfe 1977 eine Bevorschussung der ausstehenden Alimente für Kinder eingeführt. In Zürich kommen Mütter in den Genuss dieser Dienstleistung, deren Einkommen ein bestimmtes Maximum nicht überschreitet und deren Lage gerichtlich geregelt ist(43). Die zürcherische Lösung ist keine umfassende Hilfe, denn sie berücksichtigt nur Alimente für Kinder, nicht aber solche für die Frauen; sie werden erst ausgerichtet, nachdem die finanziellen Verhältnisse richterlich oder vertraglich genehmigt wurden. In der finanziell wie psychisch besonders schwierigen Trennungszeit spielt die Bevorschussung noch nicht.

Für die unverheiratete wie verheiratete berufstätige Mutter kann das Unterbringen der Kinder während der Arbeitszeit ein Problem bedeuten. Grössere Untersuchungen, wie die unverheirateten Mütter diese Frage lösen, gibt es noch nicht. Eine im Jahre 1964 in Genf durchgeführte Untersuchung hat gezeigt, dass schon damals die Nachfrage das Angebot an Krippenplätzen deutlich unterschritt (44).

264 Bemerkungen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der unverheirateten Mütter

Das Vorhandensein von Kindern im unterhaltsbedürftigen Alter beeinflusst die berufliche und wirtschaftliche Situation der unverheirateten Frau beträchtlich. Ihre berufliche und soziale Disponibilität ist durch ihre Erzieherrolle stark eingeschränkt. Wo sonst der Ehemann und Vater als Mittelsperson zwischen Privat- und Sozialbeziehungen einspringt, steht die unverheiratete Mutter allein. Affektiven, sozialen und Schulproblemen ihrer Kinder - allem muss die unverheiratete Mutter allein gewachsen sein, Ebenbild der "ewigen Mütterlichkeit". Im Berufsleben wird dieser Elternrolle in keiner Weise Rechnung getragen - weder für die Frau noch für den Mann. Weder wird verantwortungsbewussten Vätern ermöglicht, ihre Aufgabe in der Familie wahrzunehmen, noch traut man beruflich engagierten Müttern zu, daneben ihre erzieherischen Pflichten befriedigend zu erfüllen, es sei denn, sie hätten keine Wahl; dann wird ihnen ohne weiteres zugemutet, ohne besondere Unterstützung neben der Berufstätigkeit noch Haushalt und Kindererziehung zu bewältigen.

Die wirtschaftliche Lage unverheirateter Mütter, und somit der Grad der Berufstätigkeit, ist direkt von bestimmten äusseren Geldquellen abhängig. Witwen- und Waisenrenten, Alimentenzahlungen des früheren Ehegatten sind für die Lebensgestaltung bestimmende Faktoren.

In einer Diplomarbeit - die allerdings aus dem Jahre 1973 stammt - wurde die finanzielle Situation verwitweter und geschiedener Mütter verglichen. Obschon sich seither die absoluten Zahlen verändert haben, dürften die Verhältnisse immer noch gleich geblieben sein (45).

Tabelle 25:
Finanzielle Situation einer verwitweten und einer geschiedenen Mutter

Verwitwete Mutter mit 1 Kind im Vorschulalter		Geschiedene Mutter mit 1 Kind im Vorschulalter	
Feste Einnahmen		Feste Einnahmen	
Witwen- + Waisenrenten	Fr. 489.-	Unterhaltsbeitrag	Fr. 300.-
Pensionskasse	Fr. 1'072.50	Kinderzulage	Fr. 40.-
	Fr. 1'561.50		Fr. 340.-
Weitere Einnahmen		Weitere Einnahmen	
keine	.	Erwerbstätigkeit der Mutter	Fr. 1'500.-
	Fr. 1'561.50		Fr. 1'840.-
		./. Kosten für Betreuung des Kindes (tagsüber)	Fr. 350.-
Total zur Verfügung	Fr. 1'561.50	Total zur Verfügung	Fr. 1'490.-

Quelle: Oswald H., Die finanzielle Situation von verwitweten und geschiedenen Müttern mit Kindern, 1973.

Geschiedene Mütter haben im allgemeinen wohl brutto mehr Mittel zur Verfügung als verwitwete; Unterhaltsbeiträge und Renten an Witwen reichen jedoch oft gerade aus, damit diese keine Erwerbstätigkeit aufnehmen müssen, machen aber doch weniger aus,

als durch eigene Berufstätigkeit verdient werden kann. Die geschiedene Frau muss jedoch für ihre Berufstätigkeit wiederum zahlen, d.h. allenfalls tagsüber die Kinder in Pflege oder in eine teure Privattageschule geben; sie muss zeitsparender aber teurer einkaufen (Nahrungsmittel), so dass ihr letztlich netto wohl weniger oder bei höherem Aufwand höchstens gleichviel Geld bleibt als der Witwe mit Kindern.

Besonders prekär kann die wirtschaftliche Lage der ledigen Mutter werden. Zwar ist nach neuem Kindsrecht der Vater des unehelichen Kindes zur Alimentenzahlung verpflichtet, diese betrifft aber nur den Unterhalt des Kindes und nicht jenen der Mutter. Ledige Mütter sind somit ganz auf den eigenen Erwerb angewiesen und dürften durch ihre Doppelrolle besonders belastet sein. Nach einer Genfer Umfrage (46) gehören 55% der erfassten ledigen Mütter der Arbeiterschicht an; sie sind in Berufen tätig, wo sehr tiefe Frauenlöhne bezahlt werden und besonders harte Arbeitsbedingungen herrschen (Serviertöchter, Hotelangestellte, Verkäuferinnen, Hilfspersonal usw.).

Frauen, die ein Kind gebären, ohne mit dessen Erzeuger verheiratet zu sein, weichen doppelt von der "Normalbiographie" der Frauen ab. Erstens sind sie unverheiratet und zweitens verletzen sie die Norm, dass unverheiratete Frauen keine Kinder gebären. Daraus erklärt sich die noch grössere gesellschaftliche Missbilligung der ausserehelichen Mütter gegenüber den geschiedenen oder verwitweten Frauen mit Kindern, denn diese Frauen haben ihre Kinder immerhin in der "Normalsituation" geboren. Die ausserhalb der Ehe gebärende Mutter wird wegen des Kindes, die geschiedene oder verwitwete Mutter wegen des Zivilstandes diskriminiert.

Für die ausserehelich gebärenden, meist ledigen Frauen ist das ihre soziale und wirtschaftliche Lage verändernde Ereignis die Schwangerschaft. Dieser Umstand ruft die Öffentlichkeit in Gestalt der Vormundschaftsbehörde auf den Plan mit der Pflicht, die Vaterschaft des Kindes abzuklären und der Mutter Hilfe zu leisten. Wurden früher viele aussereheliche Mütter im Verlaufe der Schwangerschaft aus ihrem sozialen und wirtschaftlichen Milieu gerissen und in einem Entbindungsheim placiert (aus Angst vor der Schande für die Eltern, den Arbeitgeber, die Schule usw.), so kann heute vermehrt die Mutter bis zur Geburt in den gewohnten Verhältnissen verbleiben.

Nach der Geburt des Kindes sehen sich die ausserehelichen Mütter vor die Frage gestellt, ob sie selbst für das Kind sorgen oder ob sie es zur Adoption freigeben wollen. In den letzten Jahrzehnten hat sich ein Wandel angebahnt: Immer mehr Müttern wird zugetraut, dass sie für ihr Kind selbst sorgen können, was sich auch im neuen Kindsrecht ausdrückt (vgl. Art. 298 und Art. 309 ZGB). Wenn die aussereheliche Mutter diese "Anfangsschwierigkeiten" bewältigt, die Vormundschaftsbehörde die Vaterschaft geregelt hat, tritt für sie die "Alltagssituation" der Mutterfamilie ein.

Seit 1978 erhält eine mündige aussereheliche Mutter in der Regel die elterliche Gewalt über das Kind. Damit wird sie als Frau ernst genommen. Doch durch die finanzielle und erzieherische Belastung wiegt ihre Elternschaft schwerer als die des ausserehelichen Vaters. Dieser soll etwas beitragen, aber er kann nicht so stark belastet werden, hat er doch noch anderen Verpflichtungen nachzukommen. Die aussereheliche Vaterschaft ist ein Missgeschick, das nicht allzu einschränkende Konsequenzen mit sich zu bringen braucht. Von der ausserehelichen Mutter wird dagegen gefordert, dass sie arbeitet, um sich und ihr Kind durchzubringen.

Für die geschiedene Mutter liegt die schwierige Lebensphase in der Zeit vor der Einleitung des Scheidungsverfahrens, wenn versucht wird, die "Ehe zu retten", vielfach um der Kinder willen. Während des Scheidungsverfahrens sind der Richter und die vormundschaftlichen Behörden für den Schutz der Kinder zuständig. Die Mutter wird also möglicherweise entlastet. Nach vollzogener Scheidung stabilisiert sich die soziale Lage. In ca. 80-85% der Scheidungen werden die Kinder heutzutage der Mutter zugesprochen, was von einer zunehmenden Zahl von Vätern bekämpft wird.

In der Bemessung der Alimente für Kinder und geschiedene Frauen sowie in der Zuteilung der elterlichen Gewalt werden gesellschaftliche Werthaltungen, Normenvorstellungen und Normenkonflikte sichtbar. Grundlegend ist die Vorstellung, die Eltern hätten für die Kinder aufzukommen, der Vater finanziell, die Mutter erzieherisch.

Die geltenden Bestimmungen (Kindsrecht) und die geübte Praxis widerspiegeln eine Entwicklung des Frauenbildes, aber sie blieben innerhalb der traditionellen Rollenvorstellungen. Als ersten Fortschritt, zu Anfang dieses Jahrhunderts realisiert, muss gewertet werden, dass die verwitweten, geschiedenen und ausserehelich gebärenden Frauen nicht mehr entmündigt werden. Der zweite Schritt war, verwitweten Müttern nicht automatisch die elterliche Gewalt zu entziehen. Der dritte besteht darin, Kindern bei Scheidungen mit Vorzug der elterlichen Gewalt der Mutter zu unterstellen, was ungerechterweise dem Vater fast jede Chance nimmt, die Kinder zugesprochen zu erhalten. Die letzten Schritte, sanktioniert durch das neue Adoptions- und Kindsrecht, geben unverheirateten Frauen die Möglichkeit, Kinder zu adoptieren, und lassen ausserehelichen Müttern die elterliche Gewalt für ihre Kinder zukommen. Der Frau wird also zuerkannt, dass sie unabhängig vom Zivilstand Kinder erziehen kann. Dieses bescheidige Können ist aber zugleich ein verpflichtendes Muss, denn im traditionellen Rollenverständnis wird Frausein mit Muttersein gleichgesetzt. Und aus der Vorstellung, dass Muttersein Aufopferung für das Kind einschliesse, wird der Frau auch eine Bewältigung der Doppelaufgabe (Erziehen und Verdienen) zugetraut, wobei gleichzeitig der Vater erzieherisch entlastet wird. Ein weiteres Vorurteil will nämlich, dass ein Mann nicht allein mit (kleinen) Kindern umgehen kann. Das Recht der Frau, unabhängig von ihrem Zivilstand Kinder zu erziehen, wird nicht nur faktisch durch schwierige finanzielle und soziale Umstände eingeschränkt, sondern auch normativ, nämlich durch die "wissenschaftlich erhärtete" Forderung, ein Kind brauche zu seiner gesunden Entwicklung

Vater und Mutter (47). Damit wird suggeriert, alleinerziehende Mütter (und Väter) seien ungenügende Erzieher. Oft haben alleinerziehende Eltern diese Forderung verinnerlicht und beeinträchtigen ihr Wirken durch die Angst, nicht zu genügen. Diese "wissenschaftlich begründete" Norm muss relativiert werden. Sie wurde nämlich aus beobachteten Situationen abgeleitet, die durch das traditionelle Rollenverständnis von Frau und Mann bestimmt waren; mit anderen Worten: aus Situationen, in denen der "männliche" Vater und die "weibliche" Mutter typische Rollenträger waren. Das neue Rollenverständnis und das neue Selbstverständnis von Frau und Mann dürfte diese erzieherische Forderung relativieren, und sowohl Frauen als Männern erleichtern, allein erzieherische Verantwortung für ein Kind zu übernehmen.

27 Zusammenfassung

In den vorangehenden Ausführungen, die alle auf verhältnismäßig wenig repräsentative Umfragen zurückgehen, schimmert überall durch, dass der unverheirateten Frau, sei sie ledig, geschieden oder verwitwet, im sozialen Gefüge kein eigentlich anerkannter Platz zugeordnet ist. Frau und Mann, als Paar zusammen, wenn möglich mit Kindern, sind die Grundeinheit der gesellschaftlichen Struktur. Frauen werden immer noch häufig durch den Mann definiert, werden erst durch die Ehe zu gesellschaftlichen "Personen". Männer sind dabei für den Aussenbereich zuständig, Frauen für die Familie. Aus diesem Grund können sich unverheiratete Männer auch besser durchsetzen - die "männliche" Arbeitswelt steht ihnen trotz fehlender Familie offen. Frauen ohne Familie hingegen werden als unvollständigere Wesen betrachtet, als ständig Suchende und deshalb Unbefriedigte. Alleinstehende bleiben denn auch in einer sozialen Randzone stecken - dies äussert sich ganz klar in der fehlenden Literatur und im beschränkten Zahlenmaterial über Unverheiratete.

Die Wirklichkeit sieht etwas anders aus: viele der unverheirateten Frauen sind zufrieden mit ihrem Status: er bietet ihnen Freiheit, unbelastete Möglichkeiten der beruflichen Erfüllung, Chance zur Selbstverwirklichung. Auch scheint nicht Einsamkeit das prägende Moment Unverheirateter zu sein: ein aus unterschiedlichen affektiven Beziehungen entstandenes soziales Feld kann eine eigene Familie ersetzen. Immerhin braucht es sehr viel Kraft, die negativen sozialen Vorurteile und Verhaltensvorschriften gegenüber unverheirateten Frauen zu überwinden.

Ledige Frauen befinden sich in dieser Hinsicht in einer besseren Lage als Geschiedene und Witwen, die unvermittelt in ein Beziehungsvakuum geraten. Bezeichnenderweise beklagen sich Ledige kaum über Einsamkeit und Isolation. Auch wenn sie allein in einer Wohnung leben oder in Untermiete, so scheinen sie sich ihr Alleinsein recht gut eingerichtet zu haben. Sie sind in den meisten Fällen nur für sich verantwortlich, während Geschiedene und Verwitwete oft auch gleich zu Alleinerziehenden werden.

Neben den Ledigen werden auch Geschiedene als "Normabweichende" eingestuft. Sie haben zwar ein Stück ihres Weges entlang der Norm zurückgelegt, sind jedoch im sozialen Verständnis dabei

gescheitert. Mit der Scheidung tritt auch für sie selbst eine völlig neue Situation ein - ökonomisch wie sozial. Isolation und Identitätskrisen prägen oft die akuten Scheidungsphasen. In 4/5 der ausgesprochenen Scheidungen mit Kindern werden der Frau die Kinder zugesprochen. Zu der Belastung des Alleinseins kommt damit die Belastung der ausschliesslichen Verantwortlichkeit für die Kinder. Trotz Komplizierung des Lebens durch die Scheidung nehmen geschiedene Frauen in grossem Masse eine positive Lebenshaltung ein. Sie stellen die Institution Ehe nicht grundsätzlich in Frage. Längerfristig streben die meisten von ihnen eine neue Paarbeziehung oder Ehe an.

Auch die Verwitwung bringt eine abrupte Veränderung der Lebenssituation mit sich. Beziehungsvakuum, Identitätskrise begleiten deshalb auch die erste Phase des Witwendaseins. Im Gegensatz zur geschiedenen Frau kann jedoch die Witwe auf das Verständnis der Umwelt und auf staatliche Hilfe zählen, muss sich allerdings mehr als Ledige und Geschiedene zwingenderen moralischen Verhaltensnormen in Bezug auf affektive und sexuelle Bedürfnisse unterziehen.

Da den meisten unverheirateten Frauen die Familie als Aktionsfeld verschlossen bleibt, ist für sie das Berufsleben sehr wichtig. Ausbildung, berufliche Stellung, Lohn und Arbeitsbeziehungen sind für ihre persönliche, ökonomische und zum Teil auch soziale Stellung bestimmend. Frauen jeden Zivilstandes leiden unter den diskriminierenden Bedingungen, unter welchen Frauenarbeit oft geleistet wird. Alleinstehende werden dadurch jedoch viel stärker betroffen, weil ihr Lohn nicht ein Zusatz zum Ernährerlohn des Ehemannes ist, wie bei manchen Ehepaaren. Ledige Frauen zeichnen sich vielfach durch einen höheren Ausbildungsgrad aus, sind zwar mit ihrem Beruf zufrieden, vermissen jedoch Aufstiegschancen und glauben, dass sie nicht gerecht entlohnt werden.

Witwen und vor allem Geschiedene werden beim Wiedereinstieg in das Berufsleben mit den bekannten Problemen konfrontiert: nicht mehr aktuelles Berufswissen, ungewohnte Arbeitsatmosphäre und eventuelle Doppelbelastung machen es dieser Gruppe besonders schwer, eine befriedigende berufliche Stellung zu erreichen. Immerhin sind Witwen und Geschiedene häufig nicht ausschliesslich auf das eigene Einkommen angewiesen; vor allem Witwen sind durch AHV-Leistungen und betriebliche Vorsorge ihres Ehemannes zum Teil sogar so gesichert, dass sie nicht auf eigene Erwerbstätigkeit angewiesen sind. Geschiedene hingegen können nicht unbedingt auf die Alimentenzahlungen bauen - nur etwa drei von fünf zu Unterstützungsleistungen verpflichtete Männer zahlen ihre Beiträge regelmässig. Selbst mit Hilfe der staatlichen Alimenteninkassostellen sind die geschiedenen Frauen finanziell immer noch in einer bedeutend verletzlicheren Situation als die Witwen.

Eine wesentlich andere Kategorie mit eigenen Problemen sind die ausserehelichen Mütter. Mutterschaft ohne Trauschein ist besonders normverletzend. Die altersmässige Verschiebung der nicht innerhalb einer Ehe Gebärenden gegen oben könnte darauf hinweisen, dass Frauen vermehrt auf die Ehe, nicht aber auf Kinder verzichten. Der Trend zur Mutterschaft ohne festen Partner und ohne Eheschein

besteht zweifelsohne, umfasst aber sicherlich nur einen verschwindend kleinen Teil der ausserehelichen Mütter. Immer noch sind aussereheliche Mütter vorwiegend in den unteren sozialen Schichten zu finden, wo alternative Lösungen der Mutterschaft und der Ehe nicht gesucht werden, wo auch bei der heutigen Situation des Schwangerschaftsabbruches Geld und Möglichkeiten zu einer Abtreibung fehlen. Noch heute müssen in vielen Gegenden der Schweiz, die noch keine liberale Indiaktionenpraxis haben, Informationen und Möglichkeiten für eine Abtreibung teuer erkaufte werden. Die aussereheliche Mutterschaft bleibt ein persönliches Missgeschick, das - die hohe Heiratsrate ausserehelicher Mütter bestätigt dies - durch die Eheschliessung gutgemacht wird.

Geschiedene und verwitwete Mütter haben ihre Kinder zwar in der "Normalsituation" geboren - ihr neuralgischer Punkt ist deshalb die unvermittelte Doppelbelastung; dazu kommen Probleme mit dem beruflichen Wiedereinstieg. In vielen Fällen werden diese Frauen aus dem Hausfrauenleben gerissen und stehen plötzlich vor einer Berufswelt, die sie nicht kennen. Dort müssen sie sich eine Position schaffen, die sich ihr Exmann während der Ehejahre bereits aufbauen konnte. Die feste Praxis der Zuteilung der Kinder an die Mutter bedeutet für diese oft eine Mehrfachbelastung, während der Vater erzieherisch entlastet wird.

Immerhin haben Frauen seit Beginn des Jahrhunderts sichtlich Rechte in Bezug auf die alleinige Erziehung der Kinder erobert. So werden Mütter jeden Zivilstandes heute als fähig erachtet, ihre Kinder ohne Beistand zu erziehen und die elterliche Gewalt allein auszuüben. Dieses bescheinigte Können beruft sich aber auf ein traditionelles Rollenverständnis, in welchem Frausein mit Muttersein gleichgestellt wird und eine obligatorische Doppelbelastung mit sich bringt.

Die gesamte Situation der unverheirateten Frau ist noch immer durch ein traditionelles Frauenbild, wo Frau mit Ehefrau, Mutter und Hausfrau gleichgeschrieben wird, geprägt. Beruflich müssen unverheiratete Frauen gegen rollenspezifische Vorurteile kämpfen; sie haben geringere Aufstiegschancen als Männer und werden auch schlechter bezahlt. Wie ein roter Faden zieht sich die Logik der "weiblichen Normalbiographie" durch den Arbeitsmarkt, die Sozialversicherung und die steuerrechtlichen Institutionen, die sich alle auf die Einheit "Ehepaar" beziehen.

In ähnlicher Weise spielt sich auch das soziale Leben ab. Unverheiratete Frauen sind etwas weniger integriert, bleiben eher am Rande des gesellschaftlichen Lebens. Der wichtigste Integrationsfaktor ist der Arbeitsplatz, in den unverheiratete Frauen auch mehr als Verheiratete investieren. Das Beziehungsvakuum wird vorwiegend durch Arbeitsbeziehungen kompensiert, die auch gesellschaftliche Anerkennung geniessen.

Mangelnde soziale Anerkennung und Integration, berufliche und wirtschaftliche Diskrimination, und im Ganzen gesehen eine gesellschaftliche Randstellung sind prägende Momente für die Situation unverheirateter Frauen. Vor Augen halten müssen sich aber sowohl Gesellschaft als auch Arbeitgeber und soziale Institutionen,

dass Unverheiratetsein, namentlich bei Frauen, die zweite "Normal-situation" der Biographie ist, und auch entsprechend berücksichtigt werden muss. Unverheiratetsein ist eine Lebensform, die heute für Frauen mit ebenso hoher Wahrscheinlichkeit eintritt wie Verheiratetsein.

3. Alter

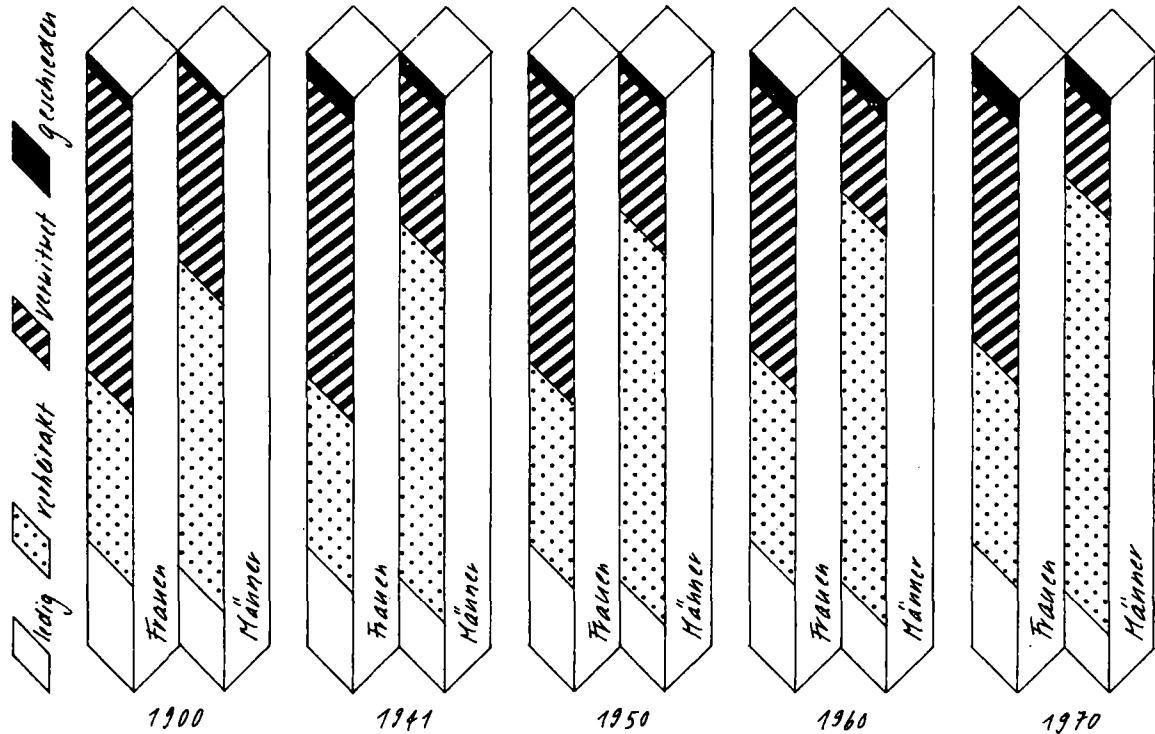
31 Einführung

Die Unterschiede zwischen dem Lebenslauf des Mannes und der Frau finden mit dem Ende der Mutterrolle bzw. dem Auszug der Kinder oder der Pensionierung des Mannes keineswegs ein Ende. Sie setzen sich - in modifizierter Form und als Folge der unterschiedlichen Lebenserfahrung - auch im Alter fort. Gerade diese Lebensphase ist für die Frauen auch in der Schweiz von zunehmender Bedeutung: Einmal werden Frauen älter als Männer, zum andern nimmt der Anteil der älteren Menschen in der Bevölkerung (und damit die absolute Zahl alter Frauen) ständig zu.

Seit 1860 hat sich die Zahl der über 65-Jährigen mehr als versechsfacht, während sich die Bevölkerung nur um das 2½-fache vergrösserte, und die Zunahme verläuft in den letzten Jahren immer schneller. Am 1.1.1980 betrug die Zahl der über 65-jährigen Frauen 521'900 (=16,1% der weiblichen Gesamtbevölkerung), jene der über 65-jährigen Männer 349'400 (= 11,4% der männlichen Gesamtbevölkerung). Auf drei ältere Frauen kamen also nur zwei Männer; dieses Geschlechtsverhältnis hat sich in den letzten Jahrzehnten immer stärker zugunsten der Frauen verschoben.

Grafik 17:

Die über 65jährige Wohnbevölkerung nach Geschlecht und Zivilstand, 1900-1970



Quelle: ESTA, QW 474, 1972, Tab. 4.32.

Das Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern akzentuiert sich mit zunehmendem Alter. Besonders deutlich zeigt es sich bei den 80-Jährigen und älteren Personen: 1980 gab es in dieser Gruppe doppelt soviele Frauen wie Männer.

Tabelle 26:
Geschlechtsverhältnis der über 65-jährigen Bevölkerung

Jahr	Auf 1'000 gleichaltrige Männer entfallen...Frauen		
	65 und älter	65 - 79	80 und älter
1950	1'336	1'298	1'650
1960	1'404	1'362	1'673
1970	1'465	1'408	1'828
1980	1'494	1'390	2'091

Quelle: Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1980.

311 Lebenserwartung

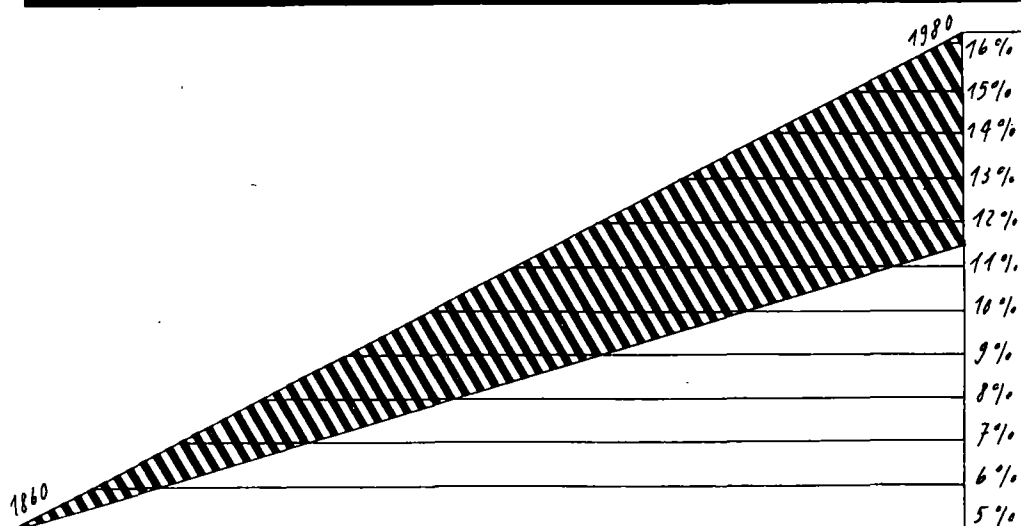
Die Ursache für das Uebergewicht der Frauen in der älteren Bevölkerung liegt in der unterschiedlichen Entwicklung der weiblichen und männlichen Lebenserwartung. Die mittlere Lebenserwartung der neugeborenen Mädchen hat sich seit Ende des 19. Jahrhunderts um 30 Jahre; jene der neugeborenen Knaben um 26 Jahre verlängert. Erreichten sie das 65 Altersjahr, so konnten 1977 Frauen mit einer Lebenserwartung von 17,7 Jahren und Männer mit einer solchen von 14,1 Jahren rechnen. Wenn es stimmen sollte, dass die kürzere Lebenserwartung der Männer mit dem beruflichen Stress und dem der Umweltverschmutzung Ausgesetztsein zusammenhängt, dann dürfte sich die Lebenserwartung der ehemals berufstätigen Frauen in den nächsten Jahren reduzieren, sofern Arbeitsorganisation, Arbeitszeiten, Arbeits- und Umweltsbedingungen nicht verbessert werden (1).

Auch die schnelle Zunahme des Alkohol- und Tabakkonsums von Frauen, der sich den Werten für die Männer nähert, dürfte zu einer Reduktion der Differenzen in der Lebenserwartung beitragen. Für das Jahr 2000 wird denn bisweilen auch ein Rückgang des Frauenüberschusses angenommen, so dass dann auf 7 Männer über 65 Jahre etwa 10 Frauen entfallen werden (2). Es gibt allerdings auch Prognosen, wonach sich die Lebenserwartung von Frauen und Männern eher weiter auseinanderentwickeln wird (3).

Als Folge der gestiegenen Lebenserwartungen hat die Ehedauer zugenommen. Immer mehr Männer und Frauen leben eine länger währende Zeit als Verheiratete zusammen. Der Zeitpunkt der Verwitwung ist in ein immer höheres Lebensalter verschoben. Sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen haben deshalb die Anteile der Verheirateten unter den über 65-Jährigen zugenommen, jene der Verwitweten abgenommen. Die Ledigenanteile, also die Quote der nie heiratenden Frauen oder Männer, sind seit dem 2. Weltkrieg praktisch konstant geblieben. Andererseits haben jedoch die Anteile der Geschiedenen seit 1950 zugenommen.

Grafik 18:

Anteile der über 65jährigen Männer und Frauen an der männlichen, bzw. weiblichen Gesamtbevölkerung 1860-1980



Quellen: ESTA, QW 479, 1972, Tab. 4.32 (Volkszählungen); Statistische Jahrbücher der Schweiz 1971-1980, Tab.: Fortschreibung der Wohnbevölkerung nach Altersgruppen per 1. Januar.

312 Wohnformen

Diese Verschiebungen haben aber an der Tatsache nichts geändert, dass die Frauen über 65 Jahren mit einer sehr viel grösseren Wahrscheinlichkeit alleinstehend (also ledig, verwitwet oder geschieden) sind als die entsprechende Alterskategorie der Männer. Dies ist auf ihre höhere Lebenserwartung, das durchschnittlich höhere Heiratsalter der Männer sowie darauf zurückzuführen, dass die Wiederverheiratungschancen verwitweter oder geschiedener Frauen schlechter sind als jene der entsprechenden Männer.

Die unterschiedliche Zivilstandsverteilung bei älteren Männern und Frauen, die grössere Wahrscheinlichkeit für die Frauen, "allein" zu sein, drückt sich auch in den statistischen Angaben über die Haushaltzusammensetzung und die Wohnformen aus. Für das

Jahr 1970 galt: Nur knapp die Hälfte der alten Frauen, aber gut $\frac{3}{4}$ der alten Männer, leben in einer "Familienhaushaltung", d.h. zusammen mit dem Ehepartner und/oder Sohn und Tochter oder zusammen mit dem Ehepartner und anderen Verwandten. $\frac{1}{6}$ der Männer, aber über $\frac{2}{5}$ der Frauen über 65 Jahren lebten in sogenannten "Nicht-Familienhaushalten", d.h. allein oder zusammen mit Verwandten oder fremden Personen. Aber auch wenn man sich auf die verwitweten, geschiedenen und ledigen älteren Personen beschränkt, waren die Frauen (entgegen einem verbreiteten Vorurteil) häufiger als Männer in Nicht-Familienhaushalten zu finden und überdies eher denn Männer als Alleinwohnende. 3 von 10 Frauen über 65 Jahren (d.h. ca. 128'000) lebten 1970 allein, bei den Männern war es nur jeder Zehnte (30'567). In Kollektivhaushaltungen (Heimen, religiösen Gemeinschaften, usw.) waren 1979 acht von 100 über 65-jährigen Frauen, aber nur 5,5 von 100 Männern zu finden(4).

32 Altern als soziales Phänomen

Nicht nur die höhere Lebenserwartung und die damit verknüpfte grössere Wahrscheinlichkeit, "allein" zu leben, bestimmen, wie Frauen im Alter leben. Die Sozialwissenschaften und auch die Altersmedizin stimmen heute darin überein, dass das Altern nicht nur ein biologisches, sondern in gleichem Masse auch ein soziologisches Phänomen ist. Altern wird weitgehend durch Aktivität, Gewohnheit, Anpassung und Sicherheit bestimmt, die der ältere Mensch aus seinem privaten und beruflichen Leben von seiner Bildung mitbringt. Dies bedeutet, dass die gravierenden Unterschiede zwischen Männern und Frauen in Ausbildung und Berufstätigkeit sich auch und gerade im Alter stark auswirken. Diese Spätfolgen der Rollentrennung zeigen sich nicht nur in der unterschiedlichen wirtschaftlichen Lage der älteren Männer und Frauen, sondern erstrecken sich bis hin zur körperlichen Leistungsfähigkeit.

321 Berufliche Aktivitäten

Die ohnehin niedrige Erwerbsquote der Frauen sinkt in den ersten Jahren nach der Pensionierung etwas weniger schnell ab als jene der Männer nach 65, dies oft aus sozialem und wirtschaftlichem Zwang. Trotzdem ist im Alter nur noch ein verschwindend geringer Prozentsatz der Frauen berufstätig, während es bei den Männern auch mit 69 Jahren noch fast 40% sind (1970).

Grafik 19:

Erwerbsquote nach Alter und Geschlecht, 1960 und 1970 in %



Interessant ist die deutliche Abnahme der Erwerbstätigkeit zwischen 1960 bis 1970. Damit kommt nicht nur der Ausbau der Altersvorsorge zum Ausdruck, sondern auch der Rückgang der Zahl Selbständigerwerbender, die zu einem weit grösseren Prozentsatz bis ins hohe Alter erwerbstätig bleiben. Unterschiede in der Berufsaktivität von Männern und Frauen im Rentenalter fand auch Schatz in einer repräsentativen Untersuchung in St. Gallen (5): während von den Männern noch 18% voll und weitere 18% in der Form von Teilzeitarbeit erwerbstätig waren, betragen bei den Frauen die entsprechenden Werte 5,5% und 7,5%. In der Steffisburger Untersuchung wird die längere Berufsausübung der Männer auf deren höheren Bildungsstand und die Tatsache zurückgeführt, dass mehr Männer in qualifizierteren Berufen zu finden sind als Frauen, und gerade in diesen Berufen eine über das Pensionierungsalter hinausgehende Aktivität möglich ist und gewünscht wird. Ganz allgemein gilt: "Je höher die Bildungsschicht, umso leistungsfähiger, aktiver, unternehmungslustiger und weiterbildungsbeflissener sind die Befragten" (6).

322 Wirtschaftliche Situation

Die geringe Berufstätigkeit der älteren Frauen lässt vor allem für die Alleinstehenden unter ihnen eine relativ prekäre wirtschaftliche Lage vermuten. Schon Schatz hielt in der erwähnten St. Galler Studie das Problem der ungenügenden wirtschaftlichen Altersvorsorge für ein eigentliches Frauenproblem, das in erster Linie ledige Frauen mit geringer Berufsausbildung und -praxis betrifft: "Viele von ihnen haben während Jahren bei den

Eltern gelebt und durch den zeitlichen und finanziellen Pflegeaufwand für ihre Eltern der eigenen wirtschaftlichen Altersvorsorge zu wenig Beachtung geschenkt. Während ihre verheirateten Geschwister eine Familie und eine sichere Altersversorgung aufbauten, wurden den ledigen Töchtern die Aufgabe der Elternbetreuung zugewiesen (7). Aber auch wenn man diese spezifische Tochter-Situation ausklammert, erweisen sich die älteren Frauen als deutlich schlechtergestellt. Die Studie über die wirtschaftliche Lage der Rentner in der Schweiz, in der allerdings die Ehefrauen als Nicht-Steuersubjekte nur indirekt berücksichtigt werden, macht dies deutlich. Ledige Rentner, unter denen die Frauen überproportional vertreten sind, beziehen im Durchschnitt nur die Hälfte des Einkommens der verheirateten. Unter den 3,1% Rentnern, die ausschliesslich von der AHV leben, sind zum überwiegenden Teil verwitwete Frauen, deren Männer Hilfsarbeiter und Handwerker waren. Auch in bezug auf das Vermögen sind die Alleinstehenden wesentlich schlechter gestellt als die Verheirateten, wobei die Verwitweten deutlich vor den Ledigen und diese wiederum vor den Geschiedenen rangieren. Interessant ist, dass bei der Gesamtheit der Steuerpflichtigen die Durchschnittsvermögen der Verwitweten über denen der Verheirateten liegen, bei den Rentnern hingegen die Vermögen der Verheirateten jene der Verwitweten übersteigen. Man kann daran die Vermutung knüpfen, dass es beim Tod des einen Gatten häufig zu sichtbaren und unsichtbaren Vermögensübertragungen kommt. Die Frauen wären davon insofern betroffen, als ja die Witwen im Verhältnis 4:1 zahlreicher sind als Witwer.

Abgesehen von diesen Unterschieden nach Zivilstand ist das Durchschnittsvermögen der Männer um 39,5% höher als jenes der Frauen. Es erstaunt unter diesen Umständen nicht, dass die Studie unter den 4,5% wirtschaftlich bedrängten Rentnern vor allem alleinstehende Frauen meist höheren Alters in kleineren Städten und auf dem Land registriert. Dass es dabei nicht nur um das Problem der Renten geht, zeigt die Tatsache, dass auch unter jenen Rentnern, die Anrecht auf Ergänzungsleistungen haben, aber keine beziehen, ledige und verwitwete Frauen überproportional vertreten sind. Auf der anderen Seite führt das auf Ehepaare zugeschnittene System dazu, dass der Mann jeder dritten Ehefrau, die ins Rentenalter kommt, noch unter 65 Jahren alt und voll erwerbstätig ist; diese Frauen beziehen während durchschnittlich 4,7 Jahren eine Einzelrente, wovon nur ein geringer Teil, nämlich 13% zur Deckung von Lebenshaltungskosten dienen, der Rest jedoch gespart werden kann.

Unverheiratete Frauen sind somit in allen Fällen die Verlierer. "Die Einkommensverteilung (der Rentnerinnen) bestätigt die international gemachte Erfahrung, dass vor allem Alleinstehende zu den wirtschaftlich bedrängten Rentnern gehören. Im Gegensatz zum Ausland sind in der Schweiz jedoch nicht die Witwen die Teilgruppe mit den geringsten finanziellen Ressourcen, sondern mit Abstand die Ledigen" (8). Dies geht sehr klar aus der folgenden Tabelle hervor.

Tabelle 27:

Rentner nach Einkommensgruppen, Geschlecht, Lebensform und Zivilstand (in %)

Einkommensgruppen	Rentner insgesamt	Allein- stehende Rentner insg.	Allein- stehende Rentnerinnen	Ledige Rentnerinnen
Kleinststeinkommen (bis Fr. 6'000.-)	0,7	1,1	1,2	2,2
Kleineinkommen (6'000.-/12'000.-)	17,5	32,2	33,7	40,7
Mittlere Einkommen (12'000.-/24'000.-)	40,3	44,4	44,2	35,0
Hohe Einkommen (24'000.-/36'000.-)	20,8	13,7	13,7	16,4
Sehr hohe Einkommen (mehr als 36'000.-)	20,7	8,6	7,2	5,7
Total	100,0	100,0	100,0	100,0
Durchschnitt 1976 Fr.	29'376.-	20'580.-	19'296.-	17'209.-

Quelle: 'Der Bund', 22.3.1980, 2.

40% der ledigen Rentnerinnen beziehen ein Kleineinkommen von weniger als 1'000 Franken im Monat und über 2% gar ein Kleinst- einkommen von weniger als 500 Franken. Das durchschnittliche Jahreseinkommen der unverheirateten Frauen liegt somit um 10'000 Franken bzw. 12'000 Franken tiefer als das durchschnittliche Ge- samteinkommen aller Rentner.

Frauen beziehen eher Ergänzungsleistungen als Männer: 1974 waren in Steffisburg (BE) von den Befragten, die eine Ergänzungs- leistung erhielten, mehr als 90% alleinstehend und davon mehr als 90% - in der Regel - ältere d.h. über 80-jährige Frauen (9).

Dass die finanzielle Lage der alten Frauen schlechter ist als die der Männer und dass die Frauen verschiedener Zivilstände finanziell unterschiedlich gestellt sind, hängt mit folgendem zusammen:

Für alle Frauen, die auf ihr eigenes Einkommen angewiesen sind, macht sich sowohl für die Berechnung der AHV/IV als auch für die berufliche Vorsorge bemerkbar, dass Frauen- löhne (früher mehr noch als heute) niedriger sind als die der Männer.

Für die Witwe verschlechtert sich häufig die finanzielle Lage insofern, als Leistungen der beruflichen Vorsorge, an denen der Ehemann mit Beiträgen beteiligt war, gekürzt oder eingestellt werden.

Die geschiedene Frau kommt nur unter bestimmten Voraus- setzungen in den Genuss einer besseren - aufgrund des Ein- kommens des Ehemannes berechneten - Altersrente. Hinsicht- lich der betrieblichen und der privaten Vorsorge teilt sie die Schwierigkeiten der ledigen Frau.

Ledige Frauen haben - im Gegensatz zu der geschiedenen, verwitweten und verheirateten Frau - überhaupt keine Mög- lichkeiten, sich ihre Altersvorsorge aufgrund von anderen als eigenen Leistungen aufzubauen.

Grundsätzlich hängen alle diese spezifischen Frauenprobleme der Alterssicherung und der ökonomischen Situation im Alter damit

zusammen, dass die AHV vom Familienmodell des Zivilgesetzbuches geprägt ist, das dem Mann die Ernährerrolle, der Frau die Besorgung des Haushaltes zuschreibt. Die Beiträge des Mannes verwandeln sich zu gegebener Zeit in eine Ehepaarrente (150%), welche auch die Ansprüche der Frau, die keine oder nur sehr geringe Beiträge entrichtet hat, decken soll. Um die tatsächlichen Mehrkosten des Zwei-Personenhaushaltes zu decken, müsste das Verhältnis Einzelrente: Ehepaarrente 1:1,7 betragen (10).

33 Gesundheitszustand

Bildungsstand, Berufstätigkeit und wirtschaftliche Lage bestimmen wesentlich auch den körperlichen Prozess des Alterns. In der erwähnten Steffisburger Untersuchung zeigt sich, dass "die Frauen im Durchschnitt längeres Ueberleben mit beträchtlichen körperlichen Einbussen erkaufen müssen" (11). Auch in der St. Galler Studie nannten die Frauen etwas mehr Beeinträchtigungen und gaben häufiger ärztliche Betreuung an als die Männer (12). Diese gesundheitliche Benachteiligung der (älteren) Frauen wird durch einen im Vergleich zu den Männern erschwerten Zugang zur Pflege verschärft. In der zuletzt erwähnten Studie zeigte sich, dass von reziproken Pflichten der Gatten im Alter keine Rede sein kann. Nur in 15% der Fälle, in denen die Gattin gepflegt werden muss, übernimmt der Ehemann diese Aufgabe - umgekehrt, wenn der Gatte der Pflege bedarf, tut dies in 50% der Fälle seine Frau. Ledige wurden nach der gleichen Untersuchung vor allem von professionellen Instanzen (Heimen, Spitälern, Hauspflegen) betreut und auch bei den Verwitweten, wo der Hauptteil der Pflege auf Kinder und Schwiegerkinder entfällt, kam noch doppelt so oft wie bei den Verheirateten die professionelle Pflege zum Zug. Bedenkt man, dass in diesen Zivilstandskategorien die Frauen im Alter stark übervertreten sind, und stellt man ihre längere Lebenserwartung in Rechnung, ergibt sich eine ganz einseitige Verteilung der Kosten des Alters. Die Männer, deren Gesundheitszustand im Durchschnitt besser ist als jener der Frauen, können im Krankheits- oder Invaliditätsfall mit einer Betreuung durch die eigene Frau, mindestens aber im familiären Rahmen rechnen; für die Frauen hingegen ist die Wahrscheinlichkeit gross, während längerer Zeit die Hilfe berufsmässiger Betreuungsinstanzen in Anspruch nehmen zu müssen - und dies im Durchschnitt mit wesentlich geringerem finanziellem Rückhalt als er den Männern zur Verfügung steht. Unter diesen Umständen ist kaum verwunderlich, wenn die Frauen in zahlreichen Untersuchungen zum Alter eher negative oder ambivalente Einstellungen zum Leben äussern (13) und ihre allgemeine Zufriedenheit geringer ist (14).

34 Zusammenfassung

Altwerden ist ein komplexer, multideterminierter (15) und mehrdimensionaler Prozess (16), der nicht stark mit dem chronologischen Lebensalter verbunden ist. Biologische, physische, psychische, soziale, finanzielle, ökologische, kulturelle und epochale sowie individuelle biographische Faktoren prägen das Aelterwerden von Männern und Frauen in je spezifischer Weise. Doch so wenig es für Männer und Frauen ein identisches Aelterwerden gibt, so wenig gibt es "die" alte Frau (17). Die alte Frau

wird als alt, kaum aber als Frau wahrgenommen. Ausserdem ist das Bild der alten Frau vorwiegend negativ stereotypisiert. Schulbücher, Märchen, Dichtung, Werbung, und Massenmedien geben dieses Stereotyp weiter (18).

Eine Frau ist alt, wenn sie nicht mehr gebären kann, oder, etwas verbrämter, wenn ihre Kinder sie nicht mehr unmittelbar nötig haben. So wird bezeichnenderweise bereits von der 40-50-Jährigen als alternder oder älterer Frau gesprochen, während dies erst für Mütter von 60-65 Jahren gilt (19). Ein weiteres Merkmal des Altwerdens ist der Verlust vieler übriger Eigenschaften, die von der Frau erwartet werden: Jugendlichkeit, Schönheit, Frische, - genau der Attraktivität, die auch im Berufsleben den Erfolg einer Frau immer noch massgebend bestimmt.

Die weiteren Stationen der weiblichen "Normalbiographie" (Menopause, Uebernahme der Grossmutterrolle, Pensionierung des Gatten, Tod des Gatten, ev. Wohnungswechsel) haben weniger Beachtung gefunden als die mit der Mutterrolle verknüpften Familienphasen. Wahrscheinlich ist diese "Nachkinderphase" als historisch neuere Erscheinung gesellschaftlich auch weniger normiert. Die einzelnen Uebergänge vollziehen sich unter Ausschluss der Öffentlichkeit und werden als individuelles Schicksal erlebt. So ist beispielsweise der Empfang der AHV mit 62 Jahren nicht wie beim Mann an ein äusseres, teilweise ritualisiertes Ereignis wie die Pensionierung geknüpft. Häufig wird das Aufgeben der aktiven Mutterrolle mit der Pensionierung des Ehegatten verglichen oder gar gleichgesetzt. Doch der Vergleich hinkt. Die Pensionierung der Frau als Mutter ereignet sich wesentlich früher als die Pensionierung des Mannes als Berufstätigem. Die Frau tritt in immer früherem Lebensalter aus ihrer Mutterrolle aus, da jünger geheiratet wird, weniger Kinder in rascherer Folge zur Welt kommen und diese Kinder jünger von zu Hause wegziehen. Es verbleiben dann der Frau noch etwa 15 bis 20 "kinderlose" Ehejahre bis zum AHV-Alter.

Die Aufgabe der Mutterrolle fällt heute mit dem Beginn des Klimakteriums (etwa zwischen dem 45. und 55. Altersjahr) zusammen oder kommt ihm sogar zuvor. Sie leitet eine als kritisch bekannte Phase des Frauenlebens ein. Wie das Klimakterium erlebt und bewältigt wird, hängt nicht so sehr vom körperlichen Geschehen ab, sondern von den sozialen Umständen, der aktuellen und der früheren Lebenssituation (20). Soziale Faktoren (Schichtzugehörigkeit und Biographiephase) (21) und Stress (22) haben grossen Einfluss auf die klimakterischen Beschwerden und auf das subjektive Wohlbefinden.

Der "Pensionierung als Mutter" folgt die Pensionierung der am Berufsleben des Ehemannes teilnehmenden Gattin. Die Berufsaufgabe des Mannes zwingt auch seine Gattin zur Neuorientierung im persönlichen Bereich, wie auch in den Lebens- und Arbeitsgewohnheiten. Infolge der gestiegenen Lebenserwartung für Mann und Frau kann diese Phase des ehelichen Zusammenlebens noch gut ein bis zwei Jahrzehnte dauern.

Die plötzliche Angleichung der Lebenssituationen von Mann und Frau, bei der Konzentration auf den häuslich-familiären Bereich ist nicht selten mit einer gewissen Dominanz der älteren

Frau über den Mann verbunden. Gerade der Bezug der Altersrente, welche die Frau ohne weitere Begründung zur Hälfte für sich beanspruchen kann, schafft in vielen Fällen die lange nicht mehr gekannte, über das Finanzielle hinausgehende Unabhängigkeit, die zu Konflikten mit dem Mann führen kann.

Wie schon erwähnt, werden Frauen in höherem Alter früher zur Witwe. Die Verwitwung bedeutet neben dem Verlust eines Partners meist auch einen Verlust an Prestige, an Einkommen, an sozialen Kontakten. Häufig folgt der Verwitwung die Wohnungsaufgabe und der Einzug in ein Heim oder in die Familie eines Kindes. Daneben kann der Verlust eines Partners - besonders auch wenn er lange pflegebedürftig war - auch eine Befreiung, eine Entlastung bedeuten.

Eine Umfrage als Ergänzung

1 Einleitung

Im Rahmen der seit einiger Zeit durchgeführten VOX-Analysen von eidgenössischen Abstimmungen, erhielt die Eidg. Kommission für Frauenfragen Gelegenheit, einige Zusatzfragen zu stellen. Gemeinsam mit dem Forschungszentrum für schweizerische Politik der Universität Bern und dem Bundesamt für Statistik (BFS) erarbeitete sie einen Fragebogen. Die Standardauswertung durch das Forschungszentrum für schweizerische Politik zeigte Unterschiede im Abstimmungsverhalten und in den Einstellungen je nach Geschlecht, Alter, Parteisympathie, Bildungsniveau, Sprachgruppenzugehörigkeit, Siedlungsart, Erwerbstätigkeit und Zivilstand(1). Das BFS übernahm die Aufgabe, die Ergebnisse vor allem im Hinblick auf Unterschiede zwischen den Geschlechtern vertieft zu analysieren.

2 Problemstellung

Die Diskussion um die Gleichberechtigung der Geschlechter bewegt sich zwischen zwei Polen:

die "konservative" Argumentation führt geschlechtsspezifische Verhaltensunterschiede auf natürliche Faktoren zurück und will diese bewahren;

die "progressive" Argumentation dagegen verneint prinzipiell naturbedingte geschlechtsspezifische Verhaltensdispositionen und will die als Diskriminierung empfundene soziale Situation der Frau verändern.

Seit Jahrzehnten ist auch in der Schweiz eine Diskussion um die Gleichberechtigung im Gange. Insbesondere in den vergangenen Jahren hat sich die soziale Stellung der Frau merkbar verbessert, namentlich im Bereich der politischen Rechte, in der Bildung und im familiären Bereich. Zu dieser Entwicklung gehört auch die Abstimmung über "Gleiche Rechte für Mann und Frau".

Der Urnengang bot Gelegenheit, die Einstellung der Bevölkerung zu Fragen der Gleichberechtigung vertieft zu analysieren. Uns

interessierte,

welche Einstellungsunterschiede zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen, vor allem zwischen Mann und Frau und innerhalb der Geschlechter, vorhanden sind;

in welchen Lebensbereichen sich die Problematik der Emanzipation vorwiegend stellt und

welche Zusammenhänge zwischen geäußerten Meinungen und dem konkreten Verhalten bestehen.

3 Vorgehen

Das Problem der Gleichberechtigung der Geschlechter stellt sich in verschiedenen Lebensbereichen: in der Familie, im Beruf, in der Ausbildung, in der Freizeit und in der Politik und im öffentlichen Leben. Um die Einstellung der Bevölkerung zur Emanzipation in diesen verschiedenen Bereichen zu erfassen, wurde den Befragten ein ausgewogenes Verhältnis von progressiven und konservativen Meinungen vorgelegt, die zu befürworten oder abzulehnen waren(2). Da die Fragen nicht vorgetestet werden konnten, wurden einzelne Meinungen eher hart, andere eher weich formuliert(3).

Verhaltensfragen betrafen die Erwerbstätigkeit der (verheirateten) Frau, die familiäre Autoritätsstruktur sowie die Mithilfe des Mannes bei der Kindererziehung und im Haushalt.

Routinemässig im Rahmen der VOX-Erhebungen erfasste sowie ergänzend eingebaute sozio-ökonomische Variablen erlaubten eine Aufschlüsselung der Befragten nach Geschlecht, Alter, Familientyp, Erwerbstätigkeit etc. Alle Auswertungen wurden nach Geschlechtern getrennt durchgeführt und altersspezifische Verzerrungen (z.B. bei der Erwerbstätigkeit) wurden eliminiert.

Die Auswertungsmöglichkeiten und die Aussagekraft der Ergebnisse sind begrenzt durch die relativ kleine Stichprobe (684 Personen). Da die Fragen nicht vorgetestet werden konnten, erwiesen sich einzelne als eher ungeeignet und führten zu keinen erwähnenswerten Ergebnissen. Die bekannte Tatsache, dass Befragte sich einer erwarteten öffentlichen Meinung anpassen, dürfte die Antworten beeinflussen haben. Je weniger man direkt betroffen ist, desto eher passt man die Meinung an.

Die nachfolgend aufgeführten Ergebnisse sind daher, auch wenn sie sich auf ein Signifikanzniveau von mindestens 5% abstützen (4), eher als verstärkte Annahmen denn als fundierte Erkenntnisse zu verstehen.

4 Ergebnisse

41 Allgemeines

Die eidgenössische Abstimmungsvorlage "Gleiche Rechte für Mann und Frau" vom 14. Juni 1981 wurde, bei einer Stimmbeteiligung von 34%, mit 60% ja zu 40% nein angenommen. Deutlich stärker als die Männer haben die Frauen die Vorlage befürwortet. Bei den meisten Meinungsfragen dagegen sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede gering oder gar nicht vorhanden. Eine Ausnahme bilden die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau und die damit zusammenhängenden Fragen einer flexiblen Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau. Hier gehen die Meinungen der beiden Geschlechter deutlich auseinander, wobei Frauen sich verstärkt für die Erwerbstätigkeit und die flexible Rollenaufteilung aussprechen.

Schlüsselt man die geschlechtsspezifischen Unterschiede weiter auf, so treten immer wieder deutlich situationsspezifische persönliche Interessen hervor. Die recht heterogene Zusammensetzung der Gruppe der Frauen (z.B. Hausfrauen, erwerbstätige ledige Frauen, erwerbstätige verheiratete Frauen, Mütter mit Kindern unterschiedlichen Alters) zeigt sich auch in starken Unterschieden bei der Einstellung zur Gleichberechtigung.

Bei beiden Geschlechtern gibt sich die jüngere Generation (20-39 J.) in Fragen der Gleichberechtigung aufgeschlossener als die mittlere (40-59 J.) und ältere Generation (über 60 Jahre)(5).

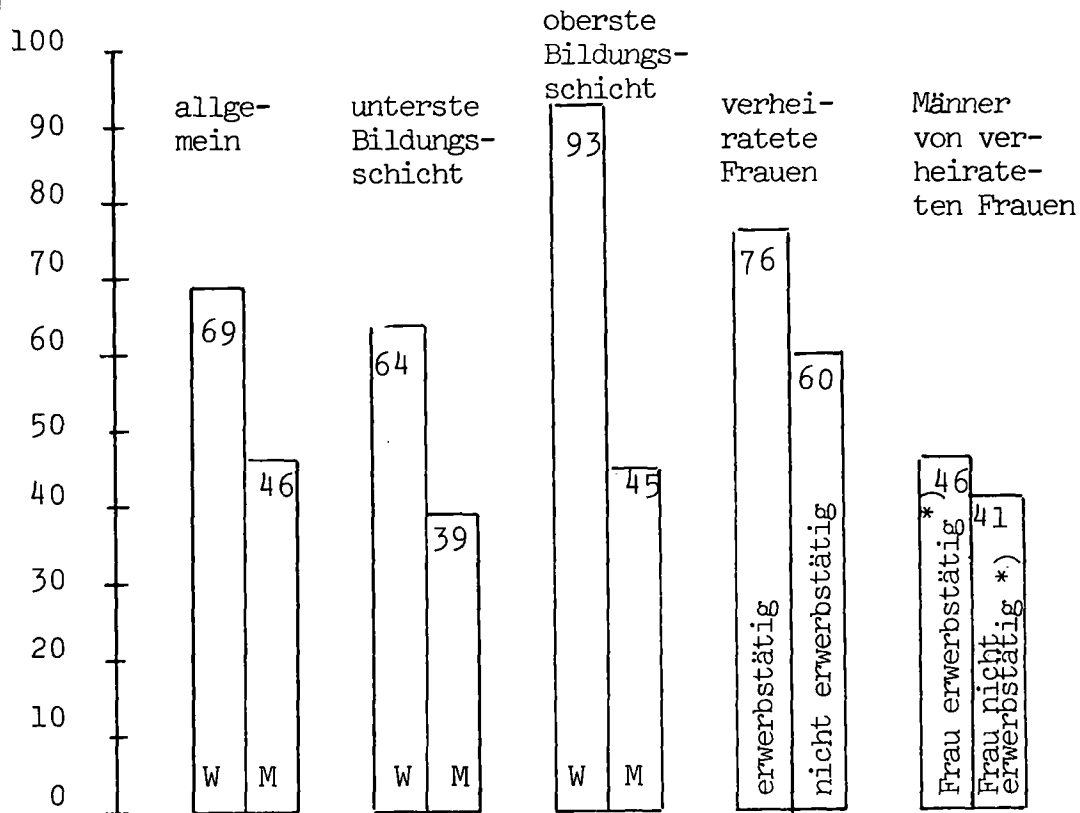
42 Zum Berufsbereich

Frauen befürworten die Aussagen "Jede Frau soll ungehindert von ihrem Mann entscheiden können, ob sie berufstätig sein will"; "Sollte Müttern ermöglicht werden, eine Berufstätigkeit auszuüben?" stärker als die Männer.

Bei beiden Geschlechtern zeigt sich folgende Tendenz: Je höher die Bildung, desto eher befürwortet man diese Aussagen. Ein Ergebnis fällt besonders auf: der grosse geschlechtsspezifische Unterschied bei der untersten und bei der obersten Bildungsschicht. (siehe Darstellung).

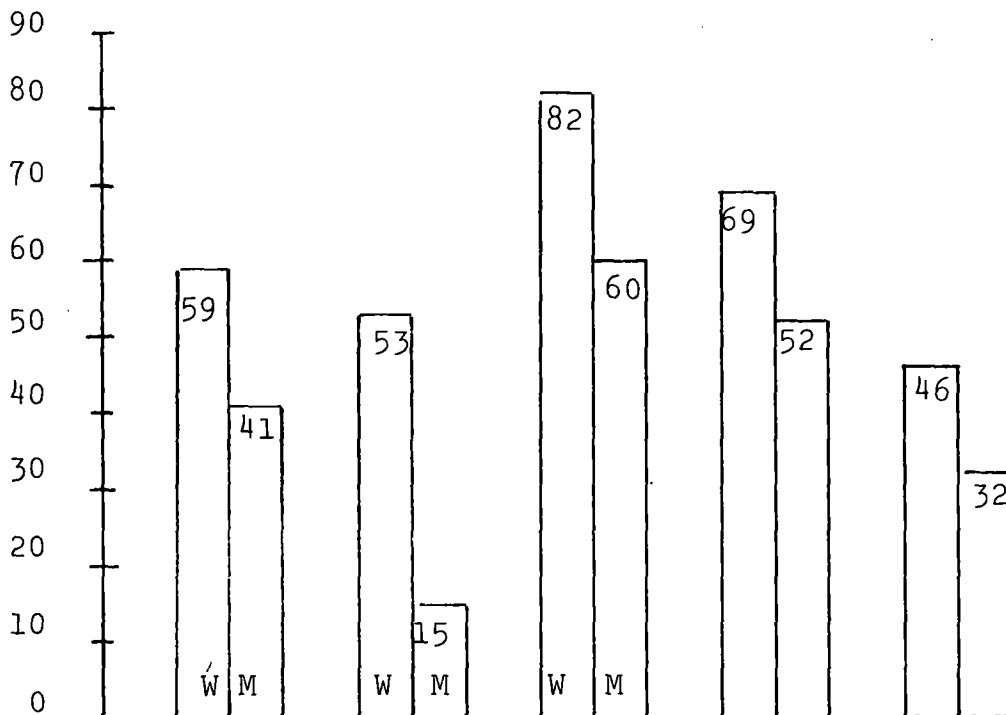
Einstellungen zur Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau

a) Jede Frau soll ungehindert von ihrem Mann entscheiden können, ob sie berufstätig sein will



*) Unterschied nicht signifikant

b) Sollte Müttern ermöglicht werden, eine Berufstätigkeit auszuüben?



Stark halten Männer der untersten Bildungsschicht am traditionellen Rollenbild fest. Frauen mit derselben Schulbildung zeigen sich gegenüber Aenderungswünschen viel aufgeschlossener. Bei der obersten Bildungsschicht - während langer Zeit vorwiegend ein Männerprivileg - setzen sich Frauen sehr stark für die Gleichberechtigung im beruflichen Bereich ein, während ihre männlichen Kollegen eine eher reservierte Haltung zeigen.

Deutliche Einstellungsunterschiede zur Berufstätigkeit bestehen zwischen erwerbstätigen und nicht erwerbstätigen verheirateten Frauen. Erstere wollen ungehindert über ihre berufliche Tätigkeit entscheiden und auch Müttern eher eine solche ermöglichen. Zudem sehen sie Frauen eher als Vorgesetzte. Besonders starke Zustimmung findet bei erwerbstätigen verheirateten Frauen die Aussage:

"Die Berufstätigkeit der Mutter bringt oft eine Bereicherung ihres Alltags, von der sie persönlich und das familiäre Klima profitieren."

Dagegen schätzt man den negativen Einfluss der Erwerbstätigkeit auf die Kinder geringer ein und ist für eine flexiblere Rollen- teilung. Erwerbstätige verheiratete Frauen befürworten weniger stark die Forderung, in wirtschaftlichen Krisenzeiten sollten sie keine Doppelverdienerinnen sein; die beruflichen Anliegen der erwerbs- tätigen Mütter sehen sie durch die Gewerkschaften schlechter ver- treten als die nicht berufstätigen Frauen.

Schwächer als beim weiblichen Geschlecht sind die Einstel- lungsunterschiede zwischen Männern von erwerbstätigen und nicht erwerbstätigen Frauen. Eindeutig stärker beurteilen Männer von er- werbstätigen Frauen die oben zitierte Bereicherung des Alltags und sehen auch den Nachteil für die Kinder etwas geringer. Die meisten anderen erwähnten Unterschiede sind auch bei den Männern vorhanden, jedoch schwächer und nicht mehr signifikant.

Nur mit Vorbehalten auswertbar war die Frage, wieviel man arbeiten möchte, wenn man wählen könnte. Vor allem Frauen, aber auch ein kleinerer Teil der Männer, möchten weniger ganztags und vermehrt teilzeitbeschäftigt sein. Auch pensionierte Frauen und Männer hegen teilweise noch den Wunsch nach einer beruflichen Auf- gabe.

Dass Frauen an der frühzeitigeren Pensionierung eher fest- halten möchten als ihre männlichen Kollegen, war zu erwarten.

43 Familienbereich

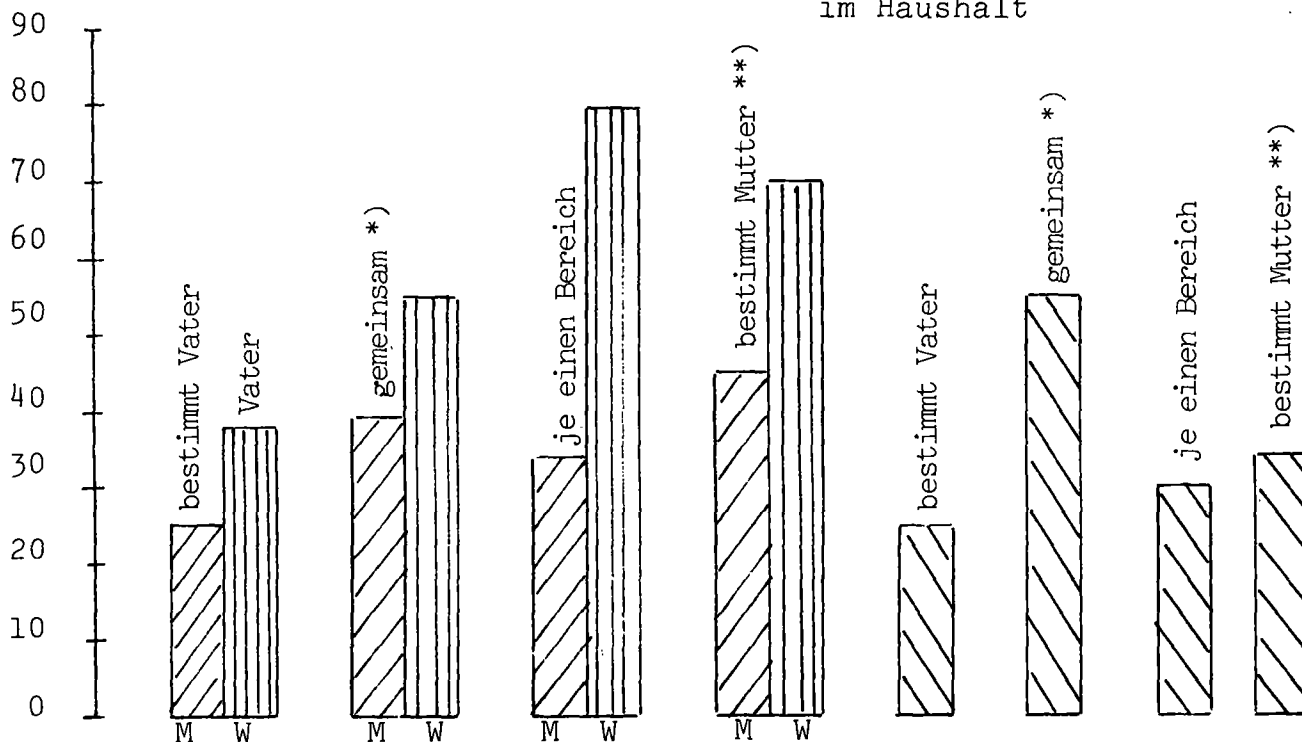
Die Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau ist stark geprägt durch ein Rollenverständnis, welches die Frau an den Herd bindet und dem Mann die Ernährerrolle überträgt. Die Emanzipation der Frau im familiären Bereich ist daher verknüpft mit dem Wunsch nach einem beruflichen Engagement und der Forderung nach einer flexibleren Rollenaufteilung zwischen den Geschlechtern.

Frauen befürworten stärker eine vermehrte Beteiligung des Mannes im Haushalt und in der Kindererziehung als ihre männlichen Partner. Aeltere Leute und untere Bildungsschichten halten eher an der traditionellen Rollenteilung fest, wobei auch hier in der untersten und obersten Bildungsschicht Männer sich deutlich konservativer äussern als Frauen.

Mit drei Fragen (Autoritätsstruktur in der Familie, Mithilfe des Mannes im Haushalt resp. bei der Kindererziehung) wurde untersucht wie weit sich das Verhältnis zwischen den Ehepartnern und das familiäre Engagement des Mannes in den Einstellungen der Ehepartner zur Emanzipation widerspiegelt(6).

a) "Es ist für den Mann ein Gewinn.."

b) Mithilfe des Mannes im Haushalt



*) Die Kategorien sind recht grob. Es wurde nicht erfragt, ob ein Partner eher dominiert.

**) Sehr kleine Anzahl Nennungen.

Die Äusserung "Es ist für den Mann ein Gewinn, vom Beruf entlastet und dafür vermehrt in die Betreuung der Kinder und in die Arbeiten im Haushalt einbezogen zu werden" wird weniger von Männern als von Frauen gutgeheissen. Eher die Frauen befürworten sie, vor allem solche, die in ihrem Haushaltsbereich selbständig bestimmen. Männer beteiligen sich am ehesten zuhause, wenn ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen den Ehepartnern besteht.

Autoritäre Entscheidungsstrukturen oder eine starke Kompetenzaufteilung zwischen Mann und Frau weisen auf vermehrte eheliche Spannungen hin(7). Solche Spannungen dürften beiderseits die Einstellung zur Emanzipation beeinflussen. Je autoritärer die Beziehung ist, desto geringer ist die Mithilfe des Mannes im Haushalt.

Eine starke Beziehung besteht zwischen der Einstellung des Mannes zur Gleichberechtigung und seiner Bereitschaft, sich an den Aufgaben des Haushaltes und der Kindererziehung zu beteiligen. Die Mithilfe des Mannes im Haushalt ist nicht nur mit seinem vermehrten Wunsch nach beruflicher Entlastung und verstärktem familiären Engagement verbunden, sondern auch mit einer ausgeprägten Bereitschaft, Frauen im politischen Bereich mehr Einfluss zu gewähren und sie beruflich als Vorgesetzte zu akzeptieren. Ähnliche, jedoch schwächere Einstellungsunterschiede zeigen sich bei Ehegattinnen je nach Mithilfe des Mannes.

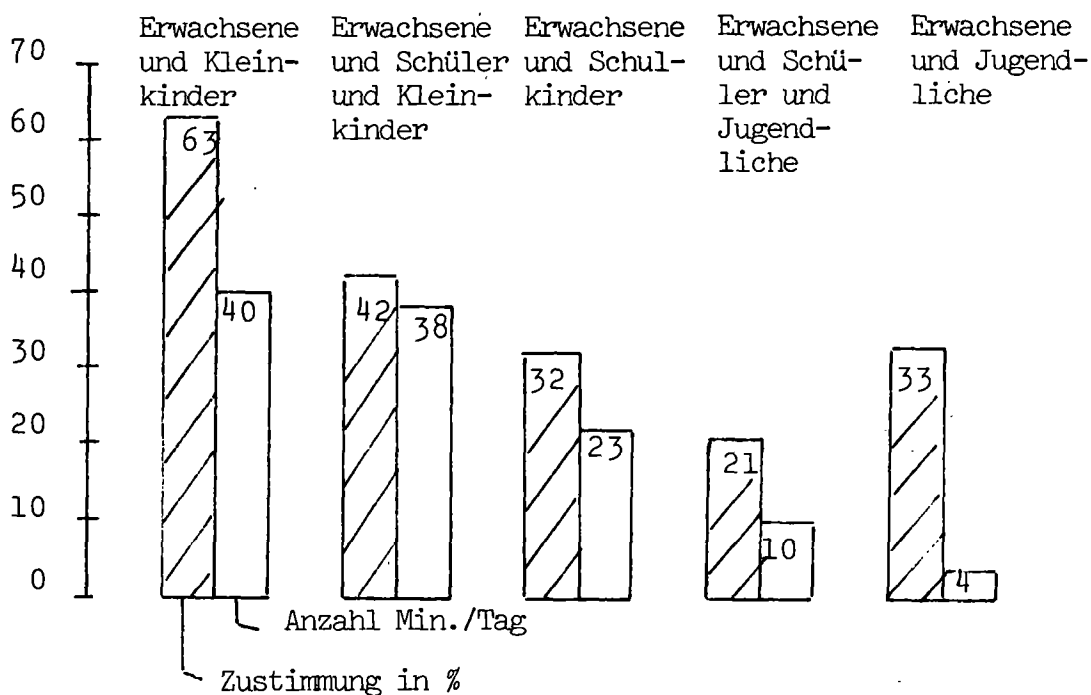
Auch die Beteiligung des Mannes an der Kindererziehung geht einher mit einer Ablehnung der klassischen Ernährerrolle, dem Wunsch nach einem stärkeren häuslichen Engagement und beruflicher Entlastung. Die Erfahrung mit der Kindererziehung ist nicht nur mit der grösseren Bereitschaft verbunden, den Frauen politischen Einfluss zu gewähren, sondern vor allem mit der Ueberzeugung, "Die Berufstätigkeit der Mutter bringt oft eine Bereicherung ihres Alltags, von der sie persönlich und das familiäre Klima profitieren" Frauen reagieren bei der erzieherischen Mithilfe des Mannes ähnlich, jedoch wiederum weniger ausgeprägt. Es scheint, dass die Mithilfe des Mannes im Haushalt und in der Kindererziehung primär von seiner Einstellung und schwächer von der ehelichen Beziehung und seiner Ehegattin abhängt.

Ueberrascht hat zunächst das Ergebnis, dass sich Männer bei grösserer Kinderzahl viel weniger um ihre Kinder kümmern. Anhand von Zeitbudget - Zusatzauswertungen wurde das Ergebnis bestätigt(8). Die Ursache liegt vermutlich darin, dass bei vier und mehr Kindern die finanzielle Belastung so hoch wird, dass deren Väter durchschnittlich rund eine Stunde länger arbeiten als bei geringerer Kinderzahl, und dies weitgehend unabhängig von der beruflichen Stellung. Auch Mütter von grösseren Familien sind beruflich deutlich stärker engagiert. Diese grosse Doppelbelastung weist ebenfalls auf finanzielle Engpässe hin.

Eine eindeutige Beziehung ist zwischen dem Engagement des Mannes in der Kindererziehung und dem Alter der Kinder erkennbar. Väter kümmern sich am stärksten um ihre kleinen Sprösslinge; mit zunehmendem Alter der Kinder nimmt jedoch das Engagement deutlich ab, um bei Jugendlichen wieder leicht anzusteigen. Ähnliche Ergebnisse zeitigte eine Zeitbudgetauswertung, wobei "sich mit Kindern abgeben" nur zuhause erfasst worden ist(9).

"Der Vater verwendet viel Zeit für die Erziehung"

Familientyp



Väter geben sich zuhause mit Kindern ab in Anzahl Min. pro Tag

44 Bildungsbereich

Das Postulat der Gleichberechtigung im Bildungsbereich ist weitgehend unbestritten. Das Bildungsniveau jedoch hat einen starken Einfluss auf die Einstellung zur Gleichberechtigung.

Die Frageformulierungen in diesem Bereich haben sich leider alle als zu weich erwiesen, so dass sich nur wenige signifikante Ergebnisse ergaben. Dass Bildung für Mädchen Geldverschwendung sei, hält sich hartnäckiger bei Männern als bei Frauen, besonders in der ältesten Altersgruppe und in der untersten Bildungsschicht. Männer, die sich in der Erziehung der Kinder weniger engagieren, sehen in der Bildung für Mädchen eher eine Geldverschwendung. Doch bei all diesen Bevölkerungsgruppen spricht sich nur eine kleine Minderheit gegen eine Gleichberechtigung der Geschlechter im Bildungsbereich aus.

45 Politik

Mit drei Fragen wurde die Einstellung zur Gleichberechtigung in der Politik gemessen:

"Politik ist Männersache. Frauen sollen hier ausser in Erziehungs- und sozialen Fragen nicht mitmachen".

"Frauen sollten in öffentlichen Aemtern viel stärker vertreten sein".

"Die Frauen sind heute in den Parlamenten genügend vertreten".

Relativ geringe Unterschiede ergeben sich zwischen Männern und Frauen. Einen starken Einfluss dagegen haben wiederum das Alter und die Bildungsschicht. Wie oben erwähnt, besteht ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem familiären Engagement des Mannes und seiner Bereitschaft, Frauen vermehrt an politischen Entscheiden mitwirken zu lassen.

Wie im beruflichen und im familiären Bereich wurde auch in der Politik eine Frage gestellt, die ein Privileg des weiblichen Geschlechtes betrifft:

"Es gibt Leute, die sagen, wenn Mann und Frau rechtlich gleichgestellt werden, sollen die Frauen auch Militärdienst leisten. Was meinen Sie dazu?"

Auch hier sind die Männer weniger stark dagegen. Der Aspekt "Emanzipation" ist jedoch hier überlagert von der Einstellung zum Militär. Progressive Kreise, die eine Gleichstellung der Geschlechter stärker befürworten, sind dem Militär gegenüber eher kritisch eingestellt. Da in einem Fall dem emanzipatorischen, im anderen dem militärischen Aspekt mehr Gewicht beigemessen wurde, sind die Ergebnisse eigenartig ausgefallen. Bei den stärker zustimmenden finden wir eine heterogen zusammengesetzte Gruppe: Jüngere Frauen, verheiratete erwerbstätige Frauen, ältere Männer und SVP-Anhängerinnen.

5 Schlussbetrachtung

Aus den Antworten der Befragung geht hervor, dass die Themen "Gleiche Bildungschancen" und "Gleiche politische Rechte" für Mann und Frau weitgehend unbestritten sind. Dies bedeutet nicht, dass das Verhalten mit den geäußerten Meinungen übereinstimmen muss - hier liegen die Grenzen von Befragungen.

Im Brennpunkt der heutigen Diskussion um die Gleichberechtigung steht die Frage der Rollenaufteilung Beruf - Familie. Hier sind in den Ergebnissen markante Meinungsunterschiede zwischen den Geschlechtern vorhanden. Ebenso deutliche Differenzen zeigen sich innerhalb des weiblichen Geschlechtes zwischen erwerbstätigen und nicht erwerbstätigen verheirateten Frauen, geringer jedoch bei deren Männern. Es scheint, dass die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau weniger von der Einstellung ihres Gatten abhängt, sondern eher von Faktoren wie der familiären Situation (Anzahl und Alter der Kinder), dem Beziehungsverlust zum Beruf, sozialen Einstellungen im Bekannten- und Verwandtenkreis, der Zufriedenheit mit der Hausfrauenrolle, konkreten Wiedereinstiegsmöglichkeiten wie konjunkturbedingtem Stellenangebot, der Einstellung der Frau zur Erwerbstätigkeit sowie der Bereitschaft, eine Doppelbelastung auf sich zu nehmen.

Die erwerbstätige verheiratete Frau kann nur in Ausnahmefällen mit einer wirksamen Entlastung im Haushalt durch den Mann rechnen (10). In der Praxis fehlt vermutlich oft die Bereitschaft des Mannes zur Mithilfe. Die starre Arbeitszeitregelung ermöglicht ihm auch meist keine berufliche Entlastung. Dazu kommt, dass ein partnerschaftlich geführter Haushalt Kompetenzaufteilungsprobleme mit sich bringt, welche die eheliche Beziehung belasten können. So stehen dem Wunsch der verheirateten Frau nach einer beruflichen Entfaltungsmöglichkeit mannigfaltige Hindernisse im Wege. Nur eine Minderheit unternimmt diesen Schritt; die Mehrheit engagiert sich andersweitig oder begnügt sich mit der Hausfrauenrolle. Dabei werden oft Vorurteile gegenüber ihren erwerbstätigen Geschlechtsgenossinnen aufgebaut (11).

Wie erwähnt, bestehen innerhalb der weiblichen Bevölkerung starke Interessengegensätze, welche die Verwirklichung der Anliegen der erwerbstätigen verheirateten Frauen erschweren. Auch die Gewerkschaften scheinen nach Ansicht der Betroffenen dem Problem nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Eine befriedigende Lösung wird erst dann zu erreichen sein, wenn bei der Diskussion um die Erwerbstätigkeit vermehrt der Mensch als Person mit individuellen Bedürfnissen nach Lebensqualität und weniger die Arbeitskraft und der wirtschaftliche Nutzen im Vordergrund stehen. Nur bei einer echten Bereitschaft der Ehemänner, sich an den anfallenden Aufgaben im Haushalt vermehrt zu beteiligen, sowie bei einer flexibleren Arbeitszeitregelung von Mann und Frau wird Emanzipation im beruflich-familiären Bereich möglich sein.

Drei andere Ergebnisse verdienen besondere Beachtung:

in der untersten und obersten Bildungsschicht äussern sich Männer deutlich konservativer als Frauen;

das Engagement der Väter in der Kindererziehung nimmt mit deren Alter deutlich ab;

Eltern von Familien mit vier und mehr Kindern sind beruflich viel stärker eingespannt als bei geringerer Kinderzahl.

Das Problem der Emanzipation zeigt sich vor allem in der untersten und obersten Bildungsschicht. In der Unterschicht bleiben viele Frauen, obwohl sie zu einer höheren Bildung fähig gewesen wären; gehobene Positionen sind auch heutzutage weitgehend ein Männerprivileg geblieben.

Ueberrascht hat das Ergebnis, dass sich Väter vor allem um ihre jüngsten Kinder kümmern, das Interesse jedoch später stark nachlässt. Das Ergebnis wird durch Zeitbudgetdaten bestätigt. Uns scheint, dass das geringe väterliche Engagement in der Kinder- und Jugenderziehung im Zusammenhang mit den Jugendunruhen ernsthaft diskutiert werden müsste. Weitergehende Schlüsse lassen sich aus der vorliegenden Untersuchung nicht ziehen.

Politisch aktuell dürfte auch das Ergebnis sein, dass kinderreiche Familien (vier und mehr Kinder) oft ihre wirtschaftlichen Probleme nur lösen können, indem beide Ehepartner einem Zusatzerwerb nachgehen, und dies in verschiedensten Berufsgruppen. Beiden Elternteilen bleibt bei dieser Belastung wenig Zeit für die Kindererziehung übrig.

4. Folgerungen und Empfehlungen

41 Folgerungen

Die ersten beiden Teile unseres Berichtes über die Stellung der Frau in der Schweiz befassen sich mit dem, was abgekürzt als der Bereich der Männer bezeichnet werden kann: mit der Wirtschaft, der Ausbildung, dem öffentlichen Leben und dem Recht. Hier nun geht es um die Welt der Frau, um den der weiblichen Bevölkerung zugeschriebenen Betätigungsbereich.

Unser Versuch einer Bestandesaufnahme der persönlichen Situation, in der Frauen in der Schweiz heute leben, lässt einige allgemeine Folgerungen zu, aus denen sich - vorsichtig und Schritt für Schritt - Empfehlungen für Änderungen ableiten lassen.

Erste Folgerung: Weit herum wird offenbar die erwachsene Frau in erster Linie als Ehefrau und Mutter gesehen. Diese Sicht zielt an der Realität vorbei, denn rund 2/5 aller Frauen sind nicht verheiratet und längst nicht alle verheirateten Frauen sind Mütter. Nur gerade 21% der über 18jährigen Frauen sind verheiratet und haben Kinder im betreuungsbedürftigen Alter (1).

Zweite Folgerung: Die gesellschaftlichen Strukturen, das Arbeitsleben, die Rechtsnormen sind auf das Modell der Familie im Sinne der heutigen Kernfamilie ausgerichtet. Die Arbeit ist zwischen Frau und Mann klar verteilt: der Mann hat bei der Herstellung von volkswirtschaftlichen Werten mitzuwirken und garantiert durch sein Einkommen die Existenz seiner Familie - die Frau muss zu Hause vor allem dafür sorgen, dass die Arbeitskraft wieder hergestellt wird; sie hat ein emotionales und affektives Klima zu schaffen, in dem sich ihr Mann und ihre Kinder entspannen können. Berufsarbeit und Familienarbeit sind komplementär zueinander. Die Anforderungen der Arbeitswelt werden aber nicht in Rücksicht auf die Familiensphäre festgelegt, sondern ausgehend von der Gewissheit, dass für Ernährung, Kleidung und Wohlbefinden der Berufstätigen sowie für das Aufwachsen der nächsten Generation von anderen Personen gesorgt werde - den Ehefrauen und Müttern. Wegen dieser Organisationseinheit von Frau und Mann verschwinden

die Frauen in der Identität des Mannes: sie steigen und sinken im sozialen Prestige mit ihm und seiner beruflichen Karriere, der Mann bestimmt die soziale Stellung der ganzen Familie.

Männer wirken im familiären Alltag wenig mit, Kinderbetreuung und Erziehung sind fast ausschliesslich Aufgabe der Frauen. Ihnen kommt es zu, aufopfernd, warm, zärtlich und spontan zu sein, während im Berufsleben der Männer völlig andere Eigenschaften gefragt sind: Härte, Durchsetzungsfähigkeit, Beharrlichkeit, kühle Ueberlegung. Nach diesen Rollenvorstellungen werden Mädchen und Knaben erzogen; "falsche" Aktions- und Reaktionsweisen gewöhnt man ihnen bewusst oder unbewusst ab.

Wer nicht dieser sozialen Norm entspricht, kommt mit der bestehenden Infrastruktur in Schwierigkeiten. Ein alleinstehender Mann kann sich recht gut behaupten, weil er als Berufstätiger in seiner ursprünglichen Rolle bleibt und zur Befriedigung seiner praktischen Bedürfnisse ein vielfältiges Angebot existiert (Essen im Restaurant, Putzfrau, Chemische Reinigung, usw.). Eine alleinstehende Frau begegnet viel mehr Problemen. Sie hat den ureigensten Bereich der Frau verlassen oder nie betreten; dennoch werden an sie die gleichen Anforderungen gestellt wie an alle Frauen. Sie sollte also nicht karriereorientiert sein, sondern eher bescheiden; sie müsste sich karitativ betätigen; sie sollte ihren Haushalt - an den höhere Ansprüche gestellt werden als an jenen eines alleinstehenden Mannes - allein besorgen (Frauenlöhne reichen meist nicht aus, um Hausarbeiten durch andere Personen erledigen zu lassen). Die alleinstehende Frau muss durch höhere Leistungen praktisch permanent beweisen, dass sie es ernst meint mit ihrer Berufstätigkeit. Macht sie aus irgendeinem Grund einen "Fehler", muss sie befürchten, dass dies auf Konto "der Frauen" insgesamt geht - ein Mann ist einzig für sich allein und nicht für alle seine Geschlechtsgenossen verantwortlich.

Diesen Anforderungen muss sich auch die berufstätige Ehefrau und Mutter stellen. Arbeitswelt und soziale Strukturen sind kaum darauf eingerichtet, dass neben oder trotz der Berufstätigkeit Kinder zu betreuen sind. Frauen stehen deshalb fast ausnahmslos vor der Alternative: Beruf oder Kinder. Männern stellt sich dieser Entscheid im allgemeinen nicht. Versuchen sie, sich in der Familie vermehrt zu engagieren, begegnet ihnen Unverständnis - bedeutend mehr Unverständnis als den Frauen, die einen Beruf ergreifen. Männer in dieser Lage teilen das Schicksal der Frauen, die wegen der Familienpflichten und der Unmöglichkeit, alle Kräfte in den Beruf zu investieren, auf eine Karriere verzichten müssen. Welche Schäden das Auseinanderklaffen von "heiler" Mutter- und Familienwelt und "brutaler" Männer- und Berufswelt - eine scharfe Trennung von Arbeit und Privatsphäre - bei den heranwachsenden Kindern und Jugendlichen bewirken wird, ist bloss zu ahnen und gibt Anlass zu einigen Befürchtungen für die Entwicklung unserer Gesellschaft.

Die Rolle der Frau in diesem Erwartungs- und Bestimmungsfeld kann nicht isoliert betrachtet und bewertet werden, wie dies oft geschieht. Zum einen können Änderungen im gesellschaftlichen Teilsystem der Familie nur wirksam werden, wenn auch die Arbeitswelt

in den Wandel einbezogen wird. Zum andern bedingt eine Verbesserung der Stellung der Frau auch eine Aenderung der Stellung des Mannes. Begnügt man sich mit einseitigen Eingriffen, droht die Gefahr neuer Fehlentwicklungen.

Die Familie ist nicht irgendein Bereich, in dem sich die Frage der Gleichstellung von Frau und Mann stellt, sie ist der Ausgangspunkt und Garant für die Herbeiführung der Gleichstellung auch in anderen Bereichen. Die traditionelle Arbeitsteilung von Mann und Frau in der Familie hat unter den Bedingungen der heutigen Gesellschaft zur Diskriminierung der Frau in mancher Beziehung geführt. Diese Teilung wendet sich aber auch gegen die Männer, die dadurch wenig Gelegenheit haben, die Verantwortung für die Kinder und den Haushalt angemessen wahrzunehmen. Das herkömmliche Muster der Aufgabenverteilung auf Ehemann und Ehefrau, ausgeprägt infolge der Industrialisierung, berücksichtigt die grossen Aenderungen nicht, die in den Familien eingetreten sind (Abkehr von der Selbstversorgung, kleinere Kinderzahl, Kernfamilie, usw.).

Die Abwesenheit des Vaters und die oft nicht vorhandene Verbindung zu seinem täglichen Leben im Beruf kann auf Kinder sehr verunsichernd wirken. Aus dem übermächtigen Vater ist der distanzierte Vater geworden. Kinder wachsen bei uns häufig mit Frauen und in Gesellschaft anderer Kinder auf, haben jedoch wenig Beziehungen zu Männern, ihre Väter eingeschlossen. Dies hat sich in den letzten Jahren noch verstärkt mit der zunehmenden Trennung der Wohn- und Arbeitsbezirke. Dass im allgemeinen die Kindergärten und die untersten Schulklassen von Frauen betreut werden, betont die Einseitigkeit der Kontakte kleiner Kinder. Dazu kommt weiter, dass häufig die Väter gerade dann, wenn die Kinder klein sind, am härtesten und längsten arbeiten: um die Familie optimal zu versorgen und bedacht auf die ersten Schritte der beruflichen Karriere. Die Kinder leben also mit den Müttern (und später den Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen) in einer besonders sensiblen Entwicklungsphase in einem "Binnenklima", das die Komplexität der Umwelt ganz entscheidend verringert. Dabei besteht Erziehung darin, das Kind darauf vorzubereiten, dass es den Anforderungen gewachsen sein wird, "die eine sich dramatisch verändernde Aussenwelt an die psychische Stabilität, kognitive Kapazität und moralische Urteilsfähigkeit stellen wird" (2).

Das Ziel für uns ist deshalb, Mutter und Vater die Möglichkeit zu geben, eine Erwerbstätigkeit zu verbinden mit der Kinderpflege und der Arbeit im Haushalt. Dieses Ziel steht auch im UNO-Weltaktionsplan für die Jahre 1981-1985 zuoberst. So empfehlen zwei der zentralen Bestimmungen:

"Zif. 114:

Faciliter le travail rémunéré des femmes en encourageant la participation accrue des hommes et des jeunes garçons aux tâches du ménage et des soins aux enfants.

Zif. 202:

Permettre aux femmes, et notamment aux travailleuses, de s'acquitter de leurs responsabilités vis-à-vis de leurs enfants et de concilier leur travail à l'extérieur du foyer

avec leurs attributions de mères. Des effets spéciaux devraient aussi être entrepris pour permettre aux pères d'assumer leur part des responsabilités familiales."

Die gesellschaftlichen Bedingungen sollen also - die Botschaft ist eindeutig und sie kommt in jedem Bereich des Aktionsplanes (Ausbildung, Anstellung, Gesundheit) zum Ausdruck - so gestaltet werden, dass Männer ebenso wie Frauen in der Lage sind, Aufgaben der Familie und des Erwerbs wahrzunehmen. Es ist klar, dass dies nicht herbeigeführt werden kann, wenn Änderungen auf die Familie selbst beschränkt bleiben, geht es doch um neue Formen der Verbindung der Vereinbarkeit von Familie und Berufsleben. Wenn die Verbindung enger und harmonischer werden soll, wenn eine reale Vereinbarkeit angestrebt wird, dann genügt es nicht, einseitig die Familie zu ändern. Denn es ist ja in hohem Masse die Arbeitswelt und die Berufsarbeit, die auf die Familienform und das Familienleben einwirken und beides wesentlich bestimmen.

Die Stellung der Frau kann - wir erwähnten es - nicht verbessert werden, wenn die Stellung des Mannes bleibt wie sie ist. Beider Situation muss sich ändern, damit eine humanere Gesellschaft entstehen kann. Frau und Mann gewinnen etwas, wenn ihre Lebensbereiche (persönliche Neigungen, Partnerschaft oder Familie, Arbeit) näher zueinander rücken. Viele der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen erweisen sich jedoch als Barrieren für emanzipatorische Versuche. Vorschläge für die Emanzipation von Frau und Mann setzen daher ein grundsätzliches Ueberdenken der Entwicklung in allen Bereichen voraus. Wie lässt sich das Ueberleben sichern? Wie soll die Wertordnung einer humanen Umwelt aussehen? Wie kann man verhindern, dass die Menschen einer noch überwölkerteren, verschmutzteren, ökologisch noch weniger stabilen und für Störungen anfälligeren Welt in vieler Hinsicht immer ärmer werden? Ernsthaftes Streben nach Alternativen und vermehrte Hinwendung zum qualitativen Wachstum - d.h. ressourcensparendes Wirtschaften unter Vermeidung von Umweltschäden mit dem Ziel, die Ausgestaltung der materiellen, physischen und psychischen Lebensbedingungen der Einzelnen zu verbessern (3) - werden unabdingbare Voraussetzungen zur Humanisierung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der gesamten Bevölkerung sein.

Was ist zu tun, um das Ziel zu erreichen? Wie lässt sich eine familiengerechte Arbeitsorganisation einrichten? Wo muss begonnen werden, wer hat anzufangen? Sicher ist eines: ohne die Aufweichung der geschlechtsspezifischen Rollenteilung, die heute gilt, geht es nicht. Zweierlei ist erforderlich: zum einen müssen die weitgehend starren Anforderungen der Arbeitswelt ersetzt werden durch flexible; zum andern ist die einseitige Abhängigkeit von Familien- und Berufswelt auszugleichen: während heute störende Bedingungen vom Berufs- ins Familienleben "ausgelagert" werden, sollte in Zukunft von der beruflichen Sphäre ein viel grösseres Verständnis für familiäre Beanspruchungen im allgemeinen und unvermittelt auftretende Schwierigkeiten im besonderen erwartet werden dürfen. Um es deutlich zu sagen: der Primat der Berufsarbeit wäre zugunsten eines Gleichgewichtes zwischen dem beruflichen und dem familiären Bereich aufzugeben.

Der vorliegende Bericht und - in vergrößernder Vergrößerung - die zusammenfassenden Folgerungen zeigen, dass Mann und Frau noch längst nicht mit den gleichen Rechten und Pflichten zusammenleben. Wohl gibt es viele Arten des Zusammenlebens: vom Paar, wo drinnen die Hausfrau, Mutter der Kinder, allein waltet - über mehr oder weniger egalitär ausgestaltete Partnerschaft - bis hin zu den vereinzelt Fällen, wo der Mann die Kinder betreut und den Haushalt führt, während die Frau allein berufstätig ist. Keine Rechtsnorm zwingt zu einem patriarchalischen Familienmuster, keine verbietet irgendeine Form des Zusammenlebens - mit Ausnahme des Konkubinats, das ja in einzelnen Kantonen noch immer unter Strafe steht. Es gibt jedoch genug Gesetze, die die patriarchalische Form des Zusammenlebens begünstigen und alle andern benachteiligen. Deshalb überwiegt - statistisch gesehen - die traditionelle Familie in einem Mass, das nicht auf freie Entscheidung der Partner allein zurückzuführen ist.

Dominanz der traditionellen Familie heisst zweierlei: Es bedeutet zum einen, dass für einen erwachsenen Menschen die Ehe nach wie vor die hauptsächliche, die gesellschaftlich erwünschte, die eigentliche Form des Zusammenlebens darstellt. Es beinhaltet zum andern, dass innerhalb der Ehe die Aufgaben nach dem Muster des geltenden Eherechts zwischen Mann und Frau verteilt sind. Auch wenn keine ausdrücklichen Verbote und Gebote gelten, so werden wir doch von jung an mehr oder weniger sanft gelenkt und gebremst, gestossen und angehalten, um mit fast schlafwandlerischer Sicherheit schliesslich freiwillig und überzeugt im Hafen einer Ehe zu landen, die wegen der unterschiedlichen Wege, die Mann und Frau seit ihrer Kindheit zurückgelegt haben und der in eine Frauenwelt und in eine Männerwelt gespaltenen Wirklichkeit so aussehen muss, wie wir sie im Bericht beschrieben haben. Sie muss es, weil die Voraussetzungen des gesellschaftlichen Systems und die subjektive Disposition der Partner darauf ausgerichtet sind. Freilich gibt es neben der Ehe ebenso gute Formen, die auch in unserem Land von einer wachsenden Minderheit gelebt werden. Die Erziehung auf die Ehe hin, die manifesten wirtschaftlichen, die indirekten rechtlichen und die subtilen pädagogischen Barrieren verhindern aber, dass die Menschen in unserem Land heute in voller Freiheit und Ueberzeugung ihr Zusammenleben in der Weise gestalten, die ihnen am besten entspricht. Auf diese freie Gestaltung möchten wir zusteuern. Ueberzeugt, dass jede Art von Zwang einer offenen und freiheitlichen Gesellschaft unwürdig ist, wollen wir dabei nicht ein Muster durch ein anderes ersetzen. Was wir anregen ist vielmehr, Zwänge zu verringern, Möglichkeiten zu öffnen.

Mehr Freiheit im Alltag, in der Gestaltung der Beziehung zu Mitmenschen, in der Verbindung von Familie und Arbeit - ist dies nicht eines der Ziele unseres Staates? Und deckt sich nicht diese Sichtweise mit jener der Befürworter des Verfassungsartikels für die Gleichberechtigung von Mann und Frau, die damit dem Gesetzgeber den Auftrag erteilten, Mann und Frau auch in der Familie gleichzustellen?

Dass etwas zu tun ist, steht also ausser Frage. Anläufe sind auch schon unternommen worden. Der wichtigste von allen zielt auf ein neues Eherecht. Die Vorlage, vom Ständerat annähernd nach dem Vorschlag des Bundesrats gutgeheissen, liegt vor dem Nationalrat. Ihre zentrale Bestimmung lautet: "Die Ehegatten sorgen gemeinsam, ein jeder nach seinen Kräften, für den gebührenden Unterhalt der Familie, inbegriffen die Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse der Ehegatten und der Kinder. Sie verständigen sich über den Beitrag, den jeder von ihnen leistet, namentlich durch Geldzahlungen, Besorgen des Haushaltes, Betreuen der Kinder oder durch Mithilfe im Beruf oder Gewerbe des andern" (Artikel 163 des Entwurfs).

Das Zivilrecht soll also inskünftig kein Muster mehr enthalten, keine Orientierung und Rechtfertigung mehr bieten. Aber wie steht es mit dem Sozialversicherungs-, dem Steuer-, dem Arbeitsrecht? Ist das soziale Netz fest und eng genug geknüpft? Und ausserhalb des Bereichs, in dem die öffentliche Hand gestaltend eingreift: und in der Wirtschaft? Sind die Arbeitgeber bereit und in der Lage, auf individuelle Wünsche individuelle Angebote zu machen? Schliesslich und in erster Linie: werden Mädchen und Knaben, Jugendliche und junge Erwachsene so betreut, erzogen, ausgebildet und auf ihr Erwachsenenleben vorbereitet, dass sie (möglichst) frei von Rollenzwängen individuell wünschen, suchen, finden können?

Man sieht: die Lösung der unbefriedigenden Situation, die wir feststellen, liegt nicht in einem noch so ausgefeilten Massnahmenkatalog an die Adresse von Staat und Wirtschaft. Wenn es nicht gelingt, die Erziehung und Schulung der Mädchen und Knaben zu ändern, sie von der Fixierung auf bestimmte Vorstellungen dessen, was ein Mann und eine Frau sein sollen, zu lösen, dann nützen alle späteren Möglichkeiten und Förderungen wenig, weil sie als solche nicht wahrgenommen werden können.

Empfehlungen zur Veränderung der Situation der Frau in der Familie lassen sich deshalb nicht kühn und knapp abgeben. Sie ergeben sich vielmehr als Feststellungen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie es zur geschlechtsspezifischen Rollenverteilung gekommen ist. Aber auch wenn kein umfassendes Geflecht von Massnahmen entworfen werden kann - denn dies wäre nur um den Preis einer neuerlichen Fixierung auf ein Modell möglich, und diesen Preis halten wir unter allen Umständen für zu hoch -, zielen doch die folgenden Empfehlungen gesamthaft auf eine Veränderung der Lebensweise von Mann und Frau in unserer Gesellschaft.

Hier gilt es, wie wir bereits im 1979 veröffentlichten ersten Teilbericht über die Stellung der Frau in der Schweiz einleitend bemerkt haben, den Hebel anzusetzen:

"So ist beispielsweise die Frage nach dem beruflichen Aufstieg der Frau nicht nur eine Frage der qualifizierten Ausbildung, sondern es ist eine Frage einer neuen Lebenskonzeption für beide Geschlechter, die ihnen eine gleichwertige Teilnahme am Beruf, an der Erziehung, an der Hausarbeit, an der Freizeit ermöglicht. Eine Gesellschaft mit einer gerechten Beschäftigungspolitik verlangt eine Neuverteilung und -bewertung aller Arbeiten, die zur Erhaltung von Wohlstand und Lebensqualität notwendig sind, ebenso wie eine Umverteilung von Einkommen. Beruflicher Aufstieg von Frauen heisst deshalb nicht, möglichst viele einzelne Karrierefrauen zu fördern. Beruflicher Aufstieg von Frauen kann nur bedeuten, der grösstmöglichen Zahl von Frauen zu qualifizierter Aus-

bildung zu verhelfen, ihnen einen Arbeitsplatz zu sichern und ein Leben in Selbstrespekt zu ermöglichen. Ethische, soziale und wirtschaftliche Weichenstellungen müssen von Frauen mitinitiiert, mitbestimmt und mitverantwortet werden. Was heisst das im Klartext? Der berufliche Aufstieg oder die politische Karriere darf nicht nur jenen Frauen zugänglich sein, welche die Möglichkeit haben, Familienarbeit und Kindererziehung anderen Frauen, bezahlten und unbezahlten, zu übertragen. Dieses Privileg, das stark von der sozialen Umgebung abhängig ist, bedeutet eine Ungerechtigkeit gegenüber jenen Frauen, die von selbständigem Einkommen und Karriere ausgeschlossen sind - nicht anders als bei den Männern, die ihren beruflichen Aufstieg durch einen Rückzug von familiären Aufgaben und damit auf Kosten der Ehefrauen realisieren. Deswegen müssen wir als erstes zu einem anderen Arbeitsbegriff kommen und diejenigen Frauen in unsere Überlegungen einschliessen, die kostenlos die Kinder erziehen. Sie tun das nicht nur für sich selber, sondern auch für alle diejenigen, die selbst keine Kinder grossziehen. Dadurch wird das ökonomische System in Gang gehalten und die Altersversorgung der nächsten Generation gesichert. Eine Gesellschaft muss nicht nur ihre Produktion, Dienstleistungen, Verwaltung und Konsumgüter-Versorgung nach dem Gesichtspunkt sozialer Gerechtigkeit organisieren, sondern auch alle Aufgaben und Arbeitsleistungen, die sich aus dem generativen Prozess der Erzeugung der Nachkommenschaft ergeben. Auch im Privathaushalt, wo der Endverbrauch der Konsumgüter stattfindet, gilt es Arbeit zu bewerten und auf Mann und Frau zu verteilen." (Teil I, S. VI f.).

Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, auf Empfehlungen zurückzukommen, die wir bereits an anderer Seite, vor allem im soeben erwähnten ersten Teilbericht abgegeben haben. Da das Frauenproblem nicht neben den andern Problemen steht, sondern aus den traditionellen Ausprägungen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung überall immer neu entsteht, sind bereichsweise Lösungen untauglich. Es ist nur logisch und eigentlich befriedigend, dass die Mosaiksteinchen, die wir seit bald sechs Jahren da und dort gelegt haben, sich nun - etwas pathetisch gesagt - zum Bild einer besseren Welt für Männer und Frauen fügen.

43 Empfehlungen

Wovon gehen wir aus? Die Familie, wir haben es einleitend festgestellt, ist der Arbeitsplatz der Frau. Veränderungen der Familienstruktur wirken sich nicht nur auf die Stellung der Frau als Mutter (und des Mannes als Vater), sondern auch auf die Stellung der Personen ohne Kinder aus, namentlich der alleinstehenden Frauen. Wenn die Familie in ihrer heutigen Form im gesellschaftlichen Bewusstsein etwas von ihrer Absolutheit verliert, gewinnen andere Lebensformen und das Alleinleben an Bedeutung.

Unsere Empfehlungen drehen sich deshalb fast ausschliesslich um die Familie und die ihr zugedachten Aufgaben. Wir meinen aber, dass sie damit auch zur Verbesserung der Stellung der alleinstehenden Frauen beitragen.

In der Familie, im inneren Bezirk der Gesellschaft, herrschen andere Bedingungen als im Erwerbsleben mit seinem ständig zunehmenden Leistungsdruck am arbeitsteiligen Werkplatz, im bürokratischen und hierarchischen Gebilde der grossen Unternehmungen und Verwaltungen. Die Arbeit im Haushalt und die Betreuung von Kindern ist vielgestaltig und kann so umfassend sein, wie man es im Berufsleben nur noch selten trifft. Die Möglichkeiten zur kreativen Gestaltung dürfen aber nicht vergessen lassen, dass der berufliche Tagesablauf des nach aussen orientierten Partners jenen des im Haus wirkenden wesentlich mitbestimmt. Wird schon dadurch die Freiheit im Haus und mit den Kindern eingeschränkt, so wird sie erst recht fragwürdig, wenn sie nicht mehr als erfüllende Möglichkeit, sondern als "Möglichkeit, die übrigbleibt" erfahren wird. Denn obwohl kaum eine Frau zur Ehe und zur ausschliesslichen Haushaltsführung gezwungen wird, ist doch das Mädchen und die Heranwachsen-

de daraufhin sozialisiert worden. Der inneren Unsicherheit, der Angst vor einer anderen (und zusätzlichen) Rolle, entspricht in vielen Fällen das äusserliche Unvorbereitetsein, mangelhafte Ausbildung. Der gesellschaftlichen Vorstellung von der Erfüllung mit Kindern und im Haushalt abzusagen oder diese Vorstellung von innen umzukrempeln, darauf sind noch die wenigsten Frauen vorbereitet. Aus diesem Befund ergibt sich die

Erste Empfehlung:

Mädchen und Knaben sollen vom ersten Tag an die gleiche Zuwendung, Pflege und Erziehung erhalten. Vor allem ist zu vermeiden, dass Mädchen eingeschränkt werden (durch geringere Aufmerksamkeit, durch weniger Zärtlichkeit, durch häufigere Ermahnungen, durch mehr Aufgaben im Haushalt). Zu beachten ist, dass die eindrücklichste Einschränkung der Mädchen das Erleben der Mutter in einer anderen (eher dienenden, begrenzten) Rolle als jener des Vaters ist. Vater und Mutter sollten sich also beide in jeder Beziehung um die Kinder kümmern. - Im Erleben gleichberechtigter und gleichgestellter Eltern liegt für Kinder die beste und sicherste Chance, später eine ähnliche Partnerschaft einzugehen und ihren Kindern weiterzuvermitteln. - Damit die Eltern sich ihrer Verantwortung, aber auch ihrer Möglichkeiten bewusst werden, sollte Elternbildung gross geschrieben werden, z.B. als regelmässiges Angebot in der Erwachsenenbildung, unterstützt von der öffentlichen Hand. Die Elternbildung darf sich nicht auf die Vermittlung gesundheitlicher, pflegerischer und pädagogischer Grundkenntnisse beschränken, sondern soll vor allem das Bewusstsein wecken für die Mechanismen ungewollter Anerziehung "weiblicher" und "männlicher" Eigenschaften und Fähigkeiten durch unterschiedliche Stimulation und Behandlung von Knaben und Mädchen im frühkindlichen Alter. Die Teilnahme von Männern an Elternbildungskursen ist unbedingt besonders zu fördern und durch die Wahl der Kurstage und -zeiten zu ermöglichen.

Die Bereitschaft der Männer zur Teilnahme an solchen Kursen kann durch geeignete Vorbereitung von Kindsbeinen an geweckt und gestärkt werden. Was von den Eltern angefangen wird, muss aber im Kindergarten und in der Schule weitergeführt und gefestigt werden. An die Schule richtet sich die

Zweite Empfehlung:

Allgemein sollen Knaben und Mädchen nach ihren individuellen Begabungen und Vorlieben gefördert werden, und nicht als Angehörige des weiblichen oder männlichen Geschlechts. Dazu gehört, dass in Kindergärten und in den unteren Schulklassen vermehrt auch Männer, in den oberen Klassen und den weiterführenden Schulen in grösserer Zahl Frauen unterrichten. Dies scheint besonders wichtig, um

den Eindruck zu vermeiden, die Betreuung und Unterrichtung von ABC-Schützen sei Frauensache, während Männer mit den

grösseren Kindern mehr anzufangen wüssten

den Mädchen, die vor der Wahl einer Berufslehre oder einer weiterführenden Schule stehen, mit dem Vorbild der Lehrerin zu zeigen, dass eine Verbindung von Familie und Beruf bzw. ein Erreichen von noch nicht allgemein üblichen Zielen möglich ist

zu verhindern, dass sich den Kindern auf der Oberstufe, wo nicht nur die männlichen Lehrkräfte überwiegen, sondern auch das Fachlehrersystem beginnt, die Ueberzeugung festigt: Frauen als Fach(lehr)kräfte seien entweder nicht gefragt oder nicht existent.

Im einzelnen meinen wir, und wiederholen damit Empfehlungen aus dem ersten Teilbericht (S: 46 f.) von 1979:

"Mädchen und Knaben sollen nach dem gleichen Lehrplan und mit der gleichen Stundenzahl auf die Aufgabe vorbereitet werden, die sie später im Beruf und in der Familie (Kindererziehung und Haushaltsführung) bewältigen müssen. Auf der Oberstufe der Grundausbildung soll gezielt ein gemeinsamer Unterricht in Erziehungslehre, Gesundheitslehre und Hauswirtschaft einsetzen; die Fächer sind auf höheren Schulstufen zu vertiefen.

Besonders hinzuweisen ist auf die Forderung, dass Mädchen dieselbe Stundenzahl für Turnen und Sport haben müssen wie Knaben. Nicht nur besteht ein Zusammenhang zwischen der Schulung körperlicher Fähigkeiten und der psychischen und intellektuellen Entwicklung, dem Sport kommt gerade im Kindes- und Jugendalter auch als Quelle der Selbstbestätigung und des sozialen Prestige grosse Bedeutung zu.

Der starke Einfluss der Schulbücher auf geschlechtsspezifische Rollenbilder ist abzubauen. Bei der Revision und der Neueinführung von Schulbüchern ist darauf zu achten, dass die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft richtig und differenziert dargestellt wird. Nicht zu vergessen ist, dass auch in den Textaufgaben der Rechenbücher und in diversen Sachkundebüchern überholte Vorstellungen ausgedrückt werden.

Im Sinne von Angebots-, nicht von Pflichtschulen zu fördern ist die Erweiterung des Angebots von Ganztageschulen; zumindest sollten solche Experimente intensiviert werden. Alternativschulen müsste mit staatlicher Unterstützung ermöglicht werden, neue - für Mädchen und Knaben gleiche - Lehrpläne zu erproben. Zu fördern wären alle Reformen der Strukturen und Programme mit dem Ziel, jedem Schüler eine möglichst sorgfältige Wahl seiner weiteren Ausbildung zu ermöglichen.

Die freie Wahl der Ausbildung und des Berufs ist zu gewährleisten. Im besondern soll in allen, die Ausbildung und den Zugang dazu betreffenden Gesetzen, Reglementen und Verträgen jede Diskriminierung nach dem Geschlecht, dem Alter und dem Zivilstand ausgemerzt werden.

Zu prüfen sind Möglichkeiten zur Förderung der Bereitschaft junger Mädchen, einen "Männerberuf" zu erlernen (und der Burschen, sich in einem "Frauenberuf" ausbilden zu lassen), wie auch der für die Ausbildungsstätten Verantwortlichen, ihnen eine solche Ausbildung anzubieten.

An Seminarien und in Weiterbildungskursen sind Lehrer sowie Ausbilder in Betrieben zu sensibilisieren, damit sie sich ihrer Normvorstellungen für Knaben und Mädchen gewahr werden und dann versuchen können, objektiver zu urteilen. Wissenschaftler sind eingeladen, Tests hinsichtlich impliziter Geschlechtsrollen-Vorurteile zu untersuchen und diese zu eliminieren.

Der "Umbruchpunkt" in der schulischen Karriere von Mädchen und Knaben sollte zum Gegenstand breit angelegter, interdisziplinärer Studien werden."

In einer pluralistischen und freiheitlichen Gesellschaft ist davon auszugehen und darauf zu achten, dass alle Mitglieder - Männer und Frauen - möglichst weitgehend ein Leben nach ihren eigenen Vorstellungen und Wünschen führen können. Dies ist nur möglich, wenn jeder auch für sich selbst sorgt.

Mehr Freiheit und neue Möglichkeiten lassen sich nicht mit Zwang herbeiführen. Man muss sie wählen im Bewusstsein ihres Nutzens. Dies heisst nun nicht, dass jede Beeinflussung in Rich-

tung der neuen Chancen verpönt sei. Ausschliessen möchten wir nur die Pflicht, das Gebot, die Norm. Eine positive Verstärkung durch Anreize mannigfacher Art scheint uns aber durchaus zuträglich, ja erwünscht. Wie wir uns solche Anreize vorstellen, ist hinten auf S. 120 ff. ausgeführt. In erster Linie nötig ist es, die heranwachsenden jungen Frauen und Männer überhaupt instand zu stellen, dereinst den Anreizen zu folgen. Dazu brauchen sie zuerst eine solide Ausbildung. Noch immer sind die Mädchen und ihre Eltern nicht ohne weiteres vom Nutzen einer guten, allenfalls langen und aufwendigen Lehre oder eines Studiums überzeugt. Deshalb lautet unsere

Dritte Empfehlung:

Die Bedeutung der Beratung im Hinblick auf eine weitere Ausbildung und bei der Berufswahl sowie die Verantwortung der zu solcher Beratung Berufenen (Eltern, Lehrer, Lehrmeister, Berufsberater) kann nicht genug betont werden. Die Mädchen benötigen Hilfe, um ihre Zukunft zu planen. Sie brauchen Hilfe, um Hindernisse zu überwinden, um Risiken einzugehen, um anspruchsvolle Berufspläne verwirklichen zu können. Diese Hilfe besteht zunächst in der Ermunterung, eine gute Ausbildung nach den eigenen Wünschen und Anlagen zu wählen und durchzuhalten. Sie besteht sodann im Angebot von Ausbildungshilfen, seien es Stipendien oder Darlehen. Sie besteht schliesslich darin, den Mädchen Wege zur dereinstigen Bewältigung des beruflichen und des persönlichen (familiären) Lebens zu weisen.

Ist die Ausbildung abgeschlossen, beginnt die erste Zeit der beruflichen Praxis. Es scheint uns besonders wichtig, diese Anfangsjahre vorwiegend unter dem Gesichtspunkt des Dazulernens, der Vervollständigung und Differenzierung des an der Schule oder in der Lehre erworbenen Wissens zu betrachten. Wo dies heute nicht möglich ist, sind die Bedingungen zu verbessern. In dieser Zeit wird nämlich Erfahrung erworben, die später unschätzbar sein kann. Ausserdem werden Verbindungen hergestellt, Kontakte geknüpft, die auch eine Phase der Berufsaufgabe überdauern und den Wiedereinstieg wesentlich erleichtern, ja überhaupt erst ermöglichen können. Entschliesst sich die Frau nach einer solchen Arbeitsphase von ein paar Jahren, mit einem Partner zusammenzuleben und allenfalls Kinder zu haben, so erscheint die Ehe kaum mehr als Flucht aus einer unbefriedigenden, entfremdenden, von Anfang an als vorübergehend gedachten Situation. Sie ist vielmehr eine bewusst gewählte andere Lebensart.

Auf die wirtschaftliche Selbständigkeit sollte diese Lebensart keinen Einfluss haben, solange sie Partnerschaft unter Erwachsenen bleibt, die selbst für sich aufkommen können. Bis zur Heirat (oder einer anderen Form von Partnerschaft) kommt die Frau selbständig für ihren Lebensunterhalt auf und sorgt vor, indem sie Beiträge an die AHV/IV, die Arbeitslosenversicherung, die Krankenkasse, die Unfallversicherung, usw. bezahlt. Es ist nicht einzusehen, weshalb dies in der Ehe (ohne Kinder) anders sein soll.

Die Versorgungsunabhängigkeit aller Erwachsenen ist ein Teil der Menschenwürde (4). Selbständigkeit und freie Entfaltung des Einzelnen sind - bei noch soviel Verständnis und Wohlwollen seitens eines Partners - schwer möglich in wirtschaftlicher Abhängigkeit. Gerade in einer liberalen Gesellschaft sollte die Versorgungsabhängigkeit der Erwachsenen selbstverständlich sein oder - denn sie ist es nicht - werden. Wie liesse sich unsere Forderung nach mehr Möglichkeiten für ausserhäusliche Tätigkeiten von Frauen anders denn als Privilegierungsabsicht auffassen, wenn ausser dem Bedürfnis nicht auch eine gewisse Notwendigkeit dafür bestünde? Diese Notwendigkeit ist natürlich Männern und Frauen mit Betreuungspflichten, namentlich für Kinder, nicht zuzumuten. Für sie muss eine angemessene Lösung gefunden werden, die dennoch Versorgungsunabhängigkeit gewährleistet.

Wenn wir eine Aenderung nicht einsehen, wollen wir sie allerdings auch nicht ausschliessen. Den Partnern soll es freistehen, auf das Einkommen des einen zu verzichten. Es soll jedoch ebenfalls ihre Sache bleiben, wie sie die Altersvorsorge desjenigen finanzieren, der nicht einem Erwerb nachgeht, oder wie sie es machen, wenn beide teilweise berufstätig sind und teilweise den Haushalt besorgen. Der Selbständigkeit der Frau abträglich wäre es, wenn weiterhin der Mann mit gleichbleibenden Beiträgen die Alters- und Invaliditätsvorsorge auch der Frau aufbaut, ohne dass diese einen Beitrag zu leisten hat. Die Freiheit zur Ehe darf nicht durch den Köder der Versorgung geschmälert werden.

Vierte Empfehlung:

Mann und Frau sollen auch in der Ehe versorgungsunabhängig sein. Die Versorgungsunabhängigkeit darf keine Pflicht zur Berufstätigkeit beinhalten, schliesst aber auch jeden nicht selbst finanzierten Anspruch auf Leistungen bei Invalidität, Arbeitslosigkeit, Alter und Tod des Partners aus.

Anders wird die Lage, wenn Kinder zur Welt kommen.

Fünfte Empfehlung:

Personen ohne soziale Pflichten (ohne Kinder) sind solidarisch mit den Personen mit Kindern. Sie gewährleisten mit Beiträgen die Versorgungsunabhängigkeit der Personen mit Betreuungspflichten (Elternurlaub für Vater und Mutter).

Nach allen Erfahrungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen ist die Betreuung von Kleinkindern durch die Eltern in den ersten Monaten die beste Lösung. Es wäre aber irrig zu meinen, dafür kämen nur oder in erster Linie die Mütter in Frage. Ein Vater kann seine Kinder ebenso gut betreuen; der Wunsch wächst übrigens bei Angehörigen der jüngeren Generation.

Sechste Empfehlung:

Der Wunsch der Eltern, je teilweise ihre Kinder betreuen zu können, sollte von den Arbeitgebern möglichst erfüllt werden. Das heisst: für Väter und Mütter von Kleinkindern werden Stellen geschaffen, in die sie sich teilen können. Zu prüfen ist eine generelle Herabsetzung der maximalen Arbeitszeit. Die Möglichkeiten der flexiblen Arbeitszeit sind voll auszuschöpfen. Es ist zu prüfen, wieweit Arbeiten dank elektronischen Hilfsmitteln nach Hause verlegt werden können. Auch sind vermehrt Teilzeitstellen zu den gleichen Bedingungen wie bei Vollzeitarbeit zu schaffen, obwohl damit das Problem nicht wesentlich Milderung erfährt.

Die Bedürfnisse der Kinder ändern sich spätestens beim Eintritt in den Kindergarten. Jetzt steht den Eltern wieder eine bestimmte Zeit täglich zur Verfügung, während der sie die Kinder gut versorgt wissen. Ohne Schaden für die Kinder wird nun eine Ausdehnung der Arbeit ausser Hauses möglich. Es geht darum, diese Möglichkeit in ihrer Bedeutung zu erkennen und zu stärken. Wie?

Siebente Empfehlung:

Kinder der gleichen Altersgruppen (z.B. Kindergarten und 1.-3. Klasse, 4.-6. Klasse, 7. und weitere Klassen) sollen möglichst zur gleichen Zeit den Schultag beginnen und beenden. Bei der Stundenplangestaltung ist darauf zu achten, dass der Aufenthalt in der Schule (Unterricht und betreute Zwischenzeiten, ev. Mahlzeiten, Aufgabenhilfe, usw.) einen täglichen Block bilden. Wenn möglich soll - unter Beteiligung der Eltern - eine Tagesschule eingerichtet werden. Sind diese Postulate von der Schule nicht zu erfüllen, so könnten sie von den Eltern einer Schulklasse oder eines Quartierteils gemeinsam verwirklicht werden. Daneben müssen auch für alleinerziehende Eltern die notwendigen Infrastrukturen (Krippen, Horte, Tagesmütter) zur Betreuung der Kinder in guter Qualität eingerichtet werden.

Für Frauen und Männer, die während der ersten Jahre ihrer Kinder den Beruf ganz oder teilweise aufgegeben haben, beginnt nun die Zeit des Wieder- oder des verstärkten Einstiegs.

Achte Empfehlung:

Der berufliche Wiedereinstieg soll durch Kurse gestützt und erleichtert werden. In den Kursen ist in erster Linie das Selbstvertrauen der Einsteigenden zu stärken und zu festigen. Sodann sind berufsbezogene Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln. Die Organisatoren der Kurse und deren Teilnehmer sollen von der öffentlichen Hand unterstützt werden.

Die Kinder sind tagsüber einige Stunden in der Schule, die Eltern können ohne weiteres Kinderbetreuung und eine Teilzeitarbeit verbinden. Für alleinerziehende Eltern stellt sich die Frage nach der Freizeit (und der Kinderbetreuung während der Schulferien, die um ein Mehrfaches länger sind als die bezahlten - und häufig: die möglichen - Ferien eines Arbeitnehmers). Für die Eltern in vollständigen Familien oder in einer andern Paarbeziehung stellt sich die Frage der Aufgabenteilung. "Gleichberechtigung und Partnerschaft - wie wir sie verstehen - müssen dem Mann ebenso erlauben, eine familiäre Aufgabe zu übernehmen, wie sie der Frau offenlassen sollen, sich ausserhalb der Familie zu qualifizieren und zu betätigen. Dabei wird im allgemeinen - und wir halten diese Auffassung für falsch und den Fraueninteressen keineswegs förderlich - nur von den Frauen eine Veränderung, ein Aktivwerden verlangt, während den Männern bestenfalls zugemutet wird, das Tätigwerden der Frauen zuzulassen". Dies schrieben wir 1979 im ersten Teilbericht (S. V). Wir halten das Gewährenlassen allein noch immer für falsch; ein Einbezug des Mannes und Vaters in die Familie ist aus der Sicht der Frau, der Kinder, aber auch der Männer selbst erwünscht. Aber was, wenn er nicht erfolgt? Wie könnte dem Wunsch nachgeholfen, könnten Hindernisse auf dem Weg der Männer in die Familie abgebaut werden?

Ein Hemmnis ist gewiss das ungleiche Einkommen von Frauen und Männern: im gleichen Beruf verdienen Frauen nach wie vor weniger, zudem arbeiten viele Frauen in den schlechtest entlöhnten Berufen überhaupt. Wenn nicht beide Partner einem Erwerb nachgehen müssen, wird deshalb eine einfache Rechnung immer zugunsten des Männerberufs ausfallen. Da kann auch der neue Verfassungssatz "Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit" direkt nicht viel verbessern. - Sodann ist die Haus- und Beziehungsarbeit in der Schweiz immer noch nicht bewertet. Sie erscheint nicht in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung; wer Kinder betreut und den Haushalt führt, trägt nicht zur Mehrung des Sozialprodukts bei. Was nicht bewertet ist, ist bekanntlich nichts wert. Hier wäre, im Sinne eines vom Nationalrat unlängst angenommenen Postulats Bacciarini, der Hebel anzusetzen. - Ferner sind die Männer auf die Arbeit im Haus und mit Kindern kaum vorbereitet. Einer neuen Generation wird es vielleicht selbstverständlich sein, Kinder zu versorgen, zu kochen, zu waschen, usw. Heute sind die jungen Männer im allgemeinen noch nicht soweit, aber sie können und sollten es lernen. Was ist daraus abzuleiten? Wir bekräftigen Postulate aus dem ersten Teilbericht (S. 80f.), die noch aktuell sind:

Neunte Empfehlung:

Die Spaltung des Arbeitsmarktes in einen Frauen- und in einen Männerteil ist zu überwinden.

Sämtliche geschlechtsspezifischen Berufsbildungsgänge sind abzuschaffen.

Die Frauen benachteiligenden Altersgrenzen bei Anstellungen sollen aufgehoben werden.

Das Sozialversicherungsrecht (sowie das Rentenalter) müssen für Frau und Mann vereinheitlicht werden.

Die Familienarbeit, d.h. alle täglich anfallende Arbeit, die ein Familienmitglied für das andere leistet, soll bewertet und auf Frau und Mann umverteilt werden.

Zu diskutieren ist sodann über die Art, wie der Produktivitätsfortschritt weitergegeben wird. Eine Debatte, in die vornehmlich Wissenschaftler und Experten einzubeziehen wären, hätte vor allem zwei Gesichtspunkte zu beachten:

. Der Fortschritt sollte sich anstatt in mehr Lohn in Arbeitszeitverkürzungen niederschlagen, und zwar nicht zum Zweck längerer Freizeit, sondern mit dem Ziel einer weniger ausgeprägten gesamtgesellschaftlichen, geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in neuen Arbeitsbedingungen (konkret gefragt: könnte eine solche Verkürzung z.B. bestehen in weniger Arbeitstagen, einem Familientag, usw.?).

. Das Gefälle zwischen Männer- und Frauenlöhnen soll verringert werden in Anlehnung an die Bestrebungen um eine Verringerung der Lohnunterschiede allgemein.

44 Massnahmen und Anreize

Und wenn sich trotz all unserer weitgefächerten Empfehlungen - die in aufklärerischem Glauben an die Einsicht der Menschen appellieren und die Erziehung, die Ausbildung, die Selbsthilfe, die Sozialpartnerschaft betonen - nichts tut, weil wir die Bereitschaft zu vernunftsmässigem Handeln oder die positiven Kräfte oder die wirtschaftlichen Möglichkeiten überschätzen? Und was, wenn die Männer einfach nicht wollen; wenn sie das, was uns als Chance zu ihrer eigenen Emanzipation aus Rollenzwängen erscheint, ablehnen? Dann müsste zugunsten der Frauen letztlich doch der Staat - der jetzt schon als Arbeitgeber Vorbild zu sein hat - intervenieren. Er ist dazu im neuen Gleichberechtigungartikel der Bundesverfassung ausdrücklich aufgerufen ("Der Gesetzgeber sorgt für ihre Gleichstellung in Familie, Ausbildung und Arbeit").

Diese Intervention stellen wir uns, von indirekten zu unmittelbar wirksamen Massnahmen fortschreitend, vom Anreiz zum Gebot sich steigernd, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, aber unter Betonung der wohl wichtigsten Punkte wie folgt vor:

Erste Massnahme:

Artikel 163 des Entwurfs zu einem neuen Eherecht wird ergänzt durch einen Absatz, wonach für den Fall unlösbarer Meinungsverschiedenheit zwischen den Partner die je hälftige Teilung in den Unterhalt der Familie vorgeschrieben wird. Damit wird für den schlimmsten Fall eine Lösung vorgesehen, die eigentlich erwünscht ist.

Zweite Massnahme:

Anhand ausländischer Versuche und Erfahrungen zu überlegen ist die Koppelung von Subventionen der öffentlichen Hand an bestimmte, je nachdem wachsende Frauenquoten, und zwar nicht nur, was die Vertretung von Frauen in Kaderpositionen betrifft, sondern auch zur "Oeffnung" bisher vorwiegend "männlicher" Berufe für Frauen. Auf jeden Fall sind Frauen bei gleicher Qualifikation im Sinne einer kompensatorischen Arbeitsmarktpolitik von der öffentlichen Verwaltung bevorzugt anzustellen.

Nach der Regelung für den Konfliktfall unter Partnern und einer Aufforderung an den Staat skizzieren wir einige Anreize, mit denen die öffentliche Hand es den einzelnen Bürgern wie auch den Wirtschaftsunternehmungen schmackhaft machen könnte, Gleichberechtigung zu leben und zu ermöglichen.

Anregung für Anreize

Steuererleichterungen für Familien oder ohne Trauschein zusammenlebende Paare (mit Kindern), die mehr als ein Einkommen erzielen, würden gewiss einen Anreiz für partnerschaftliches Verhalten bilden.

Steuerbegünstigen (z.B. Abschreibungserleichterungen) für Unternehmen, die

- . einen bestimmten Anteil der Stellen auf allen Ebenen für Frauen reservieren,
- . für Frauen und Männer Teilzeitstellen (auch in Kaderpositionen) schaffen,
- . und auf familiäre Bedürfnisse von Frau und Mann Rücksicht nehmende Arbeitsbedingungen kennen,

würden bestimmt mehr Arbeitsplätze für Frauen schaffen helfen und eine organischere Verbindung von Familien- und Berufsleben herbeiführen.

Grosszügige Stipendien oder Darlehen für Mädchen, die nach der obligatorischen Schulzeit eine langdauernde Ausbildung oder eine Lehre in einem typischen Männerberuf beginnen, würden - im Sinne einer vorübergehenden Privilegierung der Mädchen - diese noch immer nicht normale Entscheidung auch und gerade der Eltern erleichtern.

Eine Betreuungsentschädigung für die Eltern eines Kleinkindes (Beispiel: Mutter und Vater haben einen persönlichen, nicht übertragbaren Anspruch auf ein Jahr Berufsurlaub bei Lohnfortzahlung in zu bestimmendem Umfang; nimmt einer sein Recht nicht wahr, verfällt es) würde wohl die Beschäftigung der Väter mit ihren Kindern fördern und gleichzeitig wahrscheinlich die öffentliche Hand von Aufwendungen für Krippen und Horte entlasten. Praktisch lässt sich ein Entschädigungssystem denken, das ähnlich der Erwerbsersatzordnung für den Militärdienst funktioniert.

Dies sind einige wenige Beispiele. Unzählige weitere sind denkbar und, den festen Willen sowie die nötige Hartnäckigkeit vorausgesetzt, realisierbar. Finanzielle Aufwendungen dürften nur in bescheidenem Umfang erforderlich sein und längerfristig durch die geförderte Leistungsbereitschaft und die wachsende Produktivität ausgeglichen werden. Da wir überzeugt sind, dass die Verbindung einer häuslichen und einer beruflichen Tätigkeit für Frauen wie Männer ein Gewinn, ja eine Befreiung bedeutet, halten wir ein Anreizsystem für möglich und auch genügend.

Schliesslich sei daran erinnert, mit wie wenig und wie groben Daten wir bei der Ausarbeitung des vorliegenden Berichtes auskommen mussten. Die vorhandenen wissenschaftlichen Erkenntnisse bilden eine dünne, von Sprüngen durchzogene Eisschicht, auf der man sich nur äusserst vorsichtig bewegen kann. Wie wir bereits im ersten Teilbericht geschrieben haben, tun deshalb mehr, bessere, differenziertere Daten Not.

Dritte Massnahme:

Im Rahmen der Nationalen Forschungsprogramme wird eines ausgeschrieben, das die hauptsächlichen Probleme des Zusammenlebens von Mann und Frau und die dafür notwendigen erzieherischen, wirtschaftlichen, rechtlichen Voraussetzungen zum Gegenstand hat.

Diese Fragestellungen sind auch in allen übrigen NFP zu beachten.

45 Freiheit zur Wahl

Wir haben bis jetzt, wie zu Beginn schon erwähnt, fast ausschliesslich von der Frau geschrieben, die in Partnerschaft lebt und vielleicht Kinder hat. Die Situation und die Probleme der freiwillig oder gezwungenermassen alleinstehenden Frauen kamen nicht zur Sprache, sofern es sich nicht um alleinerziehende Mütter handelt. Mit Grund:

Wenn unsere Empfehlungen Gehör finden und sukzessive zu Veränderungen führen, wird einer Frau das Zusammenleben mit einem Mann in Partnerschaft tatsächlich möglich. Die Wahl, vor der eine Frau steht, wird dann nicht mehr lauten: Familie oder Beruf? - sondern: Partnerschaft oder Alleinsein? So wird die Ehe und Familie

zu einer echten Wahl. Zu einer Wahl deshalb, weil andere Lebensformen gleichberechtigt offenstehen. Das Prinzip der Versorgungsunabhängigkeit ebnet Unterschiede zwischen der Ehe, einer andern Form des Zusammenlebens und dem Alleinsein ein. Die alleinstehende Frau mit Kind ist, was materielle und institutionelle Anerkennung und Hilfe betrifft, der verheirateten gleichgestellt. Es gibt kein gesellschaftliches Muster mehr, das auf die Ehe und Familie ausgerichtet ist, und gegen das man sich entscheiden muss, bzw. das man gegen sich hat, wenn man allein bleibt. Alle Frauen - verheiratete und unverheiratete, in Paarbeziehungen ohne Trauschein lebende, kinderlose und Kinder erziehende Frauen - sind dann untereinander so gleichgestellt und so unterschiedlich gestellt wie es die Männer unter sich heute sind. Das Geschlecht und der Zivilstand als Diskriminierungsfaktoren sind weggefallen. Was bleibt, ist der eigene Entschluss und das eigene Schicksal.

Anmerkungen

Zitiert werden Werke, die im Literaturverzeichnis (S.129 ff.) enthalten sind, nach folgendem Schema: Autor (oder Stichwort aus dem Titel), Jahr.

Einleitung

- 1) Die Stellung der Frau in der Schweiz, Teil I: Gesellschaft und Wirtschaft, Bern 1979; Teil III: Recht, Bern 1980.
- 2) Held/Levy, 1974.

1. Die Frau in der Familie

- 1) Unter 'Normalbiographie' (vgl. Levy, Der Lebenslauf als Statusbiographie; Beck-Gernsheim, Das halbierte Leben) wird das für die Frau in Gesellschaften wie der unseren vorherrschende Lebensorientierungsmuster verstanden, wonach die individuelle Biographie einer Frau sich in typische Phasen unterteilt: Ausbildung - Berufstätigkeit - Heirat - Kinder - Nachkinderphase. Der typische Verlauf der Biographie wird dabei bestimmt durch den Einschnitt 'Heirat' oder aber spätestens 'Kinder', der mit einer Aufgabe oder zumindest Reduktion der Berufstätigkeit gekoppelt ist. Die Normalbiographie ist zum einen normativ, zum andern Realität, d.h. Verlaufsmuster für die Mehrheit der Frauen. Sie hat insofern normativen Charakter, als sie sich ganz klar nach den Normen bürgerlichen Familienlebens ausrichtet, die sich im Zuge der Industrialisierung in der Schweiz herausgebildet haben. Diese Normen verweisen die Frau klar auf die Bereiche Haushalt und Kindererziehung und schliessen sie aus dem Bereich der Berufstätigkeit sowie des übrigen öffentlichen Lebens aus. So bildeten denn auch das auf Ausbildung und Berufstätigkeit und in der Folge auf politische Rechte die ersten Bestrebungen der bürgerlichen Frauenbewegung.

Für die Frauen der unteren Schichten entsprach die 'Normalbiographie' insofern nie der Wirklichkeit, als für sie die typischen biographischen Einschnitte 'Heirat' und 'Kinder' nicht mit der Aufgabe der Erwerbstätigkeit verbunden waren und es auch heute nicht durchgängig sind. Dennoch verbreitete sich die Norm der nichterwerbstätigen verheirateten Hausfrau und Mutter bis weit in die Unterschicht und wird auch heute noch als erstrebenswertes - aber eben oft unerreichtes - Modell betrachtet. Das heisst nicht, dass diese mehr der alten Norm anhängen, sondern dass sie ihre Arbeitsbedingungen mit der Doppelrolle nicht als ideal empfinden. Die Auswirkung dieser Norm als allgemeingültige, obwohl aus finanziellen Gründen nicht allgemein befolgte, äussert sich unter anderem darin, dass die erwerbstätigen verheirateten Frauen ihre Doppelbelastung (durch Haushalt und Beruf) oder aber Dreifachbelastung (Haushalt, Beruf, Kinder) als 'Schicksal' akzeptieren.

- 2) Unter männlicher Dominanz wird hier das traditionelle männliche Rollenverhalten verstanden, wonach ein Mann für die Familie und für das Paar letztlich die Entscheidung trifft und auch für die Vertretung der Gemeinschaft gegen aussen zuständig ist.
- 3) Untersuchung über die Stellung der Frau in der Schweiz, im Auftrag der Nationalen Schweizerischen UNESCO-Kommission. Berichterstatte T. Held/R. Levy; im Buchhandel erschienen 1974 unter dem Titel "Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz".
- 4) Levy, 1977.
- 5) Bericht über die Lage der Familie in der Schweiz, Bundesamt für Sozialversicherung (BSV), 1978.
- 6) Schweizer, 1980.
- 7) Höpflinger, 1981.
- 8) Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1980.
- 9) Duss-von Werdt/Fuchs, 1980.
- 10) Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1979.
- 11) Ausserehelich heisst in diesem Zusammenhang, dass Vater und Mutter nicht miteinander verheiratet sind; vorehelich heisst, dass die Empfängnis zwar nicht in der Ehe stattfand, aber zu dieser führte.
- 12) NZZ, 24.2.1981.
- 13) Ausführungen zur Methodik und zur theoretischen Einbettung der empirischen Ergebnisse sind ausführlich dargestellt bei Ryffel-Gericke, Die Geburt des ersten Kindes, in: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 1, 1980, 43-63.
- 14) Höpflinger u.a., 1980.
- 15) Zu einer ähnlichen Diskrepanz zwischen idealer und real geplanter Kinderzahl kommen auch Bassand/Kellerhals, 1975 und Moors, 1975.
- 16) Dieser sehr ausgeprägte Wechsel in den familiären Binnenbereich mag an der Auswahl der befragten Personen liegen, von welchen keine einzige Frau in einem Kader- oder karriereorientierten Beruf tätig war.

- 17) Held/Levy, 1974.
- 18) ESTA, Volkszählung 1970, Bd. 7, Bern 1974.
- 19) Monnier, 1979.
- 20) Allemann-Tschopp, 1978.
- 21) Levy, 1977.
- 22) Dieser Anspruch erfüllt sich jedoch nur für den berufstätigen Mann - von der berufstätigen Frau wird nach wie vor erwartet, dass sie neben ihrer ausserhäuslichen Arbeit den Haushalt besorgt und das entspannende Klima für den Mann und für sich selbst schafft. Vgl. auch Kellerhals/van Keep, 1974.
- 23) Kellerhals/Steinauer, 1976.
- 24) Held/Levy, 1974.
- 25) Szinovacz, 1979.
- 26) Kellerhals/van Keep, Normes du rôle féminin et division du travail dans la famille urbain (in: Contribution à l'analyse sociologique de la Suisse, Genève 1974); Perception du rôle féminin dans la famille et stratégies de réalisation: essai sur l'inégalité devant le vieillissement (communication au 8e congrès mondial de sociologie, Toronto 1974). Die beiden Artikel gründen auf im Frühling 1972 in der Agglomeration Zürich durchgeführte Interviews mit gesamthaft 940 Schweizerinnen, die mit ihrem Ehemann zusammen leben (700 Frauen im Alter von 46-55 Jahren, je 120 Frauen in der Altersgruppe 40-45 Jahre, bzw. 56-60 Jahre).
- 27) Bassand/Kellerhals, Familles urbaines et fécondité, Genève 1975. Ziel der Untersuchung: Analyse bestimmter sozialer Determinanten für die Fruchtbarkeit. Antwort auf die folgenden Fragen:
 - Welchen Platz nimmt das Kind in der heutigen städtischen Familie ein?
 - Welche sozialen Funktionen erfüllt es, welche Kosten verursacht es?
 - Gibt es, im Bereich der Familienplanung, Normen, die das Verhalten der Paare beeinflussen? Wenn ja, welches sind die Strategien, um sich an diese Normen anzupassen? Sind sie tauglich oder untauglich?
 Befragte Personen: 2'460 Frauen (41% Schweizerinnen, 21% Italienierinnen, 10% Spanierinnen) mit Wohnsitz in Genf, verheiratet und schwanger, welche zur Geburt, zur Schwangerschaftskontrolle oder zur Abtreibung die Genfer Krankenhausdienste beanspruchten. Zeit der Befragung: Oktober 1966 bis März 1968.
- 28) Held/Levy, 1974.
- 29) Ibid.
- 30) Kellerhals/Steinauer, Système de marché, classe et systèmes de mariage: analyse de trois ensembles normatifs (in: Revue Suisse de Sociologie, Genève 1976). Umfragen bei 557 verheirateten Schweizer Paaren im Kanton Genf (432 Paare wurden zweimal interviewt); Mann und Frau wurden separat befragt über Herkunft und Ausbildung, Grund der Eheschliessung, Meinung zu den traditionellen Werten der Ehe, gewünschte und tatsächliche Arbeitsteilung in der Ehe, Kinderwunsch- bzw. -ablehnung, Kenntnis und Ansprüche an Familien- und Eherecht, verschiedene Normen zum Austausch, zur Autonomie, usw.
- 31) Unteregger-Mattenberger, Partnerschaft und Machtgefälle in der Ehe, Zürich 1974. (unveröffentlichter Forschungsbericht). Befragung von 39 Ehepaaren der Mittelschicht mit Kindern, wovon das jüngste die 4., 5. oder 6. Grundschulklasse besucht. Die Hälfte der befragten Ehefrauen war berufstätig, alle Paare wohnten in Zürich.
- 32) Dies liegt mit hoher Wahrscheinlichkeit auch daran, dass den Frauen ein guter Teil der Motivation für eine ausserhäusliche Erwerbstätigkeit angesichts der zu erwartenden Doppelbelastung und der relativ geringen Frauenlöhne verloren geht.
- 33) Heintz, Die sanfte Gewalt in der Familie (Resultate einer im vollen Umfange noch nicht publizierten Untersuchung). Ueberprüfung von 'Realitätsmodellen' von Hausfrauen und Berufstätigen. Befragt wurden 120 nicht berufstätige Frauen mit Kindern und 115 berufstätige Frauen ohne Kinder. Alle Frauen waren verheiratet, zwischen 25 und 35 Jahre alt und wohnten in der Stadt Zürich.
- 34) Vgl. Die Stellung der Frau in der Schweiz, Teil I, 1979, 45 ff.
- 35) Seit 1970 ist diese Zahl zuerst wegen der Hochkonjunktur angestiegen, anschliessend in den Rezessionsjahren seit 1975 wieder gesunken. Die Erwerbsquote der verheirateten Ausländerinnen liegt dabei durchgehend höher als jene der Schweizerinnen.
- 36) Held/Levy, 1974.
- 37) Mouvement populaire des familles, Comment vivent-ils? Les ménages salariés romands en chiffres, Genève 1979. Im Rahmen einer immer noch laufenden Untersuchung wurden zum Thema "Rolle, Bild und Arbeitskraft der Frau" im Frühling 1977 1'033 Haushalte interviewt. Es waren die Haushalte von Arbeitnehmern aus verschiedenen sozialen Schichten (Zufallserhebung) aller französisch-sprechenden Kantone. Nationalität: 73% Schweizer, 18% Ausländer, 9% gemischt. Berufsgruppen: 47% Arbeiter, 21% untere Angestellte, 26% mittleres Kader, 6% höheres Kader. Durchschnittslohn: Fr. 2'800.-.
- 38) Kellerhals/van Keep, 1974.
- 39) Mouvement populaire des familles, 1979.
- 40) Ibid.
- 41) Chollét, Activité professionnelle de la femme mariée. Résultats d'une enquête faite sur un échantillon de femmes mariées résidant à Lausanne, Lausanne 1974. Befragt wurden 405 Frauen.

De Dardel/Schmid, Activité professionnelle de la femme mariée. Résultats d'une enquête faite sur un échantillon de femmes mariées résidant dans cinq communes de l'Ouest lausannois, Lausanne 1974. Diese Umfrage wurde beschränkt auf 102 verheiratete Frauen mit Kindern unter 16 Jahren. 50% hatten vorschulpflichtige Kinder, 50% hatten schulpflichtige Kinder; 50% waren zu Hause, 50% waren berufstätig.

Bei beiden Untersuchungen ging die Frage dahin, ob sich eine Frau
- ausschliesslich der Familie widmen sollte,
- hauptsächlich der Familie und zusätzlich berufstätig sein sollte
- zu gleichen Teilen Familie und Beruf berücksichtigen sollte
- (keine Antwort oder keine Meinung).

- 42) Kellerhals/van Keep, 1974.
- 43) Vgl. u.a. Held/Levy, 1974.
- 44) Unteregger-Mattenberger, 1974.
- 45) Ibid.
- 46) Allemann-Tschopp, Die Funktion des ersten Kindes für die Differenzierung geschlechtstypischen Verhaltens, Bern 1978. Strukturierte Tiefeninterviews mit drei Vergleichsgruppen der Mittelschicht: je 10 ledige Frauen und Männer, die keine Familie gründen wollen; 10 Paare ohne Kinder; 10 Paare mit Kindern zwischen 7 und 18 Monaten (Ehemann mit fester Anstellung).
- 47) Vgl. Die Stellung der Frau in der Schweiz, Teil I, 1979, 64 ff.
- 48) Belser/Hagmann, 1980.
- 49) Szinovacz, 1979.
- 50) Meillassoux, 1975; Alzon, 1977.
- 51) Held, 1978.
- 52) Kellerhals/van Keep, 1974.
- 53) Allemann-Tschopp, 1978; Ryffel-Gericke, 1980.
- 54) Kellerhals et. al., 1981.
- 55) Zeitverwendung in der Schweiz, BFS, 1981.
- 56) Unteregger-Mattenberger, 1974.
- 57) Zeitverwendung in der Schweiz, BFS, 1981.
- 58) Mouvement populaire des familles, 1979.
- 59) Szinovacz, 1979.
- 60) Safilios-Rothschild, 1970 und 1976; Held, 1978.
- 61) Held/Levy, 1974, 147.
- 62) Ibid., 149.
- 63) Unteregger-Mattenberger, 1974.
- 64) Bericht über die Stellung der Frau in Oesterreich, 1975.
- 65) Gewalt gegen Frauen, 1979.
- 66) Eisenbarth/Bosshart, 1980.
- 67) Bulletin des Vereins zum Schutz misshandelter Frauen Bern, 1981.
- 68) Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 647: Die Strafurteile in der Schweiz 1978, BFS, Bern 1980.
- 69) Willi, 1975.
- 70) Levy, 1976; auch ausführlich Held/Levy, 1974, 254 ff.
- 71) Fischer, 1975.
- 72) Duss-von Werdt, Junge Ehepaare. Empirische Untersuchung an 200 Ehepaaren, 1979.
- 73) Zeitverwendung in der Schweiz, BFS, 1981.

2. Unverheiratete Frauen

- 1) Keller/Guyot-Noth, 1978.
- 2) Zur Lebenssituation alleinstehender Frauen, Bonn 1970.
- 3) Duss-von Werdt/Fuchs, 1980.
- 4) Bericht zur Lage der Familie in der Schweiz, BSV, 1978; Held/Levy, 1974.
- 5) Zwar ist für die Zahl der Unverheirateten erst die Gruppe der mehr als 25jährigen von Bedeutung, doch lässt sich diese Zahl aus den statistischen Angaben nicht eruieren.
- 6) Held/Levy, 1974, 293.
- 7) Ibid., 269.
- 8) Duss-von Werdt/Fuchs, 1980, 95.
- 9) Ibid.
- 10) Ibid.
- 11) Ibid.
- 12) Ibid., 122.
- 13) Ibid., 131 ff.

- 14) Oswald, 1973.
- 15) Ibid.
- 16) Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1980.
- 17) Zur Lebenssituation alleinstehender Frauen, Bonn 1970.
- 18) Ibid.
- 19) Ibid.
- 20) Eichenberger, 1971.
- 21) Keller/Guyot-Noth, 1978.
- 22) Schwarzer, 1980.
- 23) Die Stellung der Frau in der Schweiz, Teil I, 1979, 62.
- 24) Held/Levy, 1974, 93.
- 25) Zur Lebenssituation alleinstehender Frauen, Bonn 1970.
- 26) Oswald, 1973.
- 27) Partisans, 1970, 76.
- 28) Zur Lebenssituation alleinstehender Frauen, Bonn 1970.
- 29) Ibid.
- 30) Ibid.
- 31) 'Aussereheliche Mütter' ist ein umfassenderer Begriff als 'ledige Mütter'. Er schliesst neben den ledigen auch geschiedene, verwitwete und verheiratete Frauen ein, die nicht durch den ehemaligen oder gegenwärtigen Ehemann schwanger wurden.
- 32) Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1980.
- 33) Ob sich im relativen Anstieg der ausserehelichen Kinder im Verhältnis zu den ausserehelich gezeugten Kindern ein Tendenzwandel anzeigt, nämlich, dass ein Kind nicht mehr unbedingt zur Ehe zwingt, müsste noch längere Zeit beobachtet werden. Der Vergleich mit den geschlossenen Ehen zeigt eher das Gegenteil: Der Anteil der Ehen mit vorehelich gezeugten Kindern an den Heiraten nimmt wieder zu. Werden auch die legitimierten Kinder betrachtet, so machen die Eheschliessungen von schwangeren Frauen etwa einen Viertel aller Heiraten aus (ESTA, QW 591, 1977, Keller/Guyot-Noth, 1978 gelangen mit Bezug auf die gleiche Quelle zu anderen Schlüssen).
- 34) Stadt Zürich, Geschäftsbericht, 1977.
- 35) Johannes-Biske, 1974.
- 36) Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 1980.
- 37) Johannes-Biske, 1974.
- 38) Bericht zur Lage der Familie in der Schweiz, BSV, 1978; Bächler, 1978.
- 39) Leuenberger, 1978.
- 40) Für Details vgl. Bericht zur Lage der Familie in der Schweiz, BSV, 1978.
- 41) Johannes-Biske, 1974.
- 42) Ibid.; Ammann, 1975.
- 43) Stadt Zürich, Geschäftsbericht, 1977.
- 44) Hutmacher/du Pasquier, 1964.
- 45) Oswald, Die finanzielle Situation von verwitweten und geschiedenen Müttern mit Kindern. Diplomarbeit Schule für Soziale Arbeit Zürich, Zürich 1973. Befragt wurden 23 Frauen, aus zwei Vorortsgemeinden von Zürich, deren Ehe in den Jahren 1967 bis Ende 1971 aufgelöst worden war. In der Auffassung, dass alleinstehende Mütter der Oberschicht nicht im selben Masse mit finanziellen Problemen konfrontiert sind, wurden lediglich Frauen der Unterschicht befragt, d.h. wo der geschiedene, bzw. gestorbene Vater in folgenden Berufsgruppen beheimatet war:
 - Selbständige Landwirte, Pächter und Verwalter landwirtschaftlicher Betriebe,
 - Angestellte und Arbeiter in Land- und Forstwirtschaft,
 - Gelernte Arbeiter in Industrie und Handwerk - angelernte Arbeiter in Industrie und Handwerk, Facharbeiter und unselbständige Handwerker,
 - Ungelernte Arbeiter in Industrie und Handwerk.
 Zur Beweiskraft der Erhebung führt die Autorin selbst aus: "Vorliegende Arbeit erhebt keinen Anspruch auf statistischen Wert. Wir versuchen lediglich, die unterschiedlichen Einnahmequellen der beiden Familiengruppen aufzuzeigen. Die kleine Anzahl Zielpersonen lässt sich von daher rechtfertigen, umso mehr, da sich die Einnahmen verwitweter Mütter in jedem Fall er rechnen lassen." (S. 38).
- 46) Piovano/Vez, 1969.
- 47) Konferenz der Europäischen Familienminister, 1975, Bericht in der Zeitschrift für Sozialberatung, 1975.

3. Alter

- 1) Hörl, 1978.
- 2) ESTA, Bevölkerungsprojektionen für die Schweiz 1976-2006, Bern 1977.
- 3) Rechenschaftsbericht 1978, Schweizerische Rentenanstalt, Zürich 1979.
- 4) ESTA, QW 54, 1975.
- 5) Schatz, 1970.
- 6) Blücher/Büchler/Schweizer, 1976.
- 7) Schatz, 1970, 11.
- 8) Der Bund, 22.3.1980, Ledige eindeutig benachteiligt.
- 9) Blücher/Büchler/Schweizer, 1976.
- 10) Ibid.
- 11) Ibid., 93.
- 12) Dies kann jedoch auch daran liegen, dass ältere Frauen subjektiv eine andere Einstellung zu ihrem Körper und zur Krankheit und auch weniger Distanz zum Arzt haben.
- 13) Schatz, 1970.
- 14) Der Monat in Wirtschaft und Finanz, Nr. 6/1977.
- 15) Schneider, 1978.
- 16) Lehr, 1978.
- 17) Ibid.
- 18) Ibid.
- 19) Klaproth, 1978.
- 20) Prill, 1978; Kellerhals/van Keep, 1974; Ernst, 1977.
- 21) Kellerhals/van Keep, 1974.
- 22) Ernst, 1977.

Eine Umfrage als Ergänzung

- 1) VOX-Analyse der Abstimmung vom 14. Juni 1981.
- 2) Im allgemeinen standen den Befragten vier Antwortmöglichkeiten offen (voll einverstanden, einigermaßen einverstanden, eher nicht einverstanden, überhaupt nicht einverstanden), in einzelnen Fällen musste die Äusserung bejaht oder verneint werden.
- 3) Uninteressant ist die Frage, ob die Äusserungen als solche mehrheitlich befürwortet oder abgelehnt werden; dies ist weitgehend durch die Frageformulierung beeinflussbar.
- 4) Ein Signifikanzniveau von 5% bedeutet, dass die Aussage mit einer Wahrscheinlichkeit mehr als 95% statistisch gesichert ist.
- 5) Wie weit altersspezifische Einstellungsunterschiede einem kulturellen Wandel zuzuschreiben sind oder wie weit sich im Verlaufe des Aelterwerdens Einstellungsänderungen im Sinne einer Anpassung an soziale Gegebenheiten ergeben, konnte hier nicht untersucht werden.
- 6) Die Frage nach Ursache und Wirkung muss hier weitgehend offen gelassen werden.
- 7) Vgl. Schiffer, 1979, 162.
- 8) Vgl. Zeitverwendung in der Schweiz.
- 9) Vgl. a.a.o., 33 ff.
- 10) Wie eine Zusatzauswertung der Zeitverwendung ergeben hat, sind die Männer von voll erwerbstätigen Frauen täglich durchschnittlich 398 Minuten in Beruf und Ausbildung und 39 Minuten im Haushalt engagiert, die Ehefrauen dagegen 330 Minuten resp. 175 Minuten, d.h. täglich insgesamt durchschnittlich 79 Minuten länger.
- 11) Vorurteile halten sich vor allem dort, wo die eigene Erfahrung fehlt. Dies haben verschiedene Ergebnisse der Untersuchung gezeigt. Auch werden mit Vorurteilen persönliche, d.h. sozial weniger akzeptierte Motive kaschiert und das eigene Verhalten gerechtfertigt. So zeigen auch Männer, die sich bei der Kindererziehung oder im Haushalt kaum beteiligen, eine konservativere Haltung zur Geschlechterrolle als solche, die sich engagieren.

4. Folgerungen und Empfehlungen

- 1) Haller-Zimmermann, 1973.
- 2) Schmidbauer-Schleibner, 1978.
- 3) Sozio-ökonomische Aspekte einer Gesamtenergiekonzeption in der Schweiz, 1978.

Literatur

- Herbert ADAMS: Stirb oder werde - Reifungsprozesse der ledigen Frau. In: Schritte ins Offene, Nr. 2/1978.
- Die AHV- und IV-Renten im Lichte der Statistik. Ergebnisse der Monatserhebungen für 1975 und 1976. Bundesamt für Sozialversicherung, Bern 1977.
- Alleinstehende Elternteile und ihre familienpolitischen Probleme. Zeitschrift für Sozialberatung, Nr. 4/5 1975.
- Allein - was nun. Informationen und Hinweise für alleinstehende Mütter und Väter. Hrsg. von der Schweizerischen Pflegekinderaktion Bern und der Pro Juventute Zürich. Pro Juventute Verlag, Zürich 1980.
- Annemarie ALLEMANN-TSCHOPP: Die Funktion des ersten Kindes für die Differenzierung geschlechtstypischen Verhaltens. Dissertation, Universität Bern 1978.
- Claude ALZON: La femme potiche et la femme bonniche. Pouvoir bourgeois et pouvoir mâle. Maspéro, Paris 1979.
- Yves AMMANN: Rapport d'enquête effectué concernant les obligations d'entretien ordonnées par jugement des tribunaux de district du canton de Vaud en 1968, Résumé. Unveröffentlichtes Manuskript beim Eidg. Justiz- und Polizeidepartement, Bern.
- AUF, Mitteilungsblatt des Vereins "Arbeitsgemeinschaft Unverheirateter Frauen", Nr. 3/1978.
- Michel BASSAND/Jean KELLERHALS: Famille urbaine et fécondité. Georg, Genève 1975.
- Hendrik BAUMGARTNER u.a.: Sozialwesen und Sozialarbeit im Kanton Solothurn. Diplomarbeit an den Vereinigten Schulen für Sozialarbeit Bern und Gwatt, Abteilung Teilzeitschule, Bern 1976.
- Simone DE BEAUVOIR: Das Alter. Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1972.
- Elisabeth BECK-GERNSHEIM: Das halbierte Leben. Männerwelt - Beruf, Frauenwelt - Familie. Fischer, Frankfurt a.M. 1980.
- Käthi BELSER/Brigit HAGMANN: Frauen zwischen Beruf und Hausarbeit. Zur Problematik unterbrochener Berufslaufbahnen unter besonderer Berücksichtigung des Wiedereinstiegs. Lizentiatsarbeit am Psychologischen Institut der Universität Bern, Bern 1980.
- Jacqueline BERENSTEIN-WAVRE: Ménagère aujourd'hui. Résultat d'une enquête sur le budget temps-ménage faite auprès de 1'300 ménagères romandes. Edité par Femmes Suisses, Genève 1974.
- Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frauen in Beruf, Familie und Gesellschaft gemäss Beschluss des Deutschen Bundestages vom 9. Dezember 1964. Bonn 1966.
- Bericht der Bundesregierung über die Massnahmen zur Verbesserung der Situation der Frau. Bonn 1972.
- Bericht der Enquête-Kommission "Frau und Gesellschaft" gemäss Beschluss des Deutschen Bundestages vom 25. Mai 1977. Bonn 1980.
- Bericht über die Situation der Familie in Oesterreich. Wirtschaftliche und soziale Situation der Familie (Familienbericht). Bundeskanzleramt, Wien 1979.
- Bericht über die Situation der Frau in Oesterreich (Frauenbericht). Bundeskanzleramt, Wien 1975.
- Bericht über die Lage der Familie in der Schweiz. Bundesamt für Sozialversicherung (BSV), Bern 1978.
- Friederike BERNAUER: Arbeitsteilung bei halbzzeit berufstätigen und halbzzeit erziehenden Eltern. Vordiplomarbeit am Institut für Psychologie der Universität Bern, Bern 1978.
- Zum Betagtenproblem in der Schweiz. Eine Uebersicht über soziale, ökonomische und sozialmedizinische Aspekte. Hrsg. von der Forschungsgemeinschaft für Altersfragen in der Schweiz (FAS), Zürich und Bern 1975.
- BFS, Bundesamt für Statistik, siehe auch ESTA (Eidg. Statistisches Amt).
- Heidi BLASER/Elsi DE BROS: Berufstätige Mütter mit Kindern im Kindergartenalter. Diplomarbeit an der Schule für Sozialarbeit Basel, Basel 1977.
- Judith BLOCHER: Was mache ich aus meiner Unabhängigkeit? In: Schritte ins Offene, Nr. 2/1978.
- R. BLOOD/D. WOLFE: Husbands and Wives. The Dynamics of Married Living. Free Press, New York 1960.
- Viggo BLÜCHER/Peter BÜCHLER/Willy SCHWEIZER: Lebensbedingungen der älteren Einwohner von Steffisburg. Band I: Zusammenfassende Darstellung und Kommentar. Institut für Soziologie der Universität Bern, Bern 1976.
- Viggo BLÜCHER/Peter BÜCHLER/Willy SCHWEIZER: Lebensbedingungen der älteren Einwohner von Steffisburg. Band II: Tabellenteil. Institut für Soziologie der Universität Bern, Bern 1976.
- Barbara BRONNEN: Mütter ohne Männer. Neue Beziehungen zwischen Mann und Frau. Econ-Verlag, Düsseldorf/Wien 1978.
- A.R. BRUGGNER: Die Bewertung des Arbeitsplatzes in privaten Haushalten. Hrsg. von der Stiftung für Erforschung der Frauenarbeit und vom Bund Schweizerischer Frauenorganisationen, Zürich 1977.
- Peter BÜCHLER: Kinder aus unvollständigen Familien. Eine literarisch-empirische Vorstudie. In: Schweiz. Zeitschrift für Soziologie, Nr. 2/1978.
- Bulletin des Vereins zum Schutz misshandelter Frauen Bern, Nr. 6/1981. Sondernummer: 1 Jahr Berner Frauenhaus. Evaluationsbericht, Bern 1981.
- Bundesamt für Statistik, siehe auch BFS und ESTA (Eidg. Statistisches Amt).

- Marga BUHRIG: Alleinsein in einer Welt, in der alle zu zweit sind...?. Boldern Bericht 32. Evangelisches Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Männedorf 1976.
- N. CHOLLET: Activité professionnelle de la femme mariée. Résultats d'une enquête faite sur un échantillon de femmes mariées résidant à Lausanne, Lausanne 1974.
- T. DE DARDEL/D. SCHMID: Activité professionnelle de la femme mariée. Résultats d'une enquête faite sur un échantillon de femmes mariées résidant dans cinq communes de l'Ouest lausannois, Lausanne 1974.
- Liliane DECURTINS: Was kostet ein Scheidungskind? In: "Frau", Nr. 7/1977.
- Josef DUSS-VON WERDT: Konfliktbewusstsein junger Elternpaare. In: Familiendynamik, Nr. 1/1976.
- Josef DUSS-VON WERDT/Armin FUCHS (Hrsg.): Scheidung in der Schweiz. Paul Haupt Verlag, Bern 1980.
- L. EICHENBERGER: Die Wohnsituation alleinstehender, erwerbstätiger Mütter. Diplomarbeit an der Ostschweizer Schule für Soziale Arbeit, St. Gallen 1971.
- Vreny EISENBARTH/Lisbeth BOSSART: Körperliche Misshandlung von Frauen. Untersuchung in der Stadt St. Gallen. Abschlussarbeit an der Ostschweizer Schule für Soziale Arbeit, St. Gallen 1980.
- Ruth EPTING: Für die Freiheit frei. Der Weg der Frau in Kirche und Gesellschaft. Theologischer Verlag, Zürich 1972.
- Cécile ERNST: Das Klimakterium: Tatsachen und Meinungen - gesellschaftliche Integration während und nach den Wechseljahren entscheidend. In: Tages Anzeiger, Zürich 8.10.1977.
- ESTA, Bevölkerungsprojektionen für die Schweiz 1976-2006. Bern 1977. (Beiträge zur Schweizerischen Statistik, Heft 43).
- ESTA, Die Entwicklung der Fruchtbarkeit in der Schweiz. Bern 1977. (Beiträge zur Schweizerischen Statistik, Heft 42).
- ESTA, Eidg. Volkszählung 1. Dezember 1960, Band 27, Schweiz, Teil I, Geschlecht, Heimat, Geburtsort, Konfession, Zivilstand, Alter, Schulbesuch. Bern 1964 (Stat. Quellenwerke der Schweiz, Heft 366).
- ESTA, Eidg. Volkszählung 1. Dezember 1960, Band 32, Schweiz, Teil VI, Haushaltungen. Bern 1966 (Stat. Quellenwerke der Schweiz, Heft 396).
- ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1970. Bern 1972 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 478).
- ESTA, Eidg. Volkszählung 1970, Band 4, Schweiz 1, Geschlecht, Heimat, Konfession, Muttersprache, Zivilstand, Alter. Bern 1972 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 479).
- ESTA, Eidg. Volkszählung 1970, Band 3.01, Kanton Zürich. Bern 1974 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 517).
- ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1971. Bern 1973 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 522).
- ESTA, Eidg. Volkszählung 1970, Band 5, Schweiz 2, Erwerb und Beruf. Bern 1974 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 533).
- ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1972. Bern 1974 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 541).
- ESTA, Eidg. Volkszählung 1970, Band 7, Schweiz 4, Heimat, Geburtsort, Schulbesuch usw.. Bern 1974 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 547).
- ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1973. Bern 1975 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 555).
- ESTA, Eidg. Volkszählung 1970, Band 8, Schweiz 5, Haushaltungen. Bern 1975 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 561).
- ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1974. Bern 1976 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 570).
- ESTA, Eidg. Volkszählung 1970, Band 12, Allgemeines, Textbeiträge, Erhebungspapiere. Bern 1976 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 579).
- ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1975, mit graphischen Darstellungen - Altersstruktur 1860-1975 - Bevölkerungsbewegung 1871-1976. Bern 1977 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 591).
- ESTA, Bevölkerungsbewegung in der Schweiz 1976. Bern 1977 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 603).
- ESTA, Eidg. Betriebszählung 1975, Band 1, Industrie, Gewerbe, Dienstleistungen, Arbeitsblätter, Hauptergebnisse für die Schweiz. Bern 1978 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 605).
- ESTA, Eidg. Betriebszählung 1975, Band 6, Industrie, Gewerbe, Dienstleistungen, Sonderfragen für die Schweiz. Bern 1978 (Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 609).
- W. FISCHER: Esquisse d'une sociologie de la psychopathologie de la femme. In: Archives Suisses de Neurologie, Neurochirurgie et Psychiatrie 117, 1975.
- Yvonne FLUCKIGER-HÄFLIGER: Berufstätigkeit der Frau und Frauenberuf am Beispiel der Eidg. Volkszählung 1960. Lizentiatsarbeit am Institut für Soziologie der Universität Bern, Bern 1967.
- Kurt FLÜHMANN/Mengia GUIDON: Soziale Institution: Der Stützpunkt (Ambulante Dienstleistungen für Betagte). Diplomarbeit an den Vereinigten Schulen für Sozialarbeit Bern und Gwatt, Abteilung Teilzeitschule, Bern 1976.
- Die Folgen der Rezession für die Frau. Bericht der Eidg. Kommission für Frauenfragen, Bern 1976.
- Fortbildungstagung der Schweizerischen Gesellschaft für Familienplanung. Neue Zürcher Zeitung, Zürich, 24.2.1981.

- Der Freizeit- und Ferienverkehr in der Schweiz, Arbeitsunterlage Nr. 25 der Eidg. Kommission für eine Gesamtverkehrskonzeption in der Schweiz. Bern 1977.
- Gewalt gegen Frauen. Untersuchung der Frauenzentrale Basel im Jahr 1978. Hrsg. von der Frauenzentrale Basel, Basel 1979.
- Margareta HALLER-ZIMMERMANN: Die UNO-Menschenrechtskonvention und die rechtliche Stellung der Frau in der Schweiz, Zürich 1973.
- Handbuch Zürcher Sozialwesen 1978. Hrsg. von der Informationsstelle für Sozialdienste im Kanton Zürich, Zürich 1977.
- Bettina HEINTZ: Die sanfte Gewalt der Familie. In: G. HISCHIER/R. LEVY/W. OBRECHT: Weltgesellschaft und Sozialstruktur. Festschrift für Peter Heintz. Rüegger, Diessenhofen 1980.
- Thomas HELD: Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse. Luchterhand, Darmstadt und Neuwies 1978 (Soziologische Texte, Band 110).
- Thomas HELD/René LEVY: Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz. Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1974.
- F. HOFFMANN: Ledige Mütter. Verlag Roter Stern, Frankfurt a.M. 1976.
- François HÖPFLINGER: Neuere Veränderungen der Familienbildung in der Schweiz. Vortrag gehalten anlässlich der Jahresversammlung der Schweiz. Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft, 21./22. Mai 1981 in Lugano.
- François HÖPFLINGER u.a.: Soziodemographische Determinanten des Geburtenrückgangs, 2. Teil: Empirische Vorstudien zu generativen Einstellungen. Schlussbericht an den Schweizerischen Nationalfonds, Zürich 1980.
- Josef HÖRL: Strukturen zur gesellschaftlichen Entwicklung des Altersproblems. In: L. ROSENMAYR/H. ROSENMAYR (Hrsg.): Der alte Mensch in der Gesellschaft. Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1978.
- W. HUTMACHER/A.-L. DU PASQUIER: Les chrèches - problèmes de placement d'enfants d'âge préscolaire à Genève. Genève 1964.
- Käthe JOHANNES-BISKE: Der Eingang von Unterhaltsbeiträgen für aussereheliche und für Scheidungskinder. Ergebnisse einer Untersuchung in der Stadt Zürich 1971. In: Statistik der Stadt Zürich, Heft 69, Zürich 1974.
- Martine KELLER/Elisabeth GUYOT-NOTH: Femmes fécondité, quels avenir? Ed. Delta, Vevey 1978.
- Jean KELLERHALS/Pieter VAN KEEP: Perception du rôle féminin dans la famille et stratégies de réalisation: essai sur l'inégalité devant le vieillissement. Vortrag am 8. Internationalen Soziologenkongress, Toronto 1974.
- Jean KELLERHALS/Pieter VAN KEEP: Normes de rôle féminin et division du travail dans la famille urbaine. In: Contribution à l'analyse sociologique de la Suisse, Genève 1974.
- Jean KELLERHALS/Geneviève STEINAUER-CRESSON: Systèmes de marché, classes et système de mariage: Analyse de trois ensembles normatifs. In: Schweiz. Zeitschrift für Soziologie, Nr. 3/1976.
- Jean KELLERHALS et al.: Structures économiques, classes sociales et image du mariage. Communication présentée au 4e Congrès de la Société suisse de la sociologie, Neuchâtel 1978.
- Jean KELLERHALS et al.: Réalité familiale et droit du mariage. Genève 1981.
- Ingrid KLAPROTH: Probleme älterer Arbeitnehmerinnen. Unter besonderer Berücksichtigung der Industriearbeiterin. In: Informationen für die Frau, Nr. 3/1978.
- Zur Lebenssituation alleinstehender Frauen. Eine Untersuchung des Instituts für Demoskopie Allensbach. Hrsg. vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, Bonn 1970.
- Ledige eindeutig benachteiligt. In: "Der Bund", Bern, 22.3.1980.
- Ursula LEHR: Aelterwerden als Frau - ein Beitrag zur differentiellen Gerontologie. In: U. LEHR (Hrsg.): Seniorinnen. Zur Situation der älteren Frau, Steinkopff, Darmstadt 1978.
- Ursula LEHR: Die Situation der älteren Frau - psychologische und soziale Aspekte. In: U. LEHR (Hrsg.): Seniorinnen. Zur Situation der älteren Frau, Steinkopff, Darmstadt 1978.
- Ursula LEHR (Hrsg.): Seniorinnen. Zur Situation der älteren Frau, Steinkopff, Darmstadt 1978.
- M. LEUENBERGER: Fragwürdige Berechnung des Existenzminimums im Kanton Zürich. Tages Anzeiger, Zürich, 11.9.1978.
- René LEVY: Psychosomatic Symptoms and women's protest. In: Journal of Health and Social Behavior 17, 1976.
- René LEVY: Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive. Enke, Stuttgart 1977.
- Ruth MANGOLD: Die Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung bei ausserehelichen Kindern. Diplomarbeit an der Schule für Sozialarbeit Bern, Bern 1971.
- C. MEILLASSOUX: Femmes, greniers, capitaux. Maspéro, Paris 1975.
- Der Monat in Wirtschaft und Finanz. Hrsg. vom Schweizerischen Bankverein, Nr. 6/1977, Basel 1977.
- A. MONNIER: L'Europe et les pays développés d'outre-mer. In: Population, Nr. 4-5/1979.
- H.-G. MOORS: The Netherlands Survey on Fertility and Parenthood Motivation 1975. A summary of Findings. In: World Fertility Survey, Nr. 12/1978.
- Mouvement populaire des familles: Comment vivent-ils? Les ménages salariés romands en chiffre. Genève 1979.
- La nouvelle identité féminine - l'évolution des rôles parentaux. In: Bulletin de l'association des mères chefs de famille. Lausanne 1979.

- Ann OAKLEY: Housewife. Allen Lane, London 1974.
- Ann OAKLEY: The Sociology of Housework. Ed. Robertson, London 1974.
- Helen OSWALD: Die finanzielle Situation von verwitweten und geschiedenen Müttern mit Kindern. Diplomarbeit an der Schule für Soziale Arbeit Zürich, Zürich 1973.
- Partisans. Libération des femmes année zéro. Maspéro, Paris 1970.
- A.-M. PIOVANO/A. VEZ: La condition marginale de la mère célibataire. Diplomarbeit an der Ecole de Service Social Genève, Genève 1969.
- Agnès PITROU: Vivre sans famille? Les solidarités familiales dans le monde d'aujourd'hui. Edition Privat, Toulouse 1978.
- Marianne PLETSCHER: Weggehen ist nicht so einfach. Gewalt gegen Frauen in der Schweiz. Limmat-Verlag, Zürich 1977.
- H.J. PRILL: Ueber das Klimakterium. Zur Physiologie und Pathologie der Alterungsvorgänge bei der Frau. In: U. LEHR (Hrsg.): Seniorinnen. Zur Situation der älteren Frau, Steinkopff, Darmstadt 1978.
- Pro Familia. 34. Rechenschaftsbericht 1975, Luzern 1976.
- Pro Juventute. Jahresbericht 1977/78, Zürich 1978.
- Rechenschaftsbericht 1978. Schweizerische Rentenanstalt, Zürich 1979.
- Leopold ROSENMAYR/Hilde ROSENMAYR (Hrsg.): Der alte Mensch in der Gesellschaft. Reinbek b. Hamburg 1978.
- Martin ROTHENBUHLER: Eine Zeitbudgetstudie als Grundlage der Verkehrsplanung. In: Schweiz. Zeitschrift für Soziologie, Nr. 3/1978.
- L. ROUSSEL/P. FESTY: Recent Trends in Attitudes and Behaviour Affecting the Family in Council of Europe States, Wasbourg 1979.
- Christiane RYFFEL-GERICKE: Die Geburt des ersten Kindes. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, Nr. 1/1980.
- Constantina SAFILIOS-ROTHSCHILD: The Study of Family Power Structure. A Review 1960-1969. In: Journal of Marriage and the Family, Nov. 1970.
- Constantina SAFILIOS-ROTHSCHILD: Macro- and Micro-Examination of Family Power and Love. An Exchange Model. In: Journal of Marriage and the Family, Mai 1976.
- J. SCHATZ: Der alternde Mensch. - Theoretische und empirische Informationsgrundlagen für eine schweizerische Alterssozialpolitik. Dissertation, St. Gallen 1970.
- Jürg SCHIFFER: Sport und Freizeit. Eine Analyse der Einstellungen und des Verhaltens junger Schweizer (-innen) unter besonderer Berücksichtigung des Sozialisationsprozesses. Bericht über die im Rahmen der pädagogischen Rekrutenprüfungen 1976 durchgeführte Befragung. Verlag Sauerländer Aarau, Frankfurt a.M., Salzburg 1979.
- Edith SCHLAFFER/Cheryl BENARD: Die Ueberlebenden - Thesen zum Partnerverlust älterer Frauen. In: U. LEHR (Hrsg.): Seniorinnen. Zur Situation der älteren Frau, Steinkopff, Darmstadt 1978.
- U. SCHMIDBAUER-SCHLEIBNER: Gegen die sexistische Verteilung gesellschaftlicher Arbeit. Ein Plädoyer für die Rollenhalbierung. In: Vorgänge. Zeitschrift für Gesellschaftspolitik, Nr. 32/1978.
- Hans-Dieter SCHNEIDER: Psychologische und soziologische Fragen des Alterns. Beitrag für die Neubearbeitung des Berichtes "Die Altersfragen in der Schweiz", 1978 (unveröffentlicht).
- Margrit SCHÖBI: Die ledige Frau in der katholischen Kirche. Schritte ins Offene, Nr. 2/1978.
- Margrit SCHÖBI: Wir ledigen Frauen. In: Vaterland, Luzern, 24.6.1978.
- Hermann SCHREIBER: "Du bist du, und ich bin ich". Ueber das Leben in der Ersten Person Einzahl. In: "Der Spiegel", Nr. 25, 26, 27/1978.
- Schritte ins Offene. Ledig. Nr. 2/1978. Hrsg. vom Schweizerischen Katholischen Frauenbund, Evangelischer Frauenbund der Schweiz, Christkatholischer Frauenbund der Schweiz.
- Katharina SCHÜTZ/Anneliese STEINHOFF: Alleinstehende Frauen, dargestellt in der zeitgenössischen Literatur, 3teilige Sendung von Radio DRS, Abt. Wort (Ressort Familie), ausgestrahlt am 2., 9. und 16. August 1978 (Wiederholung).
- Rita SCHWARZER: Allein - die neue Alternative zu leben. In: "Die Weltwoche", Zürich 10.9.1980.
- Willy SCHWEIZER: Die finanzielle Lage der AHV-Bezüger und deren Beurteilung im Hinblick auf die 9. AHV-Revision. Institut für Soziologie der Universität Bern, Bern 1976.
- Willy SCHWEIZER: Die finanzielle Situation der AHV-Rentner im Tessin. Analyse aufgrund der Steuerdaten für die Jahre 1973/74, Institut für Soziologie der Universität Bern, Bern 1977. (Arbeitsberichte aus dem Institut für Soziologie der Universität Bern, Nr. 2).
- Willy SCHWEIZER: Die wirtschaftliche Lage der Rentner in der Schweiz. Verlag Paul Haupt, Bern 1980, Band I (Text) und II (Tabellen). (Publikationen des Schweizerischen Nationalfonds aus dem Nationalen Forschungsprogramm, Band 4).
- Schweizerischer Katholischer Frauenbund (SKF): Jahresbericht 1977, Luzern 1977.
- Sozio-ökonomische Aspekte einer Gesamtenergiekonzeption in der Schweiz. Ausgearbeitet durch Prognos AG Basel, Bern 1978. (Schriftenreihe der Eidg. Kommission für die Gesamtenergiekonzeption, Studie Nr. 21).
- S. SPREY: Family Power Structure: A Critical Comment. In: Journal of Marriage and the Family, Mai 1972.
- Stadt Zürich. Geschäftsbericht 1977, Sozialamt. Separatdruck aus dem Geschäftsbericht des Stadtrates, Zürich 1977.
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz. Herausgegeben vom Bundesamt für Statistik. Birkhäuser Verlag, Basel 1960-1980.

Die Stellung der Frau in der Schweiz, Teil I: Gesellschaft und Wirtschaft. Bericht der Eidg. Kommission für Frauenfragen, Bern 1979.

Die Stellung der Frau in der Schweiz, Teil III: Recht. Bericht der Eidg. Kommission für Frauenfragen, Bern 1980.

Die Strafurteile in der Schweiz 1978. Hrsg. vom Bundesamt für Statistik, Bern 1980.

M.E. SZINOVACZ: Lebensverhältnisse der weiblichen Bevölkerung in Oesterreich. Teilnahme am Erwerbsleben und familiäre Situation. Ergebnisse des Mikrozensus, September 1977. Wien 1979. (Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau 9/1979.

Hugo TRINER: Regionaler Wohnungsbedarf in der Schweiz. Regionalisierte Wohnbedarfsschätzung für die Schweiz bis zum Jahre 1990. Instrumentarium für eine bedarfsgerechte örtliche und regionale Auswahl von Wohnbausubventionsgesuchen. Bundesamt für Wohnungswesen, Bern 1978 (Schriftenreihe "Wohnungswesen", Band 4).

Judith UNTEREGGER-MATTENBERGER: Partnerschaft und Machtgefälle in der Ehe. Ergebnisse einer vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Voruntersuchung zum Thema "Rollendifferenzierung und Machtverhältnisse bei Ehepaaren im städtischen Kontext". Sozialforschungsstelle des Psychologischen Instituts der Universität Zürich, Zürich 1977 (interner Forschungsbericht).

Untersuchung über die Stellung der Frau in der Schweiz. Im Auftrag der Nationalen Schweiz. UNESCO-Kommission durchgeführt von T. Held und R. Levy. Ergebnisse der Befragung (Tabellenband). Soziologisches Institut der Universität Zürich, Zürich 1974.

C. VALABREGUE: Le droit de vivre autrement. Denoël-Gonthier, Paris 1975.

Vereinigung Schweizerischer Angestelltenverbände (VSA). Tätigkeitsbericht 1977, Zürich 1978.

"VOX-Analyse", Analyse der eidg. Abstimmungen vom 12.6.1977, 25.9.1977, 4.12.1977, 26.2.1978, hrsg. von der Schweiz. Gesellschaft für praktische Sozialforschung und Forschungszentrum für schweizerische Politik der Universität Bern.

Walter WEBER/Rémy AELLIG: Vers la création d'un service social régional dans les districts de Moutier et de Courtelary. Travail présenté à l'Ecole d'études sociales et pédagogiques de Lausanne, Lausanne 1976.

Jürg WILLI: Die Zweierbeziehung. Spannungsursachen - Störungsmuster - Klärungsprozesse - Lösungsmodelle. Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1975.

"Wo drückt der Schuh". Auswertung von 2'500 schriftlich eingegangenen Fragebogen. Zusatzbefragung von 400 Männern und Frauen, durchgeführt von Publitest AG, Institut für Markt- und Werbeforschung, Zürich 1974.

Hedi WYSS: Hausfrau sein und Mutter - geht das? In: "Emma", Nr. 2/1978.

Hanni ZAHNER: Das Problem der Einsamkeit im Leben der alleinstehenden Frau. Zeitschrift für Sozialberatung, Nr. 6/1973.

Zeitverwendung in der Schweiz. Unveröffentlichte Studie des Bundesamtes für Statistik, Bern 1981.

Zentralverband Schweizerischer Arbeitgeber-Organisationen. Bericht des Vorstandes an die Mitglieder über das Jahr 1977, Zürich 1978.

Zusammenstellung der Vernehmlassung zu Entwurf und Begleitbericht zum Gesetzesentwurf vom Sommer für eine Aenderung des Zivilgesetzbuches (Wirkungen der Ehe im allgemeinen und Ehegüterrecht). Hrsg. von der Expertenkommission für die Revision des Familienrechts, Eidg. Justiz- und Polizeidepartement, Bern 1977.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	I-II
Einleitung	III-VI
1. Die Frau in der Familie	
11 Die Relevanz der Familie und die "Normalbiographie"	2- 3
12 Ehegründung und Ehescheidung; neuere Trends	3
121 Heiratshäufigkeit	3- 5
122 Unterschiedliches Heiratsalter von Mann und Frau	5- 8
123 Eheschliessung und Zivilstand	8
124 Auflösung der Ehe	8- 11
13 Mutterschaft, Familie	11
131 Die Entwicklung der Fruchtbarkeitsziffer	11- 14
132 Regionale Unterschiede der Geburtenhäufigkeit	15- 16
133 Neuere Veränderungen in der Familienbildung	16
133.1 Aussereheliche Geburten und voreheliche Schwangerschaften, Geburtenkontrolle	17- 18
133.2 Geburten nach Alter der Mutter und Ehedauer	18- 19
133.3 Familiengrösse	19- 20
133.4 Kinderwunsch	21
134 EXKURS: Zur Bedeutung von Familie und Mutterschaft für einzelne Frauen	22
134.1 Vorbemerkungen	22
134.2 Erste Feststellung: Der Wunsch nach Kindern wurzelt vor allem im emotionalen Bereich, seine Realisierung ist hingegen durch gesellschaftliche Bedingungen determiniert	22- 23
134.3 Zweite Feststellung: Anpassungsleistungen an die neue Situation der Elternschaft werden von der Frau in stärkerem Masse vorgenommen als vom Mann	23- 25
134.4 Dritte Feststellung: Die Uebernahme der Hausfrauen- und Mutterrolle kanalisiert die Energien von Frauen auf eine Weise, die die Persönlichkeitsentwicklung erschwert	25- 27
134.5 Interpretation	27- 28
14 Interne Strukturen in der Familie: Verteilung von Macht und Rollen	28
141 Einführung	28- 30
142 Datenlage	30- 31
143 Rollennorm und innerfamiliäre Organisationsmodelle in der Theorie	31
143.1 Rollennorm und Rollenverteilung	31- 33
143.2 Aufteilung der Arbeit und der Entscheidungsgewalt	33-37
144 Die Praxis	37
144.1 Broterwerb	37- 40
144.2 Hausarbeit / Familienarbeit	40- 44
144.3 Autorität, Entscheidungsgewalt	44- 47
145 Gewalt in der Ehe	48- 50
146 Gesundheitszustand	50- 52
147 Zusammenfassung	52- 53

2.	Unverheiratete Frauen	
21	Die Vielfalt der Situationen	54- 55
22	Das Datenmaterial und seine Lücken	55- 56
23	Die verschiedenen Standardsituationen der unverheirateten Frauen	56
231	Zivilstand	57- 59
232	Haushaltformen	60- 61
24	Die persönliche Situation unverheirateter Frauen	61
241	Ledige Frauen	61- 63
242	Geschiedene Frauen	63- 65
243	Witwen	66
244	Zufriedenheit und Isolationsgrad	66
245	Familienähnliche Situationen	68- 69
25	Die wirtschaftliche und soziale Situation unverheirateter Frauen	69
251	Beruf und wirtschaftliche Situation	69- 73
252	Erwartungen und Normen	74
26	Unverheiratete Mütter	74- 75
261	Die aussereheliche Mutter	75- 77
262	Geschiedene und verwitwete Mütter	77
263	Die allgemeine Situation unverheirateter Mütter	77- 78
264	Bemerkungen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der unverheirateten Mütter	79- 82
27	Zusammenfassung	82- 85
3.	Alter	
31	Einführung	86- 87
311	Lebenserwartung	87- 88
312	Wohnformen	88- 89
32	Altern als soziales Phänomen	89
321	Berufliche Aktivitäten	89- 90
322	Wirtschaftliche Situation	90- 93
33	Gesundheitszustand	93
34	Zusammenfassung	93- 95
	Eine Umfrage als Ergänzung	96-106
4.	Folgerungen und Empfehlungen	
41	Folgerungen	107-110
42	Von den Schwierigkeiten, Empfehlungen abzugeben	111-113
43	Empfehlungen	113-120
44	Massnahmen und Anreize	120-122
45	Freiheit zur Wahl	122-123
	Anmerkungen	124-128
	Literatur	129-133
	Tabellen	136-137
	Grafiken	138

<u>Tabellen</u>	Seite
1 Heiratshäufigkeit der Ledigen, 1971, 1974 und 1979	4
2 Ledige Eheschliessende nach Alter, 1971, 1974 und 1979	5
3 Eheschliessende nach gegenseitigem Alter, 1970, 1977 und 1979 (in %)	7
4 Relative berufliche Stellung der Gatten (in %)	8
5 Eheschliessende nach Geschlecht und Zivilstand (1970) und 1979 (in %)	8
6 Altersspezifische Fruchtbarkeitsziffern (ASFZ)	13
7 Prozentanteile der Altersgruppen an der Gesamtfertilität	13
8 Geburt des 1. Kindes nach Ehedauer, 1970 und 1979	18
9 Durchschnittliche Ehedauer der Eltern bei der Geburt ihres ersten Kindes (in Tagen)	18
10 Familienbildung nach Heiratsjahrgängen, 1970-1977	19
11 Verteilung von ehelichen Erstgeburten nach Alter und Ehedauer der Mutter 1968 und 1977 (nur Schweizer)	19
12 Verteilung der ehelich Lebendgeborenen (inkl. legitimierte Kinder) nach Geburtenfolge (1950-1977)	20
13 Ehepaarbefragung über den Kinderwunsch, Schweiz 1970/71 (in%)	21
14 Bewertung der Berufsrolle im Vergleich mit der aktuellen Rolle	26
15 Bewertung der Hausfrauen- und Mutterrolle im Vergleich mit der Berufsrolle	26
16 Starke Zustimmung zu den Normen nach sozialem Milieu des Ehemannes und nach Berufstätigkeit der Frau (Frauen im Alter von 46-55 Jahren)	32
17 Angestrebte Form der Zusammenarbeit (Anteil der Personen, welche meinen, die genannte Arbeit müsse von beiden Ehepartnern zu gleichen Teilen verrichtet werden, oder abwechslungsweise vom einen oder dem andern)	34
18 Entscheidungsgewalt nach Vorstellung der Ehepartner	35
19 Zustimmung zu Lebensmodellen (in %)	36

20	Familienhaushaltungen von Ehepaaren nach Alter und Berufstätigkeit der Ehefrau sowie nach der Anzahl der vom Ehepaar ernährten Kinder unter 18 Jahren, 1970	39
21	Entscheidungsgewalt nach Realität	46
22	Drogenkontakte von jungen Erwachsenen (in %)	51
23	Familienhaushaltungen mit Vorständen ohne Ehepartner nach Alter und Zahl der Kinder, Haushaltstypen und nach Geschlecht des Vorstandes, 1970	75
24	Aussereheliche Mütter nach Heimat und ausgewählten Berufen (1971) im Vergleich zur berufstätigen weiblichen Bevölkerung der Stadt Zürich (1970)	77
25	Finanzielle Situation einer verwitweten und einer geschiedenen Mutter	79
26	Geschlechtsverhältnis der über 65-jährigen Bevölkerung	87
27	Rentner nach Einkommensgruppen, Geschlecht, Lebensform und Zivilstand (in%)	92

<u>Grafiken</u>	Seite
Uebersichtstabelle	IV
1 Entwicklung der rohen Heiratsziffern in der Schweiz	4
2 Durchschnittsalter bei der Erstheirat	6
3 Eheschliessungen, Verwitwungen und Scheidungen von Frauen, 1960, 1970-79 (% der erwachsenen weiblichen Bevölkerung)	9
4 Scheidungen in der Schweiz auf 100 Heiraten von 1900-1979	10
5 Bevölkerungsbewegung in der Schweiz seit 1900 (Absolute Zahlen)	12
6 Index der Gesamfruchtbarkeit in der Schweiz von 1879/1882 bis 1975	14
7 Geburtenhäufigkeit von Schweizer Gemeinden nach Konfession und Sprachgebiet	16
8 Aussereheliche Geburten und voreheliche Empfängnisse 1965-1979	17
9 Kinderzahl ausgewählter Heiratsjahrgänge	20
10 Erwerbsquote verheirateter Frauen und Männer, nach Familienphase	24
11 Familien nach Machtverteilung und Schicht	45
12 Familien nach Machtverteilung und Berufstätigkeit der Frau	46
13 Ehemündige Frauen nach Zivilstand (in%)	57
14 Altersstruktur der erwachsenen Unverheirateten, nach Geschlecht, Schweiz, 1970 (in % der entsprechenden Altersstufe)	58
15 Haushaltformen	60
16 Erwerbsquote nach Zivilstand, Alter und Geschlecht, Schweiz, 1970	72
17 Die über 65jährige Wohnbevölkerung nach Geschlecht und Zivilstand, 1900-1970	87
18 Anteile der über 65jährigen Männer und Frauen an der männlichen, bzw. weiblichen Gesamtbevölkerung 1860-1980	88
19 Erwerbsquote nach Alter und Geschlecht, 1960 und 1970 (in %)	90